Lukasz Gornicki.

Sein Leben und seine Werke.

Ein Beitrag

zur

Geschichte des Humanismus

in Polen

von

Raphael Löwenfeld.

Breslau.
Verlag von Wilhelm Koebner.
1884.

Vorwort.

Gornicki gehört zu jenen polnischen Schriftstellern, die viel gelobt und wenig gelesen werden. In den gebräuchlichen Literaturgeschichten figurirt er vornehmlich als Verfasser des „Dworzanin“; was er ausserdem noch geschrieben, wird nur beiläufig erwähnt.

Eine allseitige Beurtheilung des Menschen und Schriftstellers ist noch nicht versucht worden — was sich aus den spärlichen Nachrichten über sein Leben, wie aus der Schwierigkeit der Erlangung seiner Schriften in den alten Originalausgaben leicht erklärt.

Die einzige zeitgenössische biographische Notiz über ihn in Starowolski's „Scriptorum Polonicorum Hecatontas“ (1612) ist durchaus werthlos. Es heisst dort unter No. XX. Lucas Gornicius Praefectus Ticocinensis. Graecarum pariter ac Latinarum litterarum peritus, variisque in Academiis, in Philosophiae ac Jurisprudentiae studio magna cum cura exercitatus; adhaec, diversarum linguarum et Historiarum peritus, insignem operam atquo industriam, in iudiciis commissae sibi Provinciae rite peragendis, collocavit, eisque ex aequo et iusto administrandis, clarus inter cives iustitiae mystes extitit; quanquam ob eloquentia magis, gravique

genere dicendi innotuerit, quam sibi ex assidua Senecae lectione comparaverat, ad cuius imitationem Librum de beneficiis conscripserat; opus me hercle pulcherrimum et ad veterum scriptorum invidiam. Similiter libros Dialogorum, Aulicum et Rhetoricam polonicam. Nec sane immerito, ei etenim qui ad clavum positus est, necessaria est omnino, iuxta Ciceronis sententiam, oratio et sapientia qua tegat populus, qua stabiliat leges, qua castiget improbos, qua tueatur bonos, qua laudet claros, qua in exemplum proponat iustos viros, qua praecepta laudis et salutis apte ad persuadendum edat suis civibus, qua hortetur ad decus, revocet a flagitio, consoletur afflictos, facta et consulta sapientum, fortium ac iustorum, cum improborum ignominia, nisi resipiscant, prodat actorum sempiternis monimentis. Fecit singula haec, et habuit in usu frequenti Gornicius noster, et eloquentia ei non ad gloriam in vita comparanda solum, sed ad famam etiam defuncti augendam profuit. Qui idem, versibus etiam pleraque pangebat, iis horis quibus a publicis negotiis ac civilis iuris studio, feriari sibi ac veluti respirare liceret.

Man sieht, Starovolscius wusste so gut wie nichts über die Lebensumstände des kurz vorher verstorbenen (1603) Schriftstellers und half sich mit dem Lobe der Beredtsamkeit über die Verlegenheit hinweg. Von seinen Werken kennt er nur einen Theil, erwähnt aber eines, das uns gänzlich unbekannt ist, die „Rhetorica polonica“.

Braun („De virtutibus et vitiis“), der im vorigen Jahrhundert schrieb, und G.'s Werke fleissig studirt hatte, berichtet über sein Leben nichts Neues; aus den „Dzieje“ wusste er, das G. Sekretär Sigmund August's gewesen.

Ein etwa 10 kleine Seiten umfassendes „Leben des Autoris“ schickt C. G. F(riese) seiner deutschen Uebersetzung der „Rozmowa“ voraus (1753); der grössere Theil dieser Einleitung ist der Aufzählung von Gornicki's Werken gewidmet, die eigentliche Biographie wird auf vier Seiten abgethan, zeugt jedoch von einer geschickten Benutzung der „Dzieje“.

Aber auch er kennt weder Geburts- noch Sterbejahr des Schriftstellers. Erst in unserem Jahrhundert gelang es dem Fleisse einiger Gelehrten, das biographische Material zu vervollständigen.

Władysław Trębicki veröffentlichte in der Biblioteka Warszawska vom Jahre 1843 (III. 77) einige Actenstücke, die auf das Leben Gornicki's Bezug haben.

Ignacy Smoleński theilte in der sonst ziemlich unkritischen Arbeit über Gornicki (Przegląd Naukowy Warszawa 1848 p. 115) die Copie seiner Grabinschrift mit, und Alexander Przezdziecki, Wejnert, Gloger vermehrten die Zahl der Actenstücke, die sich auf den Schriftsteller bezogen[1]); Maciejowski veröffentlichte im Dodatek einige Briefe, die sich in den Bibliotheken zu Sieniawa und Kórnik erhalten hatten.

Während wir damit beschäftigt waren, diese geringen Vorarbeiten über Łukasz Gornicki zu einem Bilde zusammenzufügen und dasselbe durch die Verwerthung von Actenstücken zu ergänzen, welche uns die Verwaltung der Archive zu Krakau und Warschau und die Bibliothek des Grafen Zamojski ebendaselbst zur Verfügung gestellt hat, wie auch durch eine Analyse und Kritik seiner Werke diesem Bilde die nothwendige Abrundung zu geben, erschien die Arbeit von Bronisław Czarnik: Żywot Łukasza Gornickiego.

Im eigenen Interesse müssen wir unser Verhältniss zu diesem Buche klarstellen.

Als der erste Theil der Czarnik'schen Studie im Przegląd Naukowy i Literacki (Augustheft) erschien, lag der biographische Theil unserer eigenen Arbeit bereits sechs oder sieben Monate druckfertig vor. Es ist natürlich, dass auch uns ganz dieselben Actenstücke in die Hände gefallen waren, wie Herrn Czarnik. Wir hatten uns begreiflicherweise beide an die genannten Archive gewandt, und die

[1]) S. Bibl. Warsz. 1862. II. 100; 1875. I. 420; III. 139; IV. 422; Maciejowski's Artikel in der Bibl. W. stimmt wörtlich überein mit dem betreffenden Kapitel in „Piśmiennictwo“.

Freundlichkeit der Herren Directoren Prof. Pawiński in Warschau und Prof. Bobrzyński in Krakau in gleichem Maasse erfahren. Persönliche Beziehungen brachten Czarnik in den Besitz einiger Mittheilungen von Herrn Sigmund Gloger, die mir nicht zugänglich gewesen waren, während ich andrerseits Herrn Prof. Przyborowski, den ich auch bei dieser meiner Arbeit um Rath anging, die Correspondenz Gornicki's mit dem Kanzler Zamojski und ein nicht unwichtiges Actenstück amtlicher Natur verdanke.

Czarnik's Arbeit ist nur eine Biographie Gornicki's. Auf seine Werke geht sie gar nicht ein, der Charakteristik des Mannes widmet sie nur wenige Seiten. Um jedes Missverständniss auszuschliessen, will ich vorweg aussprechen, dass diese Biographie mit äusserstem Fleisse und grösster Umsicht alles zusammengetragen hat, was an Einzelzügen aus dem Leben Gornicki's bekannt ist, und dass sie diese zu einem möglichst abgerundeten Bilde verbunden hat — ich sage möglichst abgerundet, weil die zweite Hälfte seines Lebens durch so wenige Nachrichten beleuchtet wird, dass eine harmonische Darstellung für heute noch ein frommer Wunsch bleiben muss. Meine Ansicht über Czarnik's Arbeit und mein Verhältniss zu derselben habe ich in dem Warschauer „Ateneum“ (Juliheft 1883) ausführlich klargelegt.

Schon der Umstand, dass Czarnik's Arbeit rein biographischer Natur ist, rechtfertigt unsere Veröffentlichung, welche sich von vornherein einen weiteren Rahmen gewählt hatte. Zudem waren wir auch im Stande, den Schatz an Daten und Thatsachen aus Gornicki's Leben durch einiges zu vermehren, und dies und jenes anders (wie wir meinen richtiger) darzustellen.

Der Pflicht, nach gründlicher Durchsicht der Czarnikschen Arbeit, auch den biographischen Theil der unsrigen noch einmal durchzuarbeiten, sind wir selbstverständlich nachgekommen.

Es erübrigt noch, auf diejenigen Werke hinzuweisen, welche wir als Quellen benutzt haben, und die wir im

Texte in Abkürzungen citiren. Es sind dies neben den Werken Gornicki's, bei welchen, wo nichts anderes angegeben, auf die Turowski'sche Ausgabe verwiesen wird, folgende:

Voigt Georg. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Zweite Auflage. Berlin 1880.

Zeissberg Heinrich. Die polnische Geschichtsschreibung im Mittelalter. Leipzig 1873.

Szujski Józef. Odrodzenie i reformacya w Polsce. W Krakowie 1881.

Senecae L. Annaei Tragoediae ed. Rudolfus Peiper et Gustavus Richter. Lipsiae MDCCCLXVII.

Senecae L. Annaei Opera quae supersunt ed. Fridericus Haase. Lipsiae MDCCCLXXVII. Vol. II.

Castiglione. Il Cortegiano del conte Baldessar C. publicato per cura del Conte Carlo Bandi di Vesme. Firenze 1854.

Contareni Casparis Patricii Veneti De magistratibus et republica Venetorum libri quinque. Basileae anno MDXLVII.

Jagiellonki polskie w XVI. wieku ..... przez Alexandra Przezdzieckiego. Kraków 1868. Vol. III.

Constitucie Statuta y Przywileie, na walnych seymiech koronnych Od Roku Pańskiego 1550 aż do Roku 1625 uchwalone. W Krakowie, W Drukarni Andrzeia Piotrkowczyka, Krola J. M. Typographa, Roku Pańskiego 1625.

Czarnik citiren wir überall da, wo wir ihm etwas entnehmen, was uns erst durch seine Schrift bekannt wurde. Die Actenstücke, welche uns beiden zu erwerben gelungen war, bezeichne ich mit genauem Datum, so dass sie der Leser ohne Schwierigkeit bei Czarnik im Anhange finden kann. Die Czarnik unbekannten Briefe und das eine Actenstück aus der Zamojski'schen Bibliothek habe ich im „Ateneum" (Juli 1883. Bd. III. 186—202) veröffentlicht. Uebrigens wird der Leser das gesammte Material in der

demnächst erscheinenden Ausgabe der Werke Gornicki's zusammenfinden. —

Es wird sicherlich zu dem Gesammtbilde Gornicki's noch viel, sehr viel nachzutragen sein. Die geringen Vorarbeiten auf diesem besonderen Gebiete und auf dem der polnischen Literatur des XVI. Jahrhunderts im Allgemeinen, vornehmlich aber der völlige Mangel an Arbeiten über die Beziehungen Italiens zu den polnischen Humanisten dieser Zeit, wird die Lücken unserer Studie entschuldigen.

Breslau, im September 1883.

Raphael Löwenfeld.

Inhaltsübersicht.

Druckfehlerverzeichniss.

S.	26.	Z.	6	von oben	lies	Kochanowski's.
=	26.	=	7	= =	=	Patricius.
=	34.	=	8	= =	=	seinen.
=	42.	=	3	von unten	=	będzie.
=	92.	=	8	= =	=	1220.
=	162.	=	6	von oben	=	2. Die Dzieje.
=	163.	=	6	von unten	=	Otóż **Kiedy**ście.
=	191.	=	5	von oben	=	**1651**.

Einführung.

Durch die beiden grossen Concile zu Constanz (1414 bis 1418) und zu Basel (1431—1449) begann der bis dahin rein italienische Humanismus seine reformatorische Wirksamkeit über Europa auszudehnen. Die persönlichen Beziehungen, welche die grossen Versammlungen der gelehrten Geistlichkeit unter den einzelnen Concilbesuchern anbahnten, befruchteten das geistige Leben der ausseritalienischen Völker Europas und führten die neue Richtung auch jenseits der Alpen zum Siege. Der Boden für die Aufnahme des Humanismus war durch die gemeinsame Sprache der Gelehrten gegeben; es bedurfte nur der Anregung, um das Studium des klassischen Alterthums im Geiste Italiens aufzunehmen. Die Ueberlegenheit der feinen Bildung der italienischen Kirchenfürsten und Prälaten drängte sich allen Fremden mächtig auf und der Wunsch, ihnen nachzueifern, ward geweckt. Nahrung fand er in der Verbreitung von Schriften und Reden der hervorragendsten, wie Poggio und Pius II., und das geschah durch die das ganze katholische Europa bereisenden Agenten und Gesandten der Curie in fruchtbringendster Weise.

Die Wege, auf welchen die humanistischen Ideen nach dem gerade damals in die geistige Bewegung des Westens eintretenden Polen gelangten, im Einzelnen nachzuweisen,

wird wohl noch lange eine ungelöste Aufgabe bleiben. Wir vermögen nicht überall die ersten Anregungen und den ursächlichen Zusammenhang nachzuweisen, wohl aber beobachten wir vielfach die schnell kundwerdende Wirkung.

Auf dem Concil zu Constanz waren unter den Vertretern Polens der Universitätsrector Paul Wladimir und Andreas Laskary de Gosławice;[1]) ersterer überreichte durch die germanische Nation, zu welcher Polen gezählt wurde, eine Schrift über die Bekehrung der Heiden, letzterer repräsentirte würdig durch zwei Begrüssungsreden, eine an den Papst, eine an den Kaiser. Erwähnt wird ferner ein Mönch aus Tyniec, Nicolaus Nason, der den Bericht der Visitatoren Johann de Vinzelles und Archaubald de Villars über die Klöster der Regel von Clugny durch eine Uebersicht der polnischen Filialen ergänzte.

Auf dem Baseler Concil begegnen wir einer grösseren Zahl polnischer Gelehrter: Stanisław Ciołek aus Posen, der Kanzler Johann Koniecpolski, der Decan Nicolaus Łasocki aus Krakau, der Canonicus Johann Lutek aus Brzezie, Magister Nicolaus Kozłowski, Archidiakon Dersław aus Krakau, Doctor decretorum Johann Elgoth, Propst Marcin von Wilno, Sędziwoj von Czechel, empfingen hier, wo nicht blos die Gelehrten aller Länder zusammengekommen waren, sondern auch die Bücherhändler mit ihren Handschriften ein lohnendes Geschäft vereinigt hatte, die mächtigen Impulse, welche die Literatur Polens zu der Höhe brachten, die sie im XVI. Jahrhundert erreichen sollte.

Von Basel aus gelangten auch die ersten humanistischen Codices nach Polen, deren Zahl durch die Ergebnisse der italienischen Reisen des Johann Długosz um ein Bedeutendes wuchs. Curtius, Justinus, Sallust und Livius, „quidquid in usu est“, einige Bände Cicero brachte dieser Abgesandte Zbigniew Oleśnicki's nach Polen mit. Obwohl Długosz keineswegs zu den Humanisten zu zählen ist, so

---

[1]) Zeissberg (Z.) 170. 172. 185. 191. 194. 220.

bewunderte doch auch er schon „die italienische Glätte“ des Stils, und ihren Hauptrepräsentanten Aeneas Sylvius, ja er benutzte wiederholt Briefe desselben als Quellen für sein Geschichtswerk. Długosz's italienische Reisen fallen genau in die Zeit, in welcher die Aufnahme der italienischen Gelehrsamkeit in Polen mit dem klaren Bewusstsein von ihrem hohen Werthe gefördert wird. Der Mann, dessen Verdienst in dieser Hinsicht unbestritten, ist Długosz's Vorgesetzter, der Cardinal Zbigniew Oleśnicki.

Die Wirkung italienischen Einflusses lässt sich auch vor Zbigniew Oleśnicki's Thätigkeit verstreuet nachweisen oder vermuthen. Es konnte nicht ohne Anregung vorübergehen, dass Filelfo bei der Hochzeit Władysław's am 5. März 1424, zu der er mit dem Cardinal Branda gekommen war, eine glänzende Rede hielt. Die obscönen Gedichte, welche in der Handschrift des Liber cancellariae Stanislai Ciołek zwischen Auszügen aus Ovid eingestreut sind, gleichviel aus wessen Feder sie geflossen, weisen auf eine Berührung mit der wenig sittenstrengen Anschauung der Italiener hin; Sędziwoj von Czechel's Angriffe auf eine Sculptur, „welche die Jungfrau Maria, in der naiven Weise der alten Zeit, gleich einer irdischen Mutter in der Stunde der Geburtswehen darstellte,“ [1]) sind wohl mehr die Frucht einer durch humanistische Anschauungen geläuterten Kunstanschauung — man erinnere sich, dass Sędziwoj auf dem Concil zu Basel war — als einer mehr als gewöhnlichen Frömmigkeit; denn die strengste Frömmigkeit nahm ja an dieser hässlich realistischen Darstellung keinen Anstoss.

In die Universität hatte der Humanismus vor Zbigniew's Zeit nur mühsam eindringen können. Als Gregor aus Sanok um das Jahr 1440 Vergils Bucolica und Georgica las, als er die Comödien des Plautus, deren er mehrere entdeckt und die er nachgeahmt haben soll [2]) und Juvenals Satiren in humanistischer Weise erläuterte, rief er so allge-

[1]) Z. 191. [2]) Z. 346. 345.

meines Erstaunen hervor, dass selbst ältere Männer sich nicht scheuten, seinen Vorträgen zuzuhören.

Aber reger und fruchtbringender wurden die polnisch-italienischen Beziehungen erst seit den Bemühungen des grossen Cardinals.

Zbigniew Oleśnicki bittet Aeneas Silvius Piccolomini, den nachmaligen Papst Pius II., um die Zusendung einer Sammlung seiner Briefe. Dieser berühmte Humanist, der den Wunsch seines einflussreichen Gönners natürlich nicht unerfüllt lässt, kann Oleśnicki's gewandte Latinität nicht genug bewundern und loben. Długosz sagt in einem Reiseberichte[1]) an den Cardinal, der ihm auch Geschenke und Briefe an Piccolomini mitgegeben hatte: „Obgleich derselbe die von einem Cardinal der Kirche überbrachten Geschenke hoch anschlug, so erregte doch Euer Brief in noch höherem Maasse sein Wohlgefallen, und er vermochte nicht, dasselbe zu verbergen, sondern lief damit in die kaiserliche Kanzlei und zu den königlichen Rathsherren, las ihnen denselben vor, pries denselben auf das höchste, indem er zugleich seine Verwunderung darüber ausdrückte, dass er aus unserem Barbarenlande eine so beredte Zuschrift erhalten konnte. Die Deutschen neckte er ungefähr mit folgenden Worten: „Der Brief, den ich hier in Händen halte, ist für Euch eine grosse Schande; denn er ist so schön und gedankenreich, dass ich nicht weiss, ob mir eine würdige Erwiderung desselben gelingen wird, derselbe liefert ferner den Beweis, dass es in Polen ausgezeichnete Köpfe in der Theorie und in der Praxis giebt, während ihr so träge und nachlässig seid, dass in ganz Deutschland sich niemand auffinden liesse, der es verstände, die Worte gleich wohl zu setzen.“

Im Jahre 1550 kam die gewünschte Briefsammlung nach Polen, begleitet von der vielgerühmten Abhandlung „über das elende Leben der Höflinge“ und der berüchtigten Novelle „Euryalus und Lucretia“.

---

[1]) Z. 215.

Gestand Zbigniew auch, dass er nicht wagen dürfe, den Alten nachzueifern, dass er sich vielmehr begnügen müsse, ihre italienischen Schüler zum Muster zu nehmen, so studirte er doch, trotz der ungeheuren Lasten seiner Amtsbeschäftigung, die römischen Klassiker, was die Aufnahme eines Citats aus Cicero's „De officiis" in eine Rede, welche bei einer kirchlichen Feier gehalten und an die Pforten der Kirche geheftet wurde, deutlich beweist.

Zbigniew Oleśnicki starb 1455.

Von dieser Zeit an gewinnt der Humanismus immer mehr Boden, am Hofe wie an der Universität.

Die Krakauer Akademie, an welcher die Vorlesungen nach italienischer Zählung (14—22 Uhr) bezeichnet wurden, ward der Kampfplatz für das entscheidende Ringen, das der Humanismus mit dem scholastischen Geiste zu bestehen hatte.

Im Jahre 1449 wird das Collegium minus gegründet, und unter den einzelnen reich ausgestatteten Collegiaturen begegnen wir einer für die Rhetorik Cicero's und für die lateinischen Autoren, zu welchen neben Boethius und Alanus auch Vergil, Ovid, Horaz und Terenz gezählt werden.

Zwanzig Jahre später (1472) tritt Callimachus als Schüler in die Krakauer Hochschule ein, 1473 erscheint Michał aus Wieluń als Mitglied der Universität und 1476 als, nach dem Brande des Collegium minus, die Neuerrichtung desselben von Sixtus IV., dem grossen Mäcen der Humanisten, bestätigt worden war, ist der Fortschritt der jungen Richtung augenscheinlich geworden. Neben Cicero wird auch Quintilian in den Lehrplan aufgenommen, an der Spitze der erläuterten Dichter stehen Vergil und Ovid.

Johann aus Oświecim, in humanistischer Weise Johannes Sacranus genannt, der Schüler Filelfo's, ist im letzten Viertel des XV. Jahrhunders zu wiederholten Malen Decan der facultas artium und Rector der Universität.

In seine Zeit fällt auch die Immatriculation des nachmaligen Tübinger Professors Henricus Bebelius, das Auftreten des deutschen Humanisten Conrad Celtes und die

Gründung der Sodalitas Vistulana an der polnischen Hochschule.

Diese Gesellschaft sollte, wie die platonischen Akademien Italiens, den Mittelpunkt für alle humanistischen Bestrebungen bilden. Celtes und Callimachus, eigentlich Filippo Buonacorsi geheissen, der aus Italien geflohen war, als die von seinem Lehrer, dem „überspannten Alterthümler" Pomponio Leto gegründete „literarische Sodalität" aufgehoben und etwa zwanzig seiner Jünger wegen des Verdachts unchristlicher und republikanischer Gelüste verhaftet worden waren — Celtes und Callimachus wollten hier, wahrscheinlich unabhängig von der Botmässigkeit der Akademie, mit Hilfe einer ähnlichen Vereinigung auf die Universitätskreise einwirken und — was Celtes später in Wien vollkommen gelang — die Universität selbst in diesem Geiste reformiren.

Nach kurzem Aufenthalt verlässt Celtes, wir wissen nicht warum, das unwirthliche Polen, wie wir aus seiner Empfindung heraussagen müssten. Aber der Kreis, den er um sich zu sammeln verstanden hatte, war gross an Zahl und an Bedeutung. Collegen und Schüler hatten sein Werk gefördert, der hervorragende Astronom Albert von Brudzewo — der Ruf dieses Mannes hatte Celtes, wie später Nicolaus Copernicus, eigentlich nach Krakau gezogen — der Arzt Ursinus, der berühmte Breslauer Sigismund Fusilius (Gostinger), der Grieche Salemnius aus Delos waren seine Freunde; unter seinen jüngeren Anhängern thaten sich Laurentius Corvinus Novoforeusis (Rabe aus Neumarkt in Schlesien) und Johannes Rhagius Aesticampianus (Rak Sommerfeld) hervor, an welche sich wiederum Matthias Drzewicki, Peter von Bnin, Erasmus Ciołek u. a. anschlossen.

In welchem Grade der königliche Hof den Männern der neuen Richtung nahe stand, lehrt die Bevorzugung derselben von Seiten der Herrscher.

Der oben erwähnte Johann aus Oświecim war der Beichtiger dreier Könige, Johann Albrechts, Alexanders

und Sigmunds, die eben erst genannten Freunde und Anhänger des Celtes: Matthias Drzewicki, Peter von Bnin, Albert von Brudzewo und Erasmus Ciołek waren Secretäre am Hofe von Sigmunds Vorgänger.

Von grösserer Tragweite als dieser Männer Einfluss, war die bevorzugte Stellung, welche dem italienischen Flüchtlinge am Hofe eingeräumt wurde. Filippo Buonacorsi war schon von Kasimir Jagiełło zum Lehrer seiner jüngeren Kinder — eben der nachmaligen Könige Albrecht und Alexander — ernannt worden. Schmiegsam wie die italienischen Humanisten alle, verstand er auch die Gunst Zbiguiew Oleśnicki's zu gewinnen und sein Wort hatte bei seinem königlichen Schüler so grosses Gewicht, dass dessen Bruder Friedrich im Tone des Vorwurfs schreiben konnte, dass ihm des einen Fremdlings Widerspruch mehr gelte, als die Autorität vieler, und seine (Friedrich's) Würde[1]).

Die unter dem Namen der „Rathschläge des Callimachus“ und „De institutione regii pueri“ bekannten Schriften entstammen wohl beide nicht der Feder des fremden Humanisten. Aber sie tragen den Stempel seines Geistes so deutlich an der Stirn, dass sie das beste Zeugniss für seine tiefgehende Wirkung bieten. Gleichviel ob — wie Zeissberg vermuthet — Erasmus Ciołek, Mathias Drzewicki, oder einer der vielen gelehrten Italiener, die damals in Polen lebten, das Buch über die Erziehung des Prinzen geschrieben, welches die fein gebildete Königin Elisabeth, des Aeneas Silvius Schülerin, ihrer Schwiegertochter zum Geschenk machte — es ist so ganz von dem Geiste humanistischer Bildung durchtränkt, dass man vermuthen muss, der Kreis, aus welchem es hervorgegangen, und für welchen es abgefasst war, sei in seinen Lebensanschauungen der höheren Gesellschaft Italiens nicht unähnlich gewesen. Im schönsten Latein geschrieben, enthält es eine Reihe auf Moral und Politik bezüglicher Anweisungen, welche durch Beispiele beleuchtet

[1]) Szujski. Odrodzenie i reformacya w Polsce 20.

werden, und diese Beispiele nimmt der Autor zum Theil aus der Hausgeschichte der Jagellonen, zum Theil aus der alten Geschichte, vornehmlich aus dem Leben des Cyrus. Callimachus wird zu wiederholten Malen als Autorität citirt.

Das Consilium Callimachi, Rathschläge für den König der anspruchsvollen Szlachta gegenüber, ist eine Denkschrift von 35 knappen Artikeln im Geiste Machiavelli's; einzelne Artikeln zeigen einige Verwandtschaft mit dem „Monumentum“ des Jan Ostrorog, dessen politische Anschauungen auch noch in Gornicki's Schriften nachwirken. Auch bei diesen „Rathschlägen“ ist die Autorschaft Filippo Buonacorsi's zweifelhaft. Aber nicht auf den Autor kommt es an, sondern auf die hier fixirten Anschauungen. Mit unverkennbarer Deutlichkeit weisen sie auf die Quelle der modernen Bildung hin — auf Italien.

Callimachus bildet, so zu sagen, die lebendige Vermittelungsstrasse zwischen dem slavischen Reiche, welches durch das römische Bekenntniss sich dem Westen Europas verwandter fühlte, als dem Osten und dem Lande des Humanismus, dem der ganze Erdtheil die Ehrenstelle des Lehrers neidlos zuerkannte.

Die Form, in welcher sich die Beziehungen der humanistischen Gelehrten am charakteristischsten aussprachen, war bekanntlich der Brief. Schon Aeneas Silvius und Zbigniew Oleśnicki hatten, ohne je persönlich bekannt zu werden, in stetem Briefwechsel gestanden, sie hatten der literarischen Correspondenz Bürgerrecht in Polen erworben, Bewunderer und Nachahmer gewonnen.

Callimachus hatte zu vielen der hervorragendsten Italiener briefliche Beziehungen. Der grosse Platoniker Marsilius Ficinus schrieb ihm im freundschaftlichsten Tone, und fügte seinen Briefen Geschenke in Büchern bei, welche Buonacorsi mit Marderfellen und anderen Erzeugnissen des Nordens zu erwidern nicht verfehlte. Callimachus erhielt von Ficinus die Werke Plato's in der berühmten lateinischen Uebersetzung dieses Humanisten, einen Katalog seiner Bücher und drei Exemplare des Buchs „De sole et

de numine", „auf dass er auch zwei Freunde damit beschenken könne."

Ein ähnliches Verhältniss verband ihn mit Angelo Poliziano, mit Lorenzo von Medici, Ugolinus Verinus und anderen in Italien.

Man denke sich nun diesen Mann, der sowohl in der spitzfindigen Schärfe des Verstandes, in seiner berechneten Weltklugheit, in seiner umfassenden Bildung und in seinem vollendeten Stil, in der Kunst, den Schutz der Grossen auszunützen und sich ihnen wiederum als ruhmverkündenden Mund begehrenswerth und unentbehrlich zu machen, man denke sich diesen echten Humanisten als den Mittelpunkt der Gesellschaft, welche sich am Hofe und um den Hof bewegte!

Mit dem Hofe hielt die Akademie gleichen Schritt. Es ist wahr, kaum für den Humanismus erobert, sollten die Lehrstühle der Universität ihm auch bald wieder entrissen werden. Man pflegt (Zeissberg) die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts als die Frührenaissance Polens zu bezeichnen; die erste Hälfte des XVI. wäre dann die der eigentlichen Renaissance. Denn schon gegen Ende des Saeculums hat die katholische Reaction, welcher der innige Zusammenhang der modernen Bildung mit dem untergrabenen Glauben nicht entgehen konnte, alle Keime und Blüthen des Humanismus wie ein Sturm hinweggefegt und die polnische Dichtung, kaum erstanden unter dem belebenden Hauche des Südwindes, erstarrt und vergeht unter den eisigen Streichen gleichmachenden Glaubenszwanges.

Aber die kurze Renaissance hatte wunderbar viel zum Leben erweckt.

An der Universität tobte ein ununterbrochener, stets gleich heftiger Kampf der starren Aristoteliker gegen die Modernen. Der Sieg der letzteren war jedoch unzweifelhaft. Der Engländer Coxius weiss uns im Jahre 1518 sechszehn Lehrer der Universität Krakau zu nennen, die er als Sterne des Humanismus bezeichnet.[1]) Die

[1]) Szujski 158.

Bischöfe von Krakau, die zugleich Kanzler der Universität waren, huldigten dem Humanismus. Konarski, Tomicki, Gamrat und Maciejowski förderten den Klassicismus und standen selbst auf der Höhe der humanistischen Bildung. Samuel Maciejowski, derselbe, welchen Gornicki zum Mittelpunkte seines „Dworzanin" macht, hatte sich bei Prądnik ein Landhaus in italienischem Geschmack bauen lassen (Dw. 10) und versammelte strebsame Jünglinge um sich, verkehrte mit ihnen „wie ein Vater mit seinen Söhnen", bildete sie in allen Tugenden des Edelmannes aus, und war ihnen selbst darin unübertroffenes Vorbild und Muster. Und wie gross war die Zahl derjenigen, welche den Bemühungen der scholastischen Richtung zum Trotz, ausserhalb der Universitätsmauern, die Klassiker des Alterthums erläuterten und nachahmten! Immer wieder versuchte der Senat vergeblich, den neuen Geist zu bannen. Reform auf Reform, Verbot auf Verbot — alles unnütz. Nur eins wird erreicht: die Universität wird entvölkert.

Wer den unverfälschten Humanismus kennen lernen will, geht in das Land des Humanismus.

Der König, der seine gelehrte Gemahlin aus Italien geholt hatte (1519), verbietet der Jugend (1534) das Studium auf auswärtigen Hochschulen und versucht auch dadurch, die Universität der Heimath zu fördern, dass er den Professoren den Adel verleiht — umsonst! Im Jahre 1543 wird das Verbot zurückgenommen; man hofft nun umgekehrt, durch Ausbildung tüchtiger Kräfte im Auslande der heimischen Wissenschaft neuen Schwung zu geben.

Der Gedanke war richtig. Wer nur irgend Fähigkeiten zu besitzen glaubte, oder wer selbst die Bildung nur als Modesache betrieb — die Jugend des reichen Adels hatte zum Theil keine andere Auffassung — zog nach dem gepriesenen Paradiese der Wissenschaften und Künste.

In Padua und Bologna gab es ganze polnische Colonien; in ersterer Stadt soll sogar Wojciech Kryski eine Art polnische Akademie gegründet haben (Dw. 14). Was Polen an grossen Männern im XVI. Jahrhundert besass — Dichter,

Redner, Politiker — verdankte sein Wissen italienischen Lehrern. Der König selbst, an dessen Hofe alle Befähigten einen Platz fanden, war der Schüler und Zögling seiner italienischen Mutter und der von ihr bestellten Gelehrten.

Sigmund des Alten Gattin mag in politischer Hinsicht dem Reiche, dessen Beherrscherin sie war, Schäden zugefügt haben — die Cultur des Landes verdankt ihr viel, sehr viel. Die schöne Mailänderin brachte einen italienischen Hof nach Polen, sie förderte die Entwickelung jener äusseren Formen, die jede höhere Bildung begleiten und allmälig zum Bedürfniss werden. Selbst nach der Weise der Italienerinnen aus der höheren Gesellschaft, in allen Wissenschaften und Künsten geübt, führte sie auch in die Architectur — von Malerei erfahren wir wenig — den Geschmack der Renaissance ein, fügte ihrem Hofe den edlen Luxus der Musik bei und widmete ihre bedeutenden Geisteskräfte der Erziehung ihres edelgearteten Sohnes. Sigmund August war seinem Wesen nach stets mehr Italiener als Pole. Auch sein umfangreiches Wissen und sein Mäcenatenthum sind das Erbtheil seiner italienischen Mutter.

Er war nach Solikowski's Urtheil der gelehrteste Fürst, den Polen bis dahin gehabt hatte. „Linguam norat latinam, ita ut eam non solum intelligeret, verum etiam et genus dicendi ac pondera verborum accutissime perspiceret.... Atque haec quidem in latina, caeterum populares illas Italicam, Germanicam, Slavonicas linguas omnes, in iisque adeo, ut ne hoc etiam taceam, nostram imprimis polonicam ita calluit, ut nescias, quum loquentem audires, cuiatem esse potissimum existimes.“

Und dieser hochgebildete Fürst versammelte an seinem Hofe Dichter und Gelehrte.

Nicht selten hören wir, wie bei Gornicki, dass politisch unbedeutende Männer „ob elegaus ingenium conditionemque singularem in pangendis . . . carminibus“ [1]) seine Gunst erwerben und mit Aemtern und Würden belohnt werden.

---

[1]) S. Jag. III., 388.

Sein Hof war das Abbild jener italienischen Musterhöfe, an welchen der Fürst mit den Gelehrten wie mit seines Gleichen verkehrte und wo der Adel des Geistes höher geschätzt wurde als der Zufall vornehmer Geburt.

An dem polnischen Hofe Sigmund August's ergötzte man sich an den derben Spässen Rej's, wie man an dem Hofe der Medicäer die Facetien des feinen Poggio mit Behagen las; hier verehrte man den liebenswürdigen Kochanowski, fertigte Abschriften seiner pointenreichen Foricoenia, reichte seine schalkhaften Fraszki von Hand zu Hand und wenn der stille Mann, dem das rauschende Hofleben nicht lange Freude machte, der lustigen Gesellschaft zu Liebe („dobrym towarzyszom gwoli") einmal der strengen Sitte vergass und einen zweideutigen Gedanken in polnische Verse brachte, wie man sie so wohllautend noch nicht vernommen, da vergass man seiner geringen Leistungen als Beamter und beugte sich vor der „Eleganz" seines „Ingeniums".

Der fein gebildete Hof, ja der König selbst, regte Cromer zur Abfassung seines grossen Geschichtswerkes an, das ihm europäischen Ruf eintrug und für den Westen die Hauptquelle der Belehrung über den östlichen Grossstaat wurde; Solikowski und Nidecki — letzterer der gelehrten Welt unter dem Namen Andreas Patricius wohlbekannt — erregten freudige Bewunderung durch ihre Gelehrsamkeit; Nidecki, dessen philologisches Talent neidlos anerkannt wurde, übte bedeutenden Einfluss auf seinen Collegen im Amte, den Dichter der Threny und erwarb sich die Freundschaft des gelehrten Fogelweder und Gornicki's. Der edle Andreas Frycz Modrzewski sammelte hier die Erfahrungen, welche in seinem Werke: „De republica emendanda" zu einem System verarbeitet wurden, und Jan Januszowski, ein anderer Aldus Manutius, machte hier in der Kanzlei des Königs, dessen Bestrebungen zur Hebung der Muttersprache mit seines Sekretärs Plänen harmonirten, die ersten Versuche einer begründeten polnischen Rechtschreibung.

Łukasz Gornicki hatte aus Italien einen Vorrath von

Anecdoten mitgebracht. Man fragte nicht viel, ob sie immer die Linie einhielten, welche pedantische Moralität dem gesprochenen Worte zur Grenze gemacht, ob sie auch alles respectirten, was die religiöse Ueberlieferung für unantastbar erklärt; man hörte zu, wenn der gewandte junge Secretär eine nach der andern aus dem Aermel schüttelte und lachte herzlich über jede gelungene Erzählung; lachte doppelt herzlich, wenn er mit höfischer Geschicklichkeit aus dem italienischen Gauner einen polnischen Tölpel gemacht hatte, oder aus dem spanischen Alfonso den guten alten Sigmund. Die Devise dieser Gesellschaft war das Catull'sche: Castum esse decet pium poetam Ipsum, versiculos nihil necesse est . . . . . das Meister Jan in sein geliebtes Polnisch übertrug:

. . . . ma być stateczny
Sam poeta, rym czasem ujdzie i wszeteczny.

Am Hofe Sigmund August's hatte man für alles Verständniss, was dem geistigen Leben Italiens die Vielseitigkeit und die charakteristische Heiterkeit lieh. Der König war seiner Umgebung congenial und diejenigen, welche seinem italienischen Wesen am nächsten verwandt waren, standen auch seinem Herzen am nächsten. Warum überhäufte Sigmund August den jungen Secretär Gornicki mit Gunstbezeugungen? Gornicki war einer von denjenigen, welche in ihrer Vergötterung alles Italienischen so weit gingen, dass sie am liebsten alle Institutionen der südlichen Halbinsel — staatliche wie gesellschaftliche — nach Sarmatien übertragen hätten. Gornicki war ein durch und durch italianisirter Pole.

Für ihn fiel der Begriff des Hofmanns mit dem des Gelehrten zusammen. Der Verkehr zwischen den Humanisten und ihren fürstlichen Beschützern, wie er in Italien üblich war, hatte eine Menschengattung entwickelt, die man früher nicht gekannt hatte. Der Gelehrte wurde zum Weltmann, ohne dass der Ernst seiner Studien litt, der Fürst erfreute sich der Theilnahme an dem Fortschritt des Wissens, ohne seiner Herrscherpflichten zu vergessen. Wer auch das

Verhältniss des Mäcens zu seinen Hofleuten nicht ganz frei von eigennützigen Antrieben — denn diese erwarteten Ehrenbezeugungen und klingenden Lohn, jener schätzte sie als die Herolde seines Ruhmes — so wirkte es doch veredelnd auf beide; und dieses Ideal des Humanismus ward auch das Ideal seines polnischen Jüngers Gornicki.

Darum erschien ihm das Werk Castiglione's, welches in dem Ideal des Hofmanns doch nichts anderes darstellt, als das Ideal eines köperlich, wie geistig hochentwickelten Menschen, darum erschien ihm dieses Werk als vornehmlich einer Uebersetzung würdig.

In Castiglione's Buche wurde das als erstrebenswerth hingestellt, was auch dem Könige von Polen und seinem ganzen Hofe dafür galt, im „Cortegiano" war alles das als schön und gut gerühmt, was dieser humanistische Kreis als schön und gut verehrte — das Ideal der Italiener des vorigen Saeculums war jetzt zum Ideal der höchsten Kreise Polen's geworden, und kein Schriftsteller hatte besser als Castiglione verstanden, die Gesellschaft, welche dem Ideale des höchst entwickelten Individualismus nachstrebte, künstlerisch festzubannen. Konnte eine polnische Uebersetzung seines Werkes nicht gerade als ein Spiegel der polnischen Gesellschaft gelten — auch wenn wir das Wort nur von einem sehr engen Kreise gebrauchen — so mochte man es doch als ein verklärtes Bild derselben betrachten, und der Schriftsteller, welcher den glücklichen Gedanken gefasst hatte, dieses eigenste Werk der italienischen Renaissance auf polnischen Boden zu übertragen, erwarb sich die Gunst des Fürsten und aller ihm geistig Ebenbürtigen.

I. Gornicki's Lehr- und Wanderjahre.

Łukasz Gornicki war 21 Jahr alt, als er in den Hofkreis eintrat; er war 1527 geboren. Seine Vaterstadt war Bochnia in der Wojewodschaft Krakau, seine Eltern waren eine unberühmte aber wohl begüterte Adelsfamilie vom Wappen Ogończyk.[1]) Bochnia, fünf Meilen von der Hauptstadt Krakau gelegen, war ein unbedeutendes Städtchen, das jedoch weit und breit durch seine Salz-Bergwerke berühmt war. Das Volk erzählte von diesen Salzgruben, wunderbare Dinge: ,,Man sagt, dass in den Bochnischen Salzgruben etwas gefunden werde, das einem Klumpen Pech ähnlich ist und Karfunkel genannt wird. Wenn man dasselbige reibet und einnimmt, so öffnet es den Leib. Man höret auch daselbst zuweilen ein Geschrei, als ob Hunde, Hähne oder andere Thiere in denen tiefsten Gruben wären,

---

[1]) Das Jahr 1527 geht aus der Grabinschrift unzweifelhaft hervor (siehe unten).

„non claris quidem parentibus" sagt der anonyme Chronist in Przeździecki's Jagiellonki III. 388.

Dass die Wojewodschaft Krakau Gornicki's Heimath gewesen, geht aus der Vituperatio nobilitatis deutlich hervor (s. unten). Die Wohlhabenheit seiner Eltern schliesse ich aus dem Umstand, dass er auf eigene Kosten die Reise nach Ungarn unternahm, zu einer Zeit, wo er noch keine grossen Gehälter haben konnte. (1548.) Vielleicht gehörte auch das Gut im Sendomirischen, von welchem Gornicki in seinem Briefe an Oprzałko spricht (s. unten) seinen Eltern. Die Angabe, dass Bochnia seine Vaterstadt sei, verdanke ich der mündlichen Mittheilung des Herrn Żegota Pauli, der ein Actenstück besitzt, durch welches diese bestätigt wird.

und dieses wird vor eine Vorbedeutung eines bevorstehenden Uebels und Unglücks gehalten.[1]) So viel uns bekannt, hatte er nur noch einen Bruder Namens Paul, der im Jahre 1550 geboren wurde, und den Bruder Łukasz überlebte[2]) und eine Schwester Anna, welche im Jahre 1594 kinderlos starb; sie war die Gattin des Grzegorz Tyszka, subjudex terrestris von Łomża.[3])

Wir dürfen annehmen, dass er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt empfangen habe; denn so viel ist sicher, dass er nicht vor 1538 nach Krakau gekommen. In diesem Jahr trat er in eine mit der Krakau'er Universität verbundene Vorschule ein. Die Universität selbst hat er nicht besucht.[4]) Er studirte vielmehr in Italien und zwar hauptsächlich an der Hochschule zu Padua.

In diese Krakau'er Schuljahre fiel ein Ereigniss, welches auf den jugendlichen Geist einen tiefen Eindruck gemacht haben muss, da Gornicki es mit grösserer Ausführlichkeit, als alle anderen zeitgenössischen Historiker, schildert: die Verbrennung der Frau des Melchior Weigel, welche der

---

[1]) Cromerus. Polonia. ed 1578. S. 22. Uebers. von 1741.

[2]) In Szymon Starowolski's Monumenta Sarmatarum (S. 375.) befindet sich die Grabinschrift dieses Paul G.; sie giebt eine vollständige Biographie ab, deshalb lassen wir sie hier folgen:

Paulo Gornicki, Joannis Zamoscii Magni Cancellarii et exercituum supremi ducis, Camerae praefecto, post ab eodem Regi Stephano Battoreo commendato, et numero Secretariorum adscripto. Tandem canonicatu Vilnensi et Praepositura Varmiensi, Sigismundo tertio regnante aucto, pietate in Deum et multis virtutibus ornato viro, de hac Ecclesia optime merito. Residentia Frauenburgensi multorum annorum per Suecos pulso, et alienum solum vertere coacto: postremo suspensis ad tempus armis reverso, Vartenburgique haerenti ac ibidem mortuo, inque Ecclesia Patrum Bernardinorum sepulto. Lucas Gornicki ex fratre filius, Decanus Varmiensis, Patruo Cliens, grati animi posuit monumentum. Vixit annis LXXXII. Mortuus anno MDCXXXII. Die VIII Martii.

[3]) Ignacy Kapica Herbarz 131.

[4]) Die Matrikelbücher aus dieser Zeit, die vollkommen erhalten sind, erwähnen seinen Namen nicht. Dagegen erwähnt er selbst, (Dz. 3.) dass er 1538 nach Krakau in die Schule gebracht wurde.

Judenthümelei angeklagt war. Gornicki war Augenzeuge (Dz. S. 5) der Hinrichtung dieser tapfern, überzeugungstreuen Ketzerin.

Schon in frühen Jahren muss Gornicki Polen verlassen haben. Das Jahr, in welchem er nach Italien ging, genau zu bestimmen, ist eine Unmöglichkeit. Jedenfalls fällt seine erste Reise nach Italien zwischen die Jahre 1540 und 1548. In Anbetracht seiner Jugend wird man sehr geneigt sein, den Termin in die späteren Jahre zu verlegen.[1]) Erinnert man sich, dass bis zum Jahre 1543 der Besuch auswärtiger Universitäten verboten war (s. S. 10), so wird man frühestens dieses Jahr als dasjenige gelten lassen, in welchem Gornicki Polen verlassen mochte. Mit 16 Jahren war man damals nicht zu jung, um Hochschulen zu besuchen.

Eine actenmässige Bestätigung des Gesagten können wir nicht geben. Gornicki's Werke aber gewähren so sichere Fingerzeige, dass man mit einer der Wahrheit nahekommenden Wahrscheinlichkeit das oben Gesagte behaupten kann. In der Rozmowa sagt der Italiener zu dem Polen: „In Padua, wie Du weisst, da Du dort Schüler warst, schreibt man, wenn man einen Schüler (żak) in die Liste einträgt, nicht nur seinen Vor- und Stammnamen nieder, sondern auch, wie er aussieht, ob er ein Merkmal am Körper, am Gesicht, an den Händen, oder ob er eine Narbe hat, und das geschieht deshalb, damit kein Anderer sein Zeugniss zum Genusse der akademischen Freiheit missbrauche.“ Dieses Citat würde genügen, um Gornicki's Anwesenheit in Padua und seine Studien an der Universität daselbst zu

[1]) Dz. 105 spricht Gornicki von einer zweiten Rückkehr aus Italien im Jahre 1559. Da wir aber von 1548 — 1556 sein Leben von Jahr zu Jahr verfolgen können, so verlegen wir seine erste italienische Reise in den im Texte angesetzten Zeitraum, seine zweite in die Jahre 1556 — 58. Einen Theil des Jahres 1540 verlebte er sicher in Krakau; er spricht von Freudenfesten „przed dworem kś. Samuela Maciejowskiego“ (Dz. 6) bei der Geburt des ungarischen Prinzen, des Sohnes der Königin Isabella.

bestätigen. Dazu kommt seine ausserordentliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen dieser Stadt (Rozmowa S. 53) und den Einrichtungen Venedig's, dem Padua seit 1405 unterworfen war. An verschiedenen Stellen beruft sich Gornicki (Rozm. S. 90, Droga S. 19.) auf Contarini's Werk „de republica Veneta", dass er, wie wir sehen werden, gründlich studirt und nachgeahmt hat, überall ist ihm Venedig Muster (Droga S. 14. 16. 23).

Im Jahre 1548, dem Todesjahre Sigmund's des Alten, befand sich Gornicki wieder in der Heimath. Er lebte am Hofe Samuel Maciejowski's, des Bischofs und Grosskanzlers (Dz. 23), und folgte dem (Donnerstag den 26. Juli stattfindenden) Begräbnisse des verstorbenen Königs als Diener des ersten Staatsbeamten.

Am Hofe Maciejowski's herrschte ein reges geistiges Leben. Der feingebildete edle Mann nahm gerne junge Leute zu sich, um sie für den Beruf des Hofmannes vorzubereiten. Der Hof Maciejowski's war eine verjüngte Copie des königlichen Hofes. Humanistische Bildung ging hier Hand in Hand mit religiöser Duldsamkeit, der feinere Lebensgenuss mit ernster Pflichterfüllung. Die Diener des Hauses waren Schüler ihres Herrn, den Befähigten war er ein schützender Mäcen. Gornicki verehrte ihn im höchsten Grade. So oft er dieses Führers seiner Jugend gedenkt, geschieht es in einer Weise, die man sogar bei dem schmiegsamen Humanisten nicht als den Ausfluss berechnender Schmeichelei wird betrachten können, um so mehr, als sein Urtheil nach dem Tode des Wohlthäters niedergeschrieben wurde.

In demselben Jahre begleitete Gornicki den Bischof Padniewski nach Ungarn auf seiner Gesandtschaft zur ungarischen Königin. Er schloss sich dem Zuge wohl freiwillig an, denn er reiste auf eigene Kosten. Mit dem im Jahre 1550 erfolgten Tode Maciejowski's (Dz. 25) ging Gornicki zu Andrzej Zebrzydowski über (Dz. 32).

Einige Tage nach des Kanzlers Tode begab sich Gornicki mit den übrigen Dienern des hohen Beamten zum Könige; sie

überbrachten ihm das Staatssiegel; in ihrem Namen sprach ihr vornehmster Amtsgenosse Johann Przerębski (Dz. 25).

Auch bei dem Bischof Zebrzydowski blieb Gornicki nicht lange. Er hatte aber Gelegenheit, hier Manches zu sehen und zu hören, was für die Kenntniss der geistigen Strömungen der Zeit von grosser Bedeutung war. So war er selbst in der bekannten Angelegenheit des Krupka Przecławski mit thätig. Er scheute sich sogar nicht, den strengen Urtheilsspruch seines Vorgesetzten über den der Reformationsbewegung ergebenen Ketzer zu tadeln; die Milde des verstorbenen Samuel Maciejowski war offenbar von wohlthätigem Einfluss auf seinen jungen Hofmann gewesen, wenn man nicht annehmen will, dass Gornicki's Toleranz schon ein Ergebniss italienischer Einflüsse war.

Sein Verhältniss zu Zebrzydowski scheint ein rein amtliches gewesen zu sein. Wenigstens nimmt er nirgends Gelegenheit, dem Nachfolger Maciejowski's ein Wort des Lobes nachzusagen. Er erwähnt kaum, dass er ihm diente; tadelt, wie wir gesehen haben, seinen Urtheilsspruch gegen Krupka (Dz. 91. 100), und gönnt ihm nur einmal ein parenthetisch eingeschobenes kühles „bardzo ludzki" (Dw. 134) aus dem Munde eines andern, das übrigens an dieser Stelle nichts anderes bedeutet, als „leutselig".

Im Jahre 1552 reiste Gornicki im Gefolge des Königs, und zwar als Diener des Unterkanzlers Przerębski, dem er von Zebrzydowski empfohlen worden war (Dz. 38), nach Danzig (Dz. 36). Sein neuer Herr war vor Jahren sein Amtsgenosse gewesen, als sie beide in der Kanzlei Maciejowski's gearbeitet. Przerębski war ein würdiger Schüler des Kanzlers. Was ihn bei den Menschen so beliebt machte — sagt Gornicki von ihm (Dw. 12) — war, „dass er mit seiner angeborenen Tugend, mit seinem Scharfsinn, seiner Sorgfalt, seiner so grossen Gewandtheit auch einige Sitten seines Herrn verband. Und wenn er bis auf unsere Zeit gelebt hätte, würde er bei seiner Vaterlandsliebe leicht Manches haben stützen können, was merkbar und sichtlich zu Boden stürzt." Dies Lob der Vaterlandsliebe

wird ihm auch in den „Dzieje“ wiederholt zu Theil, wie die Anerkennung unbeugsamer Ueberzeugungstreue und zielbewusster Energie.

Als Untergebener dieses Mannes also reiste Gornicki im Gefolge des Königs.

Am 6. Juni brach man von Gostyń auf (Orzech. Kroniki, S. 122) und traf noch in demselben Monat in der grossen Handelsstadt ein.

Der König Sigmund August und ein ungeheures Gefolge — 5000 Mann, sagt Gornicki (Dz. 36) — blieben hier fast den ganzen Sommer über, der Aufenthalt währte 16 Wochen (Dz. 37).

Ende September verliess man Danzig,[1]) und der ganze Zug begab sich nach Königsberg, wo man jedoch wegen eines unglücklichen Zwischenfalles nicht länger als eine Woche verweilte.[2])

Die Rückreise wurde durch die regnerischen Herbsttage sehr erschwert. Während der König in einem kleinen Häuschen am Wege Quartier fand, mussten seine Leute in einem leichten, Wind und Wetter ausgesetzten Sommerhäuschen aus Laub übernachten (na chłodnikach z chróstu, S. 40). Die aus der königlichen Kanzlei zu versendenden Schriftstücke wurden von den Sekretären, unter ihnen auch Gornicki, in dem elenden Bauernhäuschen ausgefertigt, in welchem der König die Nacht verbracht hatte. Durch Samogitien ging es über Kowno, wo man nur einen oder zwei Tage rastete (Dz. 41), nach Wilno. Nach längerem Aufenthalte an diesem Ort ging es zu Schlitten nach Łosice; die Reise von dieser Stadt nach Łukow, wo man Nachtlager aufzuschlagen hoffte, wurde durch das inzwischen eingetretene Thauwetter um einen Tag verzögert. Man rastete unterwegs bei dem Pfarrer in Trzebieszow. In Łukow blieb der König und sein Gefolge eine Woche; früher konnte man die Reise zu Wagen nach Krakau nicht unternehmen.

---

[1]) Orzech. giebt abweichend den 18. August an.

[2]) So Gornicki; Orzech. (127) giebt 3 Tage an.

Kurz nach Ostern (1553) schickte Sigmund August eine Gesandtschaft nach Wien, welche seine Heirath mit Katharina der Wittwe des Herzogs von Mantua und Tochter des römischen Königs Ferdinand betreiben sollte. An ihrer Spitze stand Przerębski und unter den wenigen Hofleuten, die er mit sich hatte, befand sich unser Gornicki (Dz. 42). Am dritten Tage nach ihrer Ankunft begrüssten die polnischen Edelleute den König und einen Tag darauf hatten sie Audienz bei der jungen Fürstin. Przerębski hielt eine lateinische Rede, die Fürstin antwortete in ihrer Muttersprache. Nachdem die Verhandlungen zu glücklichem Ende gediehen waren, wurden die Ehepakten von Stanisław Kunicki und Łukasz Gornicki in zwei Exemplaren niedergeschrieben.

Auch der Trauung, die in Abwesenheit des Königs vollzogen wurde, und dem Hochzeitsmahle wohnte Gornicki bei.

Es fiel ihm auf, dass alle Ceremonien ohne „jene langen Reden, wie sie bei uns Sitte sind“ vollzogen wurden.

Die polnischen Gesandten eilten ihrer zukünftigen Königin voraus; sie folgte wenige Tage darauf, und eine glänzende Hochzeitsfeier, bei welcher auch ritterliche Turniere und Maskenscherze nicht fehlten, beschäftigte den Adel und die Bürgerschaft von Krakau viele Tage.

Vor der Hochzeit ereignete sich ein Zwischenfall, welcher Gornicki Gelegenheit geben sollte, dem Könige einen wichtigen Dienst zu erweisen.

Maximilian, der König von Böhmen, — so erzählt Gornicki selber (Dz. 46) — sollte seiner Schwester, dieser Königin, das Geleit geben, daher befahl der König dem Unterkanzler, ehe sie nach Krakau käme, einen seiner Diener auszusenden, damit er berichte, ob der König von Böhmen oder ein Anderer mit der Königin reise. Przerębski hiess mich mit Vorspann reisen und befahl mir, sobald ich zurückkäme, auch wenn er sich im Rathe befände, ihn rufen zu lassen und ihm über Alles Bericht zu erstatten. Ich reiste auf der Stelle ab und fand in Strumień, einem Städtchen des Herzogs von Teschen, schon eine Küche vor

und einige Diener des Herrn Vratislav von Perstyn, welcher kurz darauf eintraf und mir berichtete, dass der böhmische König Maximilian nicht komme, wohl aber an seiner Stelle der Erzherzog Ferdinand. Da mir auch der Bischof den Auftrag gegeben hatte, den Herrn von Perstyn in sein Haus zu laden, that ich so; er versprach und hielt auch sein Wort. Mein Herr, der Bischof, war ihm sehr wohl gesinnt und empfing ihn gastfreundlich — bei ihm befanden sich damals Herr Gierłatowski, Herr Pruszkowski, Herr Bruntalski und andere Schlesier, denen Allen ich als Begleiter beigegeben war. Als mir Herr von Perstyn diese Botschaft übergeben hatte, eilte ich in der Nacht zurück und traf am andern Morgen den Bischof in der Rathssitzung; ich klopfte an, man liess mich vor, und ich erstattete über Alles Bericht. —

Gornicki genoss, wie aus dem eben Erzählten hervorgeht, schon um diese Zeit das Vertrauen seines Königs und seines unmittelbaren Vorgesetzten Przerębski. Er scheint auch schon von dieser Zeit an (1553) sich immer in der Nähe des Königs befunden zu haben.

Im Herbst 1553 begleitete er ihn von Krakau nach Knyszyn und wohnte hier im Winter auch dem Prozess bei, den der König in der bekannten Angelegenheit der Halszka von Ostrog abhielt.[1])

Kurz nach der Fastenzeit (1554) reiste er im Gefolge des Königs von Knyszyn über Parczewo nach Lublin, wo der Reichstag abgehalten wurde.[2]) Von Lublin fuhr Gornicki mit dem Könige nach Warschau und war hier Zeuge der gewaltsamen Verlobung des Grafen Łukasz Gorka mit der

---

[1]) Es geht dies erstens aus der Schilderung hervor, die Gornicki (Dz. 47. 81. 107. 108) von dem Aufenthalte des Königs in Knyszyn macht, ferner aus dem Umstand, dass er 5 Jahr später (1559) mit der Fortsetzung der erwähnten Angelegenheit betraut wurde.

[2]) Dass Gornicki dem erwähnten Reichstage beiwohnte, geht zweifelsohne aus den Worten „znac to było z twarzy kanclerza koronnego“ (Dz. 83) hervor.

Halszka; von Warschau ging es über Blonie nach Piotrkow, wo der Reichstag angesagt war (Dz. 107).

Schon in diesem Jahre machte sich die Huld des Königs in einer Weise gegen ihn geltend, dass man daraus allein den Schluss ziehen könnte, er sei ein bevorzugter Günstling gewesen.

Der König gab nämlich seine Einwilligung dazu,[1]) dass Stanisław Anserinus (Gąska? Gąsiorowski?) aus Bochnia, Probst von Wieliczka und an der Stephanskirche zu Krakau, ihm, dem Sekretär der königlichen Kanzlei (cancellariae nostrae scribae), einen Theil seiner Einkünfte überliess, und zwar unter der seltsamen Bedingung, dass dieser Theil, wenn Gornicki vor ihm sterben sollte, wieder an ihn zurückfalle.

Der uns sonst unbekannte Stanisław Anserinus stand jedenfalls in sehr nahen Beziehungen zu Gornicki, vielleicht in verwandtschaftlichen. Diese Vermuthung hat grosse Wahrscheinlichkeit für sich, da Anserinus aus Gornicki's Geburtsstadt war, und da sich zur Abtretung regelmässiger Einkünfte wohl nur ein sehr naher, wohlgesinnter Verwandter entschliessen wird.

Die Begünstigung, deren sich Gornicki von Seiten seines königlichen Gönners erfreute, scheint auch den Neid Anderer erweckt zu haben, die, älterem Adels-Geschlecht entstammend, eher den Anspruch auf Aemter und Würden zu haben glaubten. So versuchte Lukas Oleśnicki dem begünstigten Hofmann die adlige Abstammung abzusprechen. Gornicki liess durch Zeugen vor dem Gerichtshof des Nicolaus von Mirow Myszkowski, des Castellans von Wojnicz und Starosten von Oświecim, Zator und Miedryrzecz feststellen, dass er aus ächtem adeligen Geschlechte stamme. Dieses Ereigniss fällt in das Jahr 1555. Nicht zufrieden mit den schriftlichen Zeugnissen, welche ihm der genannte hohe Beamte ausfertigte, liess er sich noch von dem Könige sechs Jahr später (1561) eine schriftliche Bestätigung der damals geführten Verhandlung

[1]) Aktenstück vom 6. Dec. 1554 bei Czarnik, Beilage I.

geben — ein Beweis, wie viel ihm daran liegen musste, seinen Neidern gegenüber gewaffnet zu sein.[1]) Einen Nachhall dieses für einen Hofmann damaliger Zeit so unangenehmen Ereignisses glaube ich noch in den Worten zu finden, die der Geschichtsschreiber dem Kanzler Osiecki (Dz. 83. 84) in den Mund legt: „Ich gestehe, gnädigster Herr und König, dass mein Grossvater und mein Vater nicht im Rathe der polnischen Könige gesessen haben; aber, wie eine reich sprudelnde Quelle nicht geringeren Lobes würdig ist, weil sie aus sich selbst quillt und nicht wo andersher ihr Wasser schöpft; wie die Sonne darum nicht schlechter ist, weil sie von selbst strahlt und ihren Glanz nicht wo andersher leiht, so ist auch mein Senatorentitel darum nicht niedriger zu schätzen, weil er mit mir beginnt.“

Gornicki mag bei seiner vielseitigen Beschäftigung in der Kanzlei Maciejowski's, Zebrzydowski's und Przerębski's empfunden haben, dass es ihm für höhere Aemter an der nöthigen Vorbildung auf all' den Gebieten, welche der Staatsmann beherrschen musste, noch fehle und er entschloss sich, um diese Lücken auszufüllen, zu einer zweiten Studienreise nach Italien.

Wir haben schon oben (S. 17, Anm.) gesagt, warum wir seine zweite italienische Reise in die Jahre 1556—58 setzen. Eine Bestätigung dieser Rechnung giebt der Umstand, dass Gornicki die Ereignisse dieser Zeit auffallend kurz behandelt. Er, der sonst geflissentlich alle Reden des Königs und der hervorragenden Staatsmänner aufzeichnet, begnügt sich hier mit der kurzen Erwähnung der Ereignisse. Den Anfang des Jahres 1556 hat Gornicki jedoch noch in Polen verlebt; das geht unzweifelhaft aus den Zeilen der Dzieje (102) hervor, in welchen Bona's Abreise, ihr grossartiger Empfang in Padua und Venedig flüchtig erzählt werden und sogar mit der Schlussbemerkung, „to iuż nie do téj mojéj historyi, gdyż ja tylko to piszę, com widział, albo czegom miał wiadomość dostateczną.“ Bona traf aber in

[1]) S. die Vituperatio nobilitatis in den Beilagen bei Cz.

Padua im April 1556 ein und wurde von den Vertretern der Universität feierlichst empfangen (Tomasini 409).

Leider fehlen uns über den Gang seiner Studien alle Nachrichten; wir sind durchaus auf Vermuthungen angewiesen und auf Rückschlüsse aus seinen Schriften. Es wird daher unsere erste Aufgabe sein, uns ein allgemeines Bild von dem Zustande der Universität Padua in jener Zeit zu entwerfen.

Die Zahl der in Padua studirenden jungen Polen war von jeher eine sehr grosse; zu keiner Zeit aber waren die italienischen Hochschulen und vornehmlich Padua so stark von Polen besucht, wie um die Wende und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Die Heilkunde und die Rechtslehre, welche in Padua blühten, waren die Fächer, welchen sich die Polen an dieser Universität widmeten und die Jünger dieser Wissenschaften waren so zahlreich, dass nach der deutschen Nation die polnische den ersten Rang einnahm. Schon im Jahre 1271 bekleidete ein Pole, Nicolaus Polonus Archidiaconus Cracoviensis, das Amt des Jurisconsultorum Rector, und in der Zeit, von welcher wir handeln (1563), genoss derselben Ehre der spätere Kanzler der polnischen Republik Johann Zamojski.[1])

Ob Zamojski in Padua zu gleicher Zeit mit Gornicki gewesen? Man könnte es aus den Worten des Biographen Kochanowski's herauslesen und nach der Freundschaft und Gönnerschaft des Kanzlers für den späteren Starosten von Tykocin für wahrscheinlich halten.[2]) Die Biographie Kochanowski's, welche auch von Starowolski in seinem „Scriptorum Polonorum Hecatontas“ abgedruckt ist, rührt

---

[1]) Tomasini 53. 412.

[2]) Die ganze Stelle lautet: in Germaniam primo, deinde Lutetiam Parisiorum se contulit. Ubi cum Philosophiae, Historiae . . . . septennium fere impendisset, in Italiam transiit. Qua cum totam lustrasset, Romae atque Patavii aliquot annis substitit, virorum doctorum, quorum illic magna tum erat copia, praesertim vero Robertelli atque Manutii conversatione illectus. Atque ibi prima illi cum Jo. Samoscio, Andrea Patricio, Stanislao Fogelwedrio, Luca Gornicio, viris eruditis contracta amicitia. . .

nicht aus der Feder dieses Mannes her. Man braucht deshalb — wie wir schon an anderer Stelle nachgewiesen —[1]) an diese Biographie nicht mit jenem Misstrauen heranzugehen, welches man nicht ohne Berechtigung allen Angaben des Vielschreibers Starowolski entgegenbringt.

Nach dem Biographen Kochanowski soll dieser ibi — also wohl in Rom und Padua — mit Johann Zamojski, Andreas Patricus Nidecki, Stanislaus Fogelweder und Lukas Gornicki zusammengewesen sein. Daraus würde allerdings noch nicht folgen, dass auch die Genannten alle zu gleicher Zeit da waren, also auch nicht, worauf es uns hier ankommt, dass Gornicki mit allen in Rom und Padua zusammen gewesen sei. Johann Kochanowski, Andreas Patricius Nidecki und Jan Januszowski waren aber zweifelsohne in Italien — es wird nicht gesagt, ob in Rom oder Padua — zusammen.[2]) Allein wann mag das gewesen sei? Die uns geläufigen Daten über Kochanowski's Aufenthalt in Italien lassen sich nicht vereinigen mit der — doch keineswegs zu bezweifelnden — Mittheilung des gelehrten Druckers. Diese Daten erschienen mir schon seit längerer Zeit als irrige und ich glaube, wir werden die von Niemcewicz (XII., 131 Lpzgr. A) behauptete zweite italienische Reise Kochanowski's doch als eine Thatsache anerkennen müssen.

Andreas Patricius Nidecki war in Italien von 1557 — 1559;[3]) damit stimmt die Zeit, welche wir für

---

[1]) Johann Kochanowski, S. 2. 16.

[2]) In der Vorrede zur Sonderausgabe von „O Czechu i Lechu“ heisst es: na onczas gdy z wniem W. M. niemniey w godność, w sławę y w zacność zawołanym J. M. X. Andrzeiem Patricym Nideckim, pamięci świętey Biskupem Inflantckim etc. we Włoszech w Towarzystwie, albo smieley mówiąc : mało nie iako brat z bratem doma żyjąc . . . . czemum się sam często przysłuchał i przypatrzył etc. Koch. wyd. Tur., III., 232.

[3]) Dieses Datum verdanke ich einem Privatbriefe des Herrn Professor Kazimierz Morawski in Krakau, welcher an einer Monographie über den polnischen Philologen arbeitet.

Gornicki's zweite Reise gefunden haben, genau überein. Da, wie schon gesagt, an Januszowski's Worten kein Zweifel erlaubt ist, werden wir genöthigt, die Angaben des Verfassers der Vita Cochanovii zum mindesten in so weit aufrecht zu erhalten, als sie unsern Gornicki und seine später so intimen Freunde, Andreas Patricius, Johann Kochanowski und Johann Januszowski betreffen.[1])

Ueber Fogelweder wage ich nichts zu sagen, da ich nicht angeben kann, wann dieser später bei den Königen von Polen so einflussreiche Mann in Padua gewesen sein mag. Aber auch bei ihm lässt sich die intime Freundschaft mit Kochanowski zur Bestätigung dessen anführen, dass die Angabe des citirten Biographen Wahrheit enthält. Zamojski war in diesen Jahren in Paris, kann also keineswegs Genosse des polnischen Kreises in Padua gewesen sein. Der Biograph Kochanowski's wird dadurch noch nicht unglaubwürdig, denn sein „ibi" kann sich eben so gut auf alle drei erwähnten Städte des Westens beziehen, auf Paris so gut, wie auf Rom und Padua. —

[1]) Zum Zeugniss dieser intimen Freundschaft erwähnen wir, dass Andrzej Nidecki Secretär Zebrzydowski's, also College Gornicki's war und dass er ihn in seinem am 8. Mai 1572 geschriebenen Testament neben Kochanowski, Fogelweder, Antoni Latercjan (sekretarz królewski i ajent w Wenecyji) zum Testamentvollstrecker einsetzt. Hält man sich das oben Gesagte gegenwärtig, so empfängt man den Eindruck, als hätte Nidecki seine besten Freunde, seine Jugend- und Studienfreunde zu Vollstreckern seines letzten Willens gemacht.

Die Freundschaft mit Kochanowski findet ihren beredten, ja herzlichen Ausdruck in einem Gedichte Meister Jan's:

Ad Lucam Gornicium

Gornicio veniente meo lyra pollice nullo
Icto dedit dulces exhilarata sonos.
Riserunt Charites, doctae cecinere sorores,
Quin et ver rediit canaque fugit hiems.

(Foricoenia p. 156. ed. 1612.)

Wann dieser Besuch Gornicki's stattgefunden haben kann, ist unverweislich. Ich habe deshalb im biographischen Texte seiner nicht weiter gedacht. Gornicki's intime Beziehungen zu Januszowski werden noch öfter unten Erwähnung finden. —

Die Paduaner Universität zerfiel in zwei Facultäten: in die Unversitas Legistarum und die Universitas Artistarum, zu welcher letzteren alles das gehörte, was wir heute der Theologie, der Medicin, der Philosophie im engeren Sinne, den historisch-philologischen und den mathematisch naturwissenschaftlichen Disciplinen zuweisen.

Ausser den regelmässigen Vorlesungen hielten die Universitätslehrer mit ihren Schülern Disputirübungen ab — diese Einrichtung erhielt sich bis 1605; — lehrten Sprachkenner Italienisch, Spanisch, Französisch, Griechisch und Hebräisch; Musiker Vocal- und Instrumentalmusik; und eigens angestellte Lehrer alle gymnastischen Künste wie Tanz-, Reit- und Fechtkunst. Auch für den Unterricht im Zeichnen, Malen und Schönschreiben war gesorgt.[1]) Diese Vielseitigkeit des Lehrplans war begründet in der Tendenz der Zeit, in der ganzen Geistesrichtung der Wiederbelebungsperiode. Die höchste Entwickelung des Individuums war das Ziel der italienischen Erziehung; diesem Ziele nahe führen konnte nur die Ausbildung aller menschlichen Geistes-Anlagen, wie sie auch in dem Lehrplan der Universität Padua practisch angestrebt wurde.

Wie weit Gornicki von den ausserordentlichen Bildungsmitteln Gebrauch machte, welche hier geboten wurden, lässt sich ohne grosse Mühe aus seinen Werken herauslesen. Sowohl aus den Leistungen, welche sein Wissen unzweifelhaft bezeugen, als auch aus denjenigen Stellen in seinen Schriften, welche die Anforderungen an einen Gebildeten formuliren.

Wir begegnen in Gornicki's Werken Citaten aus Homer, Stesichorus, Plato, Demosthenes, Plutarch, aus Xenophon's Cyropaedie, aus Cicero und Seneca — Citate, die offenbar, in vielen Fällen sogar nachweisbar, aus den Quellen geschöpft sind; wir finden in seinen Originalwerken Anschauungen, die ihren Ursprung im Platonismus haben, der damals über ganz Italien verbreitet war; wir beobachten bei Gornicki einige Kenntnisse auf philologischem Gebiet,

[1]) Tomasini, Gymnasium Patavinum. Utini 1654. S. 45. 53. 412.

auf dem Gebiete böhmischen und spanischen Rechts;[1]) — alles das gestattet den Schluss, dass er in Padua Vorlesungen in beiden Facultäten, in der Legisten- und Artisten-Universität besucht babe — wenn man nicht die Vermuthung für wahrscheinlicher hält, dass er während des ersten Aufenthalts in Italien, also etwa von 1543—48 der einen, während des zweiten, also 1556—59 der andern angehört hat. Wir würden dann glauben, dass er seiner Neigung gemäss sich während des ersten Zeitraums den Humanioribus gewidmet, später, da er als Secretär der erwähnten Bischöfe Lücken in seinem Wissen empfand, seine Kenntniss nach Seiten des Rechts erweitert habe.

Auf beiden Gebieten bot die Universität Padua in diesem Zeitraum Hervorragendes. Sie war zwar zu Beginn des XVI. Jahrhunderts durch die beständigen Kriege der Republik Venedig zurückgegangen, nach Wiederherstellung des Friedens (1507) aber nahm sich der Senat der sinkenden Hochschule wieder an und bemühte sich durch Berufung ausgezeichneter Lehrer ihren alten Ruf zu erhalten.[2])

In den Jahren, welche Gornicki in Padua zubrachte (1543—48 und 1556—59) lehrten hier — um nur diejenigen von den bedeutensten zu nennen, deren Schüler der polnische Jüngling sein konnte — in der Juristen-Universität: Laurentius Castellanus aus Padua, Hieronymus Cagnolus aus Vercelli, Tiberius Decianus, Marcus Mantua, Hieronymus Torniellus, Matthaeus Gribaldus de Furges, Bartholomaeus Silvaticus und Nascimbonus Petenellus; in der Artisten-Universität: Marcus Antonius Genua aus Padua, Bassianus Landus, Bernardinus Tomitanus, Marcus Oddus, beide aus Padua, Albertinus

[1]) Zur Controlle des Gesagten s. Dworzanin 3. 6. 110. (die hier erwähnte Cyropaedie wird bei Castiglione nicht citirt) 282. 290. Rozmowa 41. 28. 47. 84. 90. 114. 115. 51. 58. Siehe ferner unten Abschnitt II. und IV.

[2]) Antonii Riccoboni, De gymnasio Patavino. Patavii MDIIC. S. 18.

Boltonus, Lazarus Bonamicus aus Bassano, die grossen Philologen Franciscus Robertellus und Carolus Sigonius, und endlich Johannes Faseolus.[1])

Laurentius Castellanus Patavinus, vormals Richter in seiner Vaterstadt, erklärte an der Hochschule den Justinianischen Codex und den Text der Glossae; sein Hauptwerk ist dem Testamentswesen gewidmet. Für das ius Caesareum verfügte die Universität über viele bedeutende Kräfte. Hieronymus Cagnolus aus Vercelli, ein Gelehrter, welcher seine Zuhörer durch sein ausserordentlich umfangreiches Wissen seine anfänglich schwer empfundene dialectische Aussprache gänzlich vergessen liess, war auch vielseitig schriftstellerisch thätig; wir erwähnen nur, dass er ein Buch unter dem Titel: „De recta principis institutione" geschrieben. Zu seinem Collegen Tiberius Decianus strömten die Studirenden wie zu einem „andern Demosthenes oder Cicero;" auch Marcus Mantua, ein sehr productiver Gelehrter auf dem Gebiete des Civil- und Kirchenrechts und ein Liebling Karl's V., der Päpste Pius III. und IV., des Königs von Portugal, lehrte zur Zeit Gornicki's das Jus Caesareum neben Hieronymus Torniellus und Matthaeus Gribaldus. Letzterer, Verfasser eines Commentars zu den Pandecten, musste der Ketzerei verdächtig Padua verlassen, was nicht ohne Eindruck auf die Studirenden vorübergehen konnte.

Bartholomaeus Sylvaticus, welcher zu anderen Zeiten auch andere Theile des Jus vortrug, lehrte in den Jahren, die uns beschäftigen, mit aussergewöhnlichem Erfolge Institutionen. Er war aber auch ein berühmter Vertheidiger und machte sich durch die Befreiung vieler Angeklagter von der Todesstrafe einen grossen Namen.

Nascimbonus Petenellus, ein Mann, dessen schriftstellerische Leistungen uns gänzlich unbekannt sind, der aber von den Geschichtsschreibern der Paduaner Universität zu

---

[1]) Auszug aus dem Catalogus bei Tomasini.

den hervorragendsten Rechtslehrern gezählt wird, hatte den Stuhl für die lecturae iuris inne.[1])

Die Artisten-Universität erfreute sich um die Mitte des XVI. Jahrhunderts der höchsten Blüthe. Philologen von europäischem Rufe wetteiferten um Gunst und Zahl der Hörer. Franciscus Robortellus trug die „Humanität" und Moralphilosophie vor; er lehrte und schrieb über die Hymnen des Callimachus, über Diogenes Laertius, über Horaz Tibull, Catull, Properz, über Caesar, über Cicero's RhetorischeSchriften, über Aristoteles Poetik, über das erste Buch der Aeneide, über des Aeschylos sieben Tragödien; er schrieb eigene Werke über die Redekunst, kurz er entfaltete als Lehrer und Schriftsteller eine ungeheure Thätigkeit. Robortellus hat auch das Verdienst, die ars critica („de arte corrigendi veteres auctores") systematisch behandelt und als einer der ersten an der Paduaner Universität über die Republick des Plato vorgetragen zu haben (Averrois paraphrasis in libros Platonis de republica).

Der Streit mit seinem grossen Gegner Carolus Sigonius artete erst einige Jahre nach Gornicki's Aufenthalt zu der unwürdigen Zänkerei aus, die mit der Verwundung des Sigonius auf öffentlicher Strasse und seinem Fortgang nach Bologna endete; aber der polnische Jüngling hatte noch Gelegenheit, die Vorlesungen dieses Mannes zu besuchen und seine Anfangs rein literarische Fehde mit Robortellus zu verfolgen. Den Ausgangspunkt derselben bildeten die Liviusemendationen des Sigonius. Um diesen Schriftsteller hat sich Sigonius ein eben so grosses Verdienst erworben wie um Cicero, dessen Fragmente er herausgab.

Offenbar haben diese Studien des Meisters auf Gornicki's Freund Nidecki Einfluss gehabt, dessen Cicerofragmente im Jahre 1561 zu Venedig erschienen. Auch ihren Vorgänger, den hervorragenden Redner Lazarus Bonamicus hat Gornicki noch in Padua angetroffen.

---

[1]) S. Riccoboni Gymnasium Patavinum. Patavii 1598. SS. 45. 19. 37. 36. 40. Pappadopoli I., 252. 250.

Diesen beiden grossen Lehrern der Humanität war Joannes Faseolus der Uebersetzer der „Commentarii Simplicii in libros Aristotelis de anima“ als Lehrer des Griechischen beigegeben. Der erste Lehrstuhl für das Griechische war zwar in Padua schon 1463 eingerichtet worden, aber er scheint lange unbesetzt gewesen zu sein. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatte ihn Marcus Masurus inne. Man darf annehmen, dass dieser Gelehrte ganz besonders das Studium Plato's gefördert haben wird, denn dasjenige Werk, welches ihm bei den Zeitgenossen und dem folgenden Geschlecht den Namen eines grossen Mannes erwarb, war ein Gedicht zur Verherrlichung des griechischen Philosophen.[1]) Plato wurde übrigens an der Universität Padua schon von dem Philosophen Niccolo Leonico Tomes aus Venedig vorgetragen. Dieser Mann, welcher von 1407—1507 als Professor an der Hochschule thätig war, hat zuerst Aristoteles und Plato aus dem Urtext erklärt. Aber nicht bloss dadurch wirkte er auf die Umgestaltung des philosophischen Unterrichts an der Universität Padua ein, sondern weit mehr durch seine Methode, welche die Uebersetzer und Commentatoren des Mittelalters verwarf und die Geister an eine mehr selbstständige Bewegung und an die Beobachtung der Natur gewöhnte.[2])

Die Lehrstühle der Philosophie waren um die Mitte des XVI. Jahrhunderts noch wie früher nach den Schulen des heiligen Thomas von Aquino und des Duns Scotus unterschieden. Es wurde demnach in primo loco die Metaphysik in via D. Thomae, in secundo loco in via Scoti vorgetragen.

Der Unterricht in diesem Fache bestand in der Erklärung des ersten, siebenten und zwölften Buchs der aristotelischen Metaphysik.

---

[1]) Riccoboni 29. 30. Papp. I. 307. 294.

[2]) S. „Die Hochschule zu Padua zur Zeit des Coppernicus“ von Prof. Dr. Antonio Favaro, in's Deutsche übertragen von Maximilian Curtze (in den „Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst in Thorn“, Thorn 1881, III. Heft) S. 31.

Die Philosophia ordiniaria lehrte Marcus Antonius Genua, den Lehrstuhl extra ordinem hatte zu jener Zeit Bassianus Landus inne. Marcus Antonius Genua erklärte die Aristotelische Doctrin aus dem Urtext und beschäftigte sich vornehmlich mit dem Buche „De anima"; auch Bassianus Landus schrieb eine Paraphrasis in libros „Aristotelis de Anima", ein Beweis, wie gerade dieser Gegenstand die Zeitgenossen beschäftigte. Er starb im letzten Jahre von Gornicki's Aufenthalte in Padua, in Folge der sieben Wunden, welche ihm ein Meuchelmörder in der Nacht beigebracht hatte.

Als hervorragende Lehrer der Logik werden gerühmt: Bernardinus Tomitanus, Marcus Oddus Patavinus und Albertinus Bottonus. Was man damals als Logik bezeichnete, war jedoch nichts anderes als die Erklärung der Aristotelischen Bücher, und wir erfahren nicht, dass die genannten Männer über die hergebrachten Grenzen hinausgegangen wären. Zur eigentlichen Philosophie muss man auch noch den Lehrstuhl der Moralphilosophie zählen, welchen, wie schon oben erwähnt, Robortellus inne hatte. Auch ein Pole lehrte um diese Zeit (1548) an der Hochschule zu Padua und zwar Sophistik; er wird von den Geschichtsschreibern der Universität (Tomasini 337) Stanislaus Polonus genannt. Man sieht, von einem Vorherrschen des Platonismus, wie es sich bei Gornicki zeigen wird, ist an der Paduaner Universität nichts zu bemerken.

Gornicki kann hier Plato neben Aristoteles kennen gelernt, er kann hier durch die begeisterten Vorträge eines Robortellus und Sigonius zur Verehrung der griechischen und römischen Dichter geführt, er kann durch die Polemik dieser Männer zum Studium des Livius angeregt worden sein — aber die Kenntniss Plato's, das Zurückgehen auf ihn wie auf einen unbedingte Autorität beanspruchenden Philosophen, muss die Folge anderweitiger Anregungen oder eines Studiums an anderem Orte (Rom oder Florenz) gewesen sein.[1])

[1]) Starowolski's Notiz „variisque in Academiis in Philosophiae ac Jurisprudentiae studio magna cum cura exercitatus" ist bei der gänzlichen Unkenntniss, die er sonst in der Darstellung von G.'s Leben verräth, natürlich werthlos.

Wir sind jedoch nicht gerade gezwungen, unseren Gornicki nach Rom zu schicken; das platonisirende Element seiner Bildung kann er auch von Venedig aus empfangen haben.

Wie in Florenz die Medicäer, hatten die Aldi in Venedig ihre platonische Akademie gehabt und die Einwirkung ihres Kreises war eine nachhaltige und fruchtbringende.

Proclus hatte zu Venedig seinen commentirten Timaeus erscheinen lassen (1525). Filelfo versuchte in einen Conviviorum libri duo (1552) dem „Gastmahl" Plato's eine Fortsetzung zu geben, Ludovicus Caelius Rhodiginus erläuterte in seinen „Antiquarischen Vorlesungen" (Lectionum antiquarum lib. XXX. 1542, nicht erste Auflage!) die Kosmologie des Aristoteles im Geiste des Timaeus und diesen Lehrern folgte eine grosse Zahl von Schülern.[1])

Die nahen Beziehungen der herrschenden Stadt zu dem unterworfenen Padua haben ja ohne Zweifel auch einen regen geistigen Verkehr zur Folge gehabt; und wie wir von Kochanowski wissen, dass er Venedig besucht hat, dürfen wir wohl auch von Gornicki annehmen, dass er diese Stadt, deren Einrichtungen ihm als das Vollendetste erschienen, mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen, dass er mit Lehrern und Schülern des Platonismus Bekanntschaft gemacht und Umgang gepflogen habe.

Für die Annahme, dass er in Rom gewesen, spräche nur die Notiz des Kochanowski-Biographen (die wir oben citirt); allein, wie schon bemerkt, steht das verhängnissvolle Wörtchen „ibi" an einer Stelle, welche jeden bestimmten Deutungsversuch ausschliesst. Wir erinnern daher nur flüchtig daran, dass allerdings Rom und Florenz die Hauptsitze jener Anschauung waren, welche dem Platonismus unmittelbar neben dem Christenthum eine Stelle anwies.

Innerhalb dieser Anschauungen unterschied man wieder zwei Richtungen. „Die Einen verneinten das Christenthum und suchten an der Hand Plato's nach einer

---

[1]) S. Leopold Mabilleau, Etude historique sur la philosophie de la Renaissance en Italie (Cesare Cremonini). Paris 1881, S. 188. 387.

antikisirenden Religion zurückzustreben; die andern hielten am Christenthum fest und suchten es durch die verwandten Ideen Plato's wissenschaftlich zu begründen und zu vertiefen.“ [1])

Die ersten Richtungen vertraten die Schüler des Pomponius Lätus, welche in der Akademie zu Rom ihren ersten Einigungspunkt gefunden hatten, die zweite „unendlich tiefere und eingreifendere“ die Platonische Akademie zu Florenz, deren geistiges Oberhaupt Marsilius Ficinus gewesen war. Castiglione und Pietro Bembo, also derjenige, dem Castiglione (im Cortegiano) die herrliche Apologie der Liebe in den Mund gelegt, gehörten dieser Richtung an.

Wir dürfen über die feineren Unterschiede innerhalb dieser Richtungen hinweggehen, da es uns ohnehin nicht möglich sein wird, mit Sicherheit zu bestimmen, wohin Gornicki neigte. Eine entschiedene, klar ausgesprochene Ansicht findet sich nirgends in seinen eigenen Werken, und selbst aus Andeutungen seine Lebensanschauungen zu construiren, erscheint uns unmöglich. —

Nach dreijährigem Aufenthalte in dem Lande des Humanismus kehrte Gornicki in sein Vaterland zurück (Dz. 105). Er wurde sofort in die Zahl der königlichen Hofleute aufgenommen (Dz. 105) und nachdem er diese erste Staffel des Glückes betreten, ging es schnell vorwärts. Ein Zufall, den er selbst als den Anfang seines Glückes bezeichnet, sollte ihm zu Statten kommen. Lassen wir ihn selbst sprechen. Padniewski, dem Grosskanzler, war das Staatssiegel gestohlen worden. Das Gerücht davon verbreitete sich in ganz Krakau. „Einen Tag darauf — erzählt Gornicki — kam ich zu ihm, schon als Diener des Königs mit Jahrgehalt (jurgieltnikiem będąc). Da er mir wohlgesinnt war aus der Zeit, wo ich ihn auf eigene Kosten nach Ungarn begleitet hatte, auf seiner Gesandtschaft zur Königin von Ungarn im Jahre 1548, begann er mir sein Unglück zu klagen. Ich sagte ihm: Grämen Hochwürden sich nicht, halten Hoch-

[1]) Hettner, Italienische Studien. Braunschweig 1879, S. 173.

würden sich nur an die Kammerherren, so wird der König ein neues Siegel machen lassen; nicht das Stückchen Silber ward Hochwürden gegeben, sondern ein Amt, das Ihnen Niemand nehmen kann. Darauf der Bischof: Wie soll ich mit den Kammerherren fertig werden? Der Herr Unterkämmerer Trzebuchowski ist mir nicht wohlgesinnt und bitten mag ich ihn nicht; zudem ist er ganz der andern Partei ergeben, welche den König beherrscht und die mich gern zu einem Schreiber machen möchte, der Alles schreibt und besiegelt, was sie befehlen. Ich antwortete (und hatte bemerkt, als ich in diesem Jahr (1559) das zweite Mal aus Italien gekommen war, dass Trzebuchowski anfing, die Gunst des Königs zu verlieren): Herr Bischof! Heut steht ein Anderer in Gunsten, als Herr Trzebuchowski; wer? fragt der Bischof; Dulski, antworte ich, und wenn Ew. Gnaden wünschen, will ich ihn sofort herbeiholen (Dulski nämlich war mein guter Freund, er war später Kastellan von Chełm und Unterschatzmeister; in diesem Amte starb er). Der Bischof sagt: Ich werde ihn gern sehen. Ich eile also zu Dulski und komme mit ihm zum Bischof. Nun liess der Bischof durch Dulski dem Könige vorstellen, dass der Verlust des Staatssiegels ihn getroffen hätte durch seine Feinde; sie seien ihm aber — meinte er — deshalb feindlich gesinnt, weil er sich mit ihnen nicht einlassen wolle, sondern treu seinem Herrn diene und in Allem seinen Wünschen folge. Dulski begab sich zum Könige und brachte die erfreuliche Nachricht, der König sehe mit Vergnügen, dass er sich mit Niemandem einlasse und er ermahne ihn auch, ferner so zu handeln und dem Könige zu vertrauen; was das Staatssiegel betreffe, so würde er es bald anfertigen lassen und sobald es fertig sein würde, persönlich dem Bischof übergeben. Der Bischof, sehr erfreut darüber, behielt uns beide zum Abendessen da, und dieser Verlust des Staatssiegels ward der Anfang nicht nur von Padniewski's Glück, sondern auch Dulski's und des meinigen."

In der That förderte Padniewski's Gunst und Empfehlung den jungen Streber ausserordentlich (Dz. 110).

Auf seine Veranlassung wurde Gornicki mit der wichtigen — weil etwas heiklen — Angelegenheit der Halszka betraut. Der vom Könige nach Lemberg gesandte Barży hatte die Sache nicht zur Befriedigung seines Auftraggebers ausgeführt und deshalb wurde Gornicki, der das volle Vertrauen des Königs besass, ihm nachgesandt.

„Ich machte mich schnell reisefertig, nahm“ — es geschah das im Anfange des März 1559 (Jag. II., 127) — „Vorspann nach Lemberg, wo ich am dritten Tage eintraf, und nachdem ich meine Botschaft ausgerichtet und was nöthig war, gethan, begann der Starost (nämlich Barży) sich mehr darum zu bemühen, dass dem Wunsche des Königs genügt werde..... Als man sich dahin geeinigt hatte, abzuwarten, was der König befehlen würde, schickte mich der Starost fort und die Fürstin Halszka bat mich, ihren Brief, den sie mir eigenhändig übergab, dem Könige zu bringen; ich versprach es und that es auch. Als ich dem Könige den Brief der Fürstin überbrachte, fragte er mich, ob es wahr sei, dass die Trauung und die Hochzeit mit Siemion im Kloster stattgefunden habe. Ich sagte, was ich wusste; aber es war mir wohlbekannt, dass der König dies Eindringen des Fürsten Siemion in das Kloster ungnädig aufnehmen würde.“

Gornicki's ergebene Dienste fanden auch die Anerkennung Sigmund Augusts.

Wir haben eben von ihm selbst gehört, dass er bereits ein königliches Jahrgeld bezog; es betrug nach der Angabe in einem Briefe Gornicki's — der bisher unbekannt war und auf welchen wir noch unten zurückkommen — 200 Gulden (etwa 900 Mark), bildete jedoch nicht die einzige Entschädigung für seine Dienste. Denn ausser diesem Jahrgehalt bezog er noch 5 Gulden wöchentlicher Pension und Zehrgeld (strawne), und bald sollte ihm die Gnade des Königs noch mehr gewähren. In einem Aktenstücke, welches sich im Landarchiv zu Krakau befindet und das Datum: Vilnae feria quarta intra octavas Corporis Christi Anno Domini millesimo quingentesimo sexagesimo (Mittwoch 19. Juni 1560) trägt, überliess der König seinem Sekretär nach dem Tode

Nicolaus Osiecki's die Steuern der Stadt Wojnicz.[1]) Gornicki wird in dem gedachten Actenstücke als langjähriger Sekretär und nunmehr auch Bibliothekar des Königs bezeichnet. Das letztere Amt bekleidete er auch schon im Jahre 1559, wie aus einer Notiz in den Rechnungsbüchern des Warschauer Archivs hervorgeht. Nach dieser Aufzeichnung gab Gornicki einem Bücherhändler Christophorus Zienaus Altmanus 60 Gulden zur Beschaffung von Büchern für die Bibliothek des Königs.[2]) Er stieg auch immer höher in der Gunst des Monarchen und wurde geradezu sein Vertrauter, wir finden ihn immer dort, wo der König ist. Reist dieser nach Litthauen, so ist sein Sekretär und Bibliothekar bei ihm.

Kurz nach Gornicki's zweiter Rückkehr aus Italien hatte sich Sigmund August nach dem Grossherzogthum begeben und war hier — einen kurzen Ausflug nach Łomża abgerechnet — drei Jahre (1559—1562) geblieben. Während dieser ganzen Zeit — es geht dies aus seiner eigenen Erzählung hervor und wird durch die Daten des bereits erwähnten und durch mehrere noch zu erwähnende Aktenstücke bestätigt — war auch Gornicki in seinem Gefolge und in besonderen Diensten des Königs thätig. Wir begegnen ihm 1561 in Rudnik, wo er selbst Zeuge der Majestätsbeleidigung des Wojcik[3]) und seiner Execution war. Welch hohen Grad das Vertrauen des Königs zu seinem Sekretär erreicht hatte, beweist zur Genüge der Umstand, dass er ihm die Abfassung von Briefen und den Empfang von Antwortschreiben übertrug, die er als geheime betrachtet wissen wollte.

Der König war am 29. November 1561 von Wilno abgereist und im Dezember in Łomża eingetroffen. „Hier besprach sich der König mit dem Bischof von Krakau und dem Kanzler Osiecki — es sind dies die eigenen Worte

[1]) Aus dem betreffenden Actenstücke geht nur hervor, dass Osiecki Hofmann war; Paprocki erwähnt ihn mit den Worten: Mikołaj Osiecki był kanonikiem krakowskim. [2]) S. Czarnik 85.

[3]) Aus der Darstellung dieses Falles (Dz. 115) geht nicht klar hervor, ob „Wojcik" ein Name ist oder das Wort das Amt des Schulzen bezeichnet.

Gornicki's — dass sie ihre geheimen Briefe an mich senden sollten und der Bischof besonders gewissen Herren andere Namen geben, als sie wirklich führen und dem Könige selbst ein Register derselben überlassen solle. Da ich zu jener Zeit nicht in Łomża war, schrieben sie mir beide, jeder besonders, es sei des Königs Wille, dass sie ihre Briefe an mich senden, dass ich sie dem Könige übergeben und sie auf seinem Zimmer beantworten solle nach dem Diktate des Königs. Dies dauerte bis der König zum Reichstag nach Piotrków reiste, was am 28. Oktober 1562 geschah." Der Reichstag wurde am 22. November eröffnet und währte bis in den Februar 1563 hinein. Es ist dies der denkwürdige Reichstag, auf welchem die Einführung eines stehenden Heeres und die Erhaltung desselben aus dem „Vierten" (kwarta) der Krongüter beschlossen wurde.

Wenige Wochen vorher — am 4. Oktober — hatte Sigmund August die Vermählung seiner Schwester Katharina mit dem Herzoge von Finnland gefeiert. Gornicki wohnte, wie der ganze Hof und der Adel Litthauen's, der Trauung in der Kirche und dem Festmahle im Schlosse bei; er war sogar Zeuge des ernsten Abschieds, welchen der König von seiner Schwester nahm und seiner Unterredung mit ihr in einem Nebengelass (izba czarna), in welchem sich das Gefolge aufhielt.

Wenn man ein Recht hat, von der Bethätigung der königlichen Gunst einen Schluss zu ziehen auf die Pflichterfüllung seines Dieners, so muss Gornicki dem Vertrauensposten eines Geheimsekretärs vollkommen entsprochen haben.

Der König setzt ihm 1561 (am 13. Februar) eine jährliche Pension von 100 Gulden aus, zahlbar um Ostern aus den Krakauer Zöllen und am 15. Mai eine zweite Summe von 100 ungarischen Goldgulden — es ist das die Steuer der Krakauer Judenschaft, welche durch den Tod Raphael Wargowski's, des Krakauer Probstes und königlichen Schatzmeisters, frei geworden war.

In den beiden Aktenstücken, welche diese Dotationen bestätigen, spricht Sigmund August von Gornicki's Eifer

und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten als Sekretär und Bibliothekar.[1])

Die Bibliothek des Königs befand sich in ersterer Zeit in Wilno und hier war demnach der eigentliche Wohnort Gornicki's. Mit dem Umzuge der Bibliothek wechselte auch der Bibliothekar den Aufenthaltsort.

In welchem Jahre die Uebertragung der bereits angesammelten Bücherschätze nach Tykocin, demjenigen Platze, an welchem der König alle seine Kostbarkeiten hatte, stattfand, wissen wir nicht anzugeben. Da aber die Vorrede des „Dworzanin" vom 18. Juli 1565 schon in Tykocin geschrieben ist, so war sicher der Umzug der Bibliothek und des Bibliothekars in oder vor diesem Jahre erfolgt. Denn dass beides zu gleicher Zeit stattfand, wird von dem bereits citirten anonymen Chronisten (Jag. III., 388) bezeugt. „Is — erzählt er von Gornicki — primum Vilnae bibliothecae propositus, ubi haec Tykocinum translata fuit, simul cum bibliotheca ipsius arcis praefecturam est assecutus.

Die letzten Worte, die Starostenwürde betreffend, sind falsch. Denn dass Gornicki schon lange Bibliothekar war, ehe er Starost wurde, geht zur Evidenz aus den wiederholt angeführten Worten des Königs hervor. Und dass er erst um 1570 Starost wurde, werden wir bald sehen.

Wir verlegen die Uebersiedelung des Bibliothekars mit den seiner Obhut anvertrauten Büchern in die Zeit zwischen 1562 und 1565. In dem erstgenannten Jahre scheint er sich von der Seite des Königs entfernt zu haben, und zwar nach dem Reichstage von Piotrkow (28. Oktober), in letztgenannten finden wir ihn schon in Tykocin. Wir nehmen an, dass ihm die angenehme Beschäftigung in der Bibliothek die Musse gewährte, an eine so umfangreiche Arbeit, wie der „Dworzanin" ist, zu gehen.

[1]) Auch diese beiden Actenstücke sind in Wilno ausgestellt.

II. Gornicki's Erstlingswerk.

Die äussere Anregung zur Bearbeitung des „Cortegiano" mochte wohl die Bibliothek selbst bieten.

Sigmund August besass im Jahre 1557 — 1271 Bände, eine für jene Zeit bedeutende Anzahl. Neben den Kirchenvätern und Kirchenhistorikern prangten hier in herrlichen Bänden die Schriften der Alten — Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero, Ptolemaeus, Plinius, Justinian — und die Werke der Humanisten — Boccacio, Bembo — und andere.[1]) Unter den uns genannten Büchern des Königs befindet sich zwar der „Cortegiano" des „Castiglione" nicht, aber es ist kaum denkbar, dass dieses viel verbreitete und viel gelesene Buch in seiner Sammlung gefehlt habe.

Hier fiel es nun Gornicki wieder in die Hände; wir sagen wieder, denn er hatte es zweifelsohne schon in Italien gelesen, und er fasste den Plan, es in seine Muttersprache zu übertragen. Der Gedanke, antike und italienische Bildung — andere gab es ja nicht nach der Anschauung des an den Classikern genährten und in Italien geschulten Geistes — seinen Landsleuten zu vermitteln, geht durch Gornicki's gesammte schriftstellerische Thätigkeit. Es ist bekannt, wie sehr Sigmund August bestrebt war,

[1]) Bibl. Warsz. 1877. I., 39.

der Sprache seines Volkes in der Literatur, wie in der Gesetzgebung Gleichberechtigung mit der lateinischen zu verschaffen. Ob nun der König und sein Sekretär in diesem Streben zusammentrafen, ob Gornicki unter dem Einflusse des Königs das Werk der Popularisirung antiken und humanistischen Wissens begann — gleichviel, es ward ihm zur bewussten Aufgabe seines Lebens.

Dworzanin.

Der „Dworzanin“ erschien im Jahre 1566 in Krakau bei Maciéj Wirzbięta.[1])

Das Buch war natürlich dem Könige Sigmund August gewidmet, dem Gornicki das Verdienst zuschrieb, die polnische Sprache protegirt und dadurch bewirkt zu haben, „dass Polen so viele in der Muttersprache geschriebene Werke besitzt, als man früher niemals fand.“[2])

Gornicki will sich den Männern anschliessen, welche sich das Verdienst erworben, die polnische Literatur mit Werken in der Volkssprache bereichert zu haben. Aus den Worten der Vorrede: „Sollten sie (die Gespräche der Hofcavaliere nämlich) den Leuten gefallen, was ich nicht zu hoffen wage, so wären sie dafür nicht mir Dank schuldig, sondern Ew. Königlichen Majestät; denn Ew. Königl. Majestät Liebe zum Vaterlande hat mich zu dieser Arbeit angeregt und das Wohlwollen Ew. Kgl. Majestät hat mir dazu verholfen, sie einigermassen zu vollenden“ — aus diesen Worten den Schluss zu ziehen, dass ihn der König persönlich zur Uebertragung des Cortegiano bewogen, scheint mir nicht erlaubt; wohl aber darf man aus ihnen herauslesen, dass der fein

[1]) Ueber die verschiedenen Ausgaben des Werkes s. die Bibliographie in der demnächst erscheinenden Ausgabe von Gornicki's Werken.

[2]) Die polnische Sprache zur Schriftsprache zu erheben, war das bewusste Streben vieler Männer jener Zeit. Schon bei Rej wird es klar ausgesprochen in den Worten: Rozumiem, iż ci się to będze nieprawie zdało, iż te przypadki ludzkie dworskie są też do tych statecznych rzeczy przypisane. Ale zaprawdę, więcéj dla ćwiczenia języka polskiego.

gebildete Fürst seinen Sekretär und Liebling von mancher Pflicht befreit haben mag, damit er ein Werk vollende, das zum Ruhme des Königs und seines grossen Kanzlers beitragen und die von ihm gepflegte Literatur der Polen um ein Werthvolles bereichern sollte; vielleicht versteht Gornicki darunter auch nur die Bibliothekarsstelle, welche ihm das Material und die Musse zur Arbeit gewährte.

Ueber das Verhältniss seiner Bearbeitung oder — um die Sache bald richtig zu bezeichnen — seiner Uebertragung des italienischen Originals giebt Gornicki selbst in einem Vorwort Auskunft. Er war sich vollkommen des Unterschiedes der beiden Sprachen, wie auch der verschiedenen Nationalität der Leser bewusst. Er berücksichtigt einerseits die Unmöglichkeit, über philosophische Themata in der wenig entwickelten Sprache Sarmatiens zu schreiben, andererseits die Unbekanntschaft seiner Landsleute mit vielen Sitten und — Unsitten Italiens. Was bei Castiglione Frauen in den Mund gelegt wird, lässt Gornicki von Männern vortragen; „denn einmal sind unsere Polinnen nicht so gelehrt wie die Italienerinnen und dann würden auch unsere Ohren Manches, was darin vorkommt, nicht anhören können.“ Eine Disputation z. B. darüber, welche ars vorzüglicher sei, pictura oder statuaria lässt er fort, weil man beide Künste in Polen nicht kennt; ähnlich behandelt er die dramatische Kunst, die Maskenbälle, das Geigen- und Flötenspiel, da ja die Polen nichts von diesen Dingen wissen — „ich meine Diejenigen, welche keine litteras besitzen,“ fügt Gornicki hinzu.

An Stellen, welche Castiglione dem Cicero, Plato, Aristoteles entlehnt und vielfach verändert hat, kehrt Gornicki häufig zum Original zurück; an andern erlaubt er sich umgekehrt die wörtlichen oder wenigstens dem Gedanken nach entsprechenden Entlehnungen aus den Alten zu verändern. Die hierbei obwaltenden Rücksichten sind einmal die schon erwähnte Unentwickelheit der Sprache, ein ander Mal die Schwierigkeit des Gegenstandes; Manches wird fortgelassen „weil es gar zu unzüchtig ist.“

Er spricht in diesem Vorworte auch noch darüber, dass er sich erlaubt habe, Männer, die nie an einem Orte zusammengewesen und die nicht zu einer Zeit gelebt haben, an Maciejowski's Hofe zu Prądnik zusammenzuführen, eine Licenz, die für uns keiner Entschuldigung bedürfte.

Gornicki's Angaben über sein Verhältniss zu Castiglione sind jedoch nicht ausreichend, um uns einen Massstab für die Beurtheilung seiner eigenen Leistung an die Hand zu geben. Unbedeutende Veränderungen sind häufig charakteristischer für den Dichter und für den Geist seines Volkes im 16. Jahrhundert als die von ihm selbst berührten Unterschiede. Erst aus einer ausführlichen Analyse wird der Leser bis in's Einzelne die Arbeit des polnischen Schriftstellers übersehen und sein Verdienst abschätzen können. Wir werden in Folgendem den Vergleich zwischen dem Original und der Ueberarbeitung stets im Auge behalten und erst an die Darlegung des ganzen Inhalts des Dworzanin unsere kritischen Bemerkungen anknüpfen. —

Gornicki beginnt mit der Beschreibung des Schlosses Prądnik und der Charakteristik seines Besitzers Samuel Maciejowski. An dem Hofe dieses durch Gelehrsamkeit, staatsmännische Klugheit und hohe Tugenden ausgezeichneten Mannes lebte immer eine grosse Zahl jüngerer Leute, die es sich zur Ehre schätzten, hier ihre höfische Ausbildung zu empfangen. Kurz nach dem Tode Sigmund's des Alten zog sich der Fürstbischof auf acht Tage in seine Villa zurück, da ihn Krankheit verhinderte, seinen Geschäften obzuliegen. Eines Tages, da wieder alle Hofleute um ihr verehrtes Oberhaupt versammelt waren, schlägt Maciejowski vor, statt der hässlichen Karten doch ein anderes Spiel — eines von denen, welche in Italien beliebt sind, zu eröffnen. Nun wird zwar in demselben Augenblick der Bischof abgerufen, aber die Versammelten gehen auf seinen Vorschlag ein und tragen unter dem Vorsitze Lubelski's ihre Gedanken vor.

(Der angeführte Theil entspricht der Beschreibung der Stadt Urbino, dem Lobe des Hofes und der Aufzählung

der Männer, welche sich 1506 bei Gelegenheit der Durchreise des Papstes Julius II. dort zusammengefunden hatten. Die Herzogin regt die Unterhaltung an und Signora Emilia macht, ähnlich wie Maciejowski, den Vorschlag zu einem Gesellschaftsspiel. Die Erwähnung der Karten ist G's Zugabe.)

Kosta (-Pallavicino) wünscht, jeder der Anwesenden solle angeben, welche Tugenden seine Liebe besitzen müsse und welche Fehler er ihr am leichtesten verzeihen würde. (Hier überhüpft G. einen Absatz über die Thorheiten der Menschen.) Wapowski (-Ottavian Fregoso.) Ein jeder sage uns, welche Ursache des Zwists ihm die liebste wäre, wenn er einmal mit seiner Liebe einen Zwist haben sollte.

Myszkowski (-Pietro Bembo). Wenn jemand sich mit seiner Liebe erzürnt, muss es ihm angenehm sein, dass er der Grund des Streits gewesen oder dass sie ihn verursacht hat?

Dersniak (bei Castiglione fehlt das folgende): Denken wir uns, es gäbe Staaten, die aus Verschwendern, Wüthrichen und anderen lasterhafen Menschen bestehen, in welchem von diesen Staaten würden wir vorziehen zu leben?

Bojanowski (-Frederigo Fregoso): Einer der Anwesenden zähle die Eigenschaften auf, die ein vollkommener Hofmann besitzen muss.

Kryski (-Graf Ludovico da Canossa): übernimmt diese Aufgabe und entwickelt folgende Gedanken:

Der Hofmann soll von Adel sein und körperliche, wie geistige Vorzüge in gleich hohem Maasse haben. (Das Beispiel des Cardinals von Ferara Ippolito da Este, welcher als Muster eines Hofmanns gepriesen wird, übergeht G.)

Bojanowski (-Pallavicino) hält den Adel nicht für nothwendig.

Kryski (-Graf Ludovico). Wenn auch der Adel nicht grade eine Bedingung für die Vortrefflichkeit ist, so gewährt er doch den grossen Vortheil, die Sympathie der Menschen leichter erwerben zu lassen. Die Lebensaufgabe des Hofmanns sei das Waffenhandwerk, Muth seine Haupttugend.

Eine einzige Feigheit ist ein nie zu tilgender Schandfleck, wie der Fehltritt einer Frau nie gut zu machen ist. Bescheiden, frei von Selbstlob sei der Hofmann.

Dersniak (-Pallavicino): Wahrhaft grossen Männern steht auch massvolles Selbstlob an.

Kryski (-Conte): Das gebe ich zu. Aber der Hofmann sei kein Prahler, wie jener Ritter, der, als ihm der Leib durchbohrt wurde, sagte, es hätte ihn eine Fliege gestochen, oder jener, der keinen Spiegel in seinem Zimmer hielt, weil er sich vor sich selbst fürchtete.

Myszkowski (-Gonzaga). Hat nicht auch Alexander der Grosse als ihm der Philosoph Anaxarch, welcher der Schule Demokrits angehörte (das Gesperrte ist ein Zusatz Gornicki's) sagte, es gäbe eine unzählige Menge von Welten, ausgerufen: „es giebt unzählige und ich habe noch nicht eine unterworfen!"

Kryski (-Conte): Zwischen wahrhaft grossen Männern und Prahlern muss man streng unterscheiden; ersteren kann man vieles verzeihen.

Bojanowski: Sie sprachen vorhin über die äusserlichen Vorzüge des Hofmanns. Nun, ich denke Herr Kostka wäre nicht übel, wenn nur seine Füsse nicht gar zu kurz wären. (Bei Castiglione sagt Bibiena dasselbe von sich, die ironische Anspielung auf einen der Anwesenden und zwar auf den Liebling der Frauen, ist G's Zuthat).

Kryski (-Conte): Bedingung für die Schönheit des Mannes ist ein männliches Aussehen; er sei nicht zu gross und nicht zu klein u. s w. Der Hofmann treibe neben den Kriegsübungen auch alle gymnastischen Künste, Schwimmen, Jagen u. s. w. Er vermeide möglichst jeden Streit, aber wenn seine Ehre angegriffen wird, schätze er sein Leben gering. Auch die verschiedenen Spiele, welche bei uns Sitte sind, soll der Hofmann üben; aber alles mit einer gewissen Anmuth und Leichtigkeit (G. erwähnt Ballspiel und Rossetummeln als in Polen wenig üblich). Kostka (-Cesare) wünscht eine Erklärung des Begriffs Anmuth (grazia-przystałość).

Kryski (-Conte): Ich habe nicht die Pflicht alles zu erklären, was ihr wünscht, oder gar euch über alles zu belehren; denn ich kann wohl sagen, was ein Hofmann können soll, nicht aber ihm selbst alles beibringen. Aus Höflichkeit jedoch will ich euch erklären, dass man Anmuth bei gesundem Körper nur durch frühe Uebung gewinnt. Auch muss man sich nur an die besten Lehrer halten. So liess Philipp seinen Sohn Alexander bei Aristoteles das Abc (i primi elementi delle lettere. C. 34) lernen. So hat auch Tarło, der Truchsess von Krakau, ein Muster der Anmuth, bei grossen Meistern gelernt. (C. Galeazzo Sanseverino, gran scudiero di Francia, Pietro Monte). Viel sehen, das beste lernen, das ist ein Hauptgrundsatz. Nicht aber die Fehler nachahmen, wie jener, der dem Castellan von Posen, Grafen Gorka nur absah, wie man durch die Nase spricht. (C., der dem Ferdinand von Arragonien absah, wie er den Kopf nach hinten wirft nnd den Mund verzerrt). Der Hofmann halte sich frei von Ziererei und Unnatur (affettazione — wydwarzanie, nizaczmienie).

(Magnifico spricht über Affectation in der Musik. G. lässt Bojanowski — recht ungeschickt! — über allzu süsse Speisen sprechen).

Kryski (-Conte): Apelles tadelte auch den Protogenes, weil er in Uebertreibung verfiel, und die Grenzen der Schönheit nicht innehielt. Ueberhaupt ist der Eindruck geringer Anstrengung die erste Bedingung der Anmuth. — In das Gebiet der Affectation fällt auch der Gebrauch von Fremdwörtern. „Diese Unart findet sich überall, und vielleicht bei uns in Polen häufiger, als anderswo. Denn ist unser Pole auch nur eine kleine Strecke auf Reisen gewesen, gleich will er nicht mehr anders sprechen, als in der Sprache des Volkes, unter dem er eine Zeitlang gelebt hat. War er in Italien, so hört man nach jedem Wort Signor, war er in Frankreich par ma foi, war er in Spanien nos otros cavaglieros. Oft will Jemand, der gar nicht in Böhmen gewesen, sondern nur über die schlesische Grenze gefahren ist, nicht mehr anders sprechen als böhmisch; und

was das für ein böhmisch ist, das weiss Gott. Sagt man ihm aber, er solle doch seine Muttersprache gebrauchen, so antwortet er, er habe sie vergessen, oder seine Muttersprache scheine ihm roh; und um dies zu beweisen, wirft er ein herausgerissenes altpolnisches Wort aus dem Marienlied (Bogarodzice) hin und stellt es einem glatten böhmischen Wörtchen gegenüber, um die Ungeschlachtheit seiner Muttersprache und die Schönheit der fremden zu zeigen; endlich bringt er auch die Behauptung vor, dass fast jeder Redner sich böhmischer Wörter statt polnischer bediene, als ob das etwas besorderes Lobenswerthes wäre.

Also gefällt es euch nicht, (sagte Myszkowski) wenn ein Pole böhmische Ausdrücke unter das Polnische mengt?

Wie sollte einem das gefallen, wenn Jemand, der sein eigenes, polnisches Wort hat, dies wegwirft und dafür eines aus einer fremden Sprache borgt und z. B. statt Stany koronne sagt Stawy koronne; das ist gerade so, als wenn Jemand die Polen aus ihrem Lande vertreiben und dafür Böhmen hereinbringen wollte; und was darin für Vernunft wäre, sieht ein Jeder. Wenn es keine polnischen Ausdrücke für einen Gegenstand gäbe, oder wenn man beim Uebersetzen aus einer Sprache in die andere einen fremden Ausdruck gebrauchte, so tadele ich nur nicht, dass man aus einer so verwandten Sprache, wie die böhmische der unsrigen ist, entlehnt, ich gestatte sogar, aus dem Lateinischen Ausdrücke zu nehmen, zumal wenn sie verständlicher, oder schon einigermassen eingebürgert sind. So haben es wohl auch unsere berühmten polnischen Redner gemacht; den heutigen aber fiel es ein, bei ihrer Neigung zur Ziererei, die dem Menschen so wenig ansteht, ihre Sprache unverschämt mit fremden Wörtern zu mischen, und anstatt guter, polnischer Ausdrücke böhmische, und dazu noch ein gutes Theil niedrigere, als die unsern zu gebrauchen. Daher kommt es denn, dass wir diese neuen Cicerone wenig verstehen, und von dem, was sie schreiben, gar nichts. Sie glauben, darin zeige sich der tiefe Verstand, so zu schreiben oder zu sprechen, dass man nur von Wenigen oder gar von Niemandem

verstanden wird; wie sehr sie darin irren, wisst ihr selbst, meine Herren.

Myszkowski: Ich gebe zu, dass es ein grosser Fehler ist so zu sprechen, dass man schwer verstanden wird; in der Schrift aber glaube ich, dass es der Sprache eine gewisse Würde verleiht, wenn Jemand verschlungen und nicht gar zu leicht schreibt. Kryski: Ich weiss nicht, warum man anders schreiben soll, als man spricht, da doch die Schrift nichts weiter, als eine Form und ein Bild der Rede ist, welche fortbesteht, auch wenn der Mensch ausgesprochen, gleichsam ein Abbild dessen, was Jemand gesagt hat; die Schrift ist einfach dasjenige, was den Worten Leben giebt. Die Schwierigkeit, die aus dem Gebrauch der Fremdwörter erwächst, würde noch eher in der Rede hingehen, als in der Schrift; denn wenn wir sprechen, können unsre Zuhörer fragen, wie etwas zu verstehen sei; lese ich aber die Schrift eines anderen, der nicht zugegen ist, so habe ich Schwierigkeit zu erfahren, was ich nicht verstehe; soll daher die mündliche Rede nicht schwer verständlich sein, um wie viel mehr die Schrift, zumal gelehrte Männer sagen, die schönste Rede sei die, welche einer schönen Schriftsprache gleicht . . . . .

Lubelski: Es ist interressant eine Unterredung darüber zu hören; welche Schreibart mehr zu loben ist, die ganz leichte, oder die etwas schwierige. Doch lassen wir das auf ein ander Mal; für jetzt gebt uns an, Herr Kryski, wenn unsre polnische Sprache nicht ganz vollkommen ist (und ich entsinne mich, dass man einst bei Hofe einen Redner lobte, der in seine Rede viel böhmisch eingestreut hatte), durch welche Sprache der Hofmann seine Muttersprache ergänzen soll: Durch die böhmische, russische, kroatische oder slavische; oder ob es ihm freistehen solle, alte, schon ausgestorbene, polnische Ausdrücke wieder zu beleben, wo solche am Platze wären? Da überdies auch das lateinische bei uns sehr in Gebrauch ist, so möchte ich wissen, ob der Hofmann bisweilen auch statt eines polnischen Wortes ein lateinisches anwenden darf, und welche von all den Sprachen, mit denen die unsrige verwandt ist, die schönste sei. Kryski: . . . . .

Zuerst müsst ihr wissen, dass unsre Sprache an und für sich nicht alt ist, obgleich die Polen schon lange in ihr sprechen; sondern sie ist vor noch nicht langer Zeit aus der slavischen hervorgegangen. Denn alle diese Sprachen, die polnische, böhmische, russische, kroatische, bosnische, serbische, rhätische, bulgarische und andere, bildeten ursprünglich eine Sprache, wie es auch nur eine slavische Nation gab. Doch behaupten Andere, dass die russische Sprache und Nation die älteste sei, und von den Russen hätten dann die Slaven (von sława, der Ruhm, weil sie sich durch ihren Muth hervorthaten) ihren Ursprung genommen. Doch können wir hierüber wegen des hohen Alters, keine sichere Kunde haben; auch scheint es nicht nöthig, das jetzt zu untersuchen. Genug, der grössere Theil der Geschichtsschreiber stimmt darin überein, dass die slavische Nation unter den genannten die erste ist. Als nun von dieser Nation die Einen hierhin, die Andern dorthin ihren Wohnsitz verlegten, kam es auch, dass aus der einen Sprache mehrere hervorgingen. Dabei herrschte jedoch, da sie weder die Schrift, noch die Wissenschaften kannten, eine grosse Roheit, wie unter den Menschen selbst, so auch in den Sprachen. Als jedoch die Bulgaren von den Griechen die Buchstaben annahmen, sie um einige vermehrten, andere veränderten und zu schreiben anfingen, so gelangten sie durch ihren Fleiss nach und nach dahin, dass sie einige Stücke der heiligen Schrift aus dem Lateinischen und Griechischen in ihre Sprache übersetzten. Damals musste ihre Sprache schon weit reicher sein, als die unsrige, weil es in ihr ältere Schriftdenkmäler giebt, als in der unsrigen. Von den Bulgaren nahmen später die Rhätier, Serben, Russen und andere die Schrift an. Die böhmische Schrift dagegen entstand aus der lateinischen; sie ist schon etwas schöner, wahrscheinlich darum, weil die Böhmen gebildetere Nationen zu Nachbarn hatten. Sie fingen auch sogleich an, gebildeter, reiner und schöner zu sprechen, indem sie nach der Art des lateinischen Accents eine gewisse Dehnung in den Wörtern beobachteten. Daraus erwuchs ihnen bei uns selbst der Ruhm, dass ihre Sprache weit schöner sei, als

unsere. Reicher als unsere mag sie wohl sein, da die Schrift und die Wissenchaften früher zu ihnen kamen; aber über die Schönheit mag das Urtheil noch in der Schwebe bleiben. Wenn also, um zur Sache zu kommen dem Hofmann polnische Worte fehlen, so thut er gut, sie lieber aus der böhmischen als aus einer anderen Sprache zu entnehmen, da diese bei uns schon eingebürgert ist und für die schönste gehalten wird; denn diese allgemeine Anerkennung, der sich der Mensch doch fügen muss, giebt dem böhmischen eine gewisse Würde. Fände sich aber im Böhmischen ein Wort, das schwer verständlich wäre, statt dessen aber ein russisches, kroatisches oder serbisches, das der Pole leicht versteht, so mag der Hofmann nach Ansicht unter diesen das leichtere und schönere Wort wählen und das böhmische verwerfen. Denn das hängt lediglich von seinem eigenen Ermessen ab, zu beurtheilen, welches Wort dem polnischen Ohre mehr zusagt, welches bezeichnender, treffender ist, welches dem Begriffe mehr entspricht. Was aber den Punkt betrifft, ob wir altpolnische Wörter wieder beleben sollen, so meine ich, wenn Jemand die jetzt gebräuchlichen Wörter verwerfen und uralte an ihre Stelle setzen wollte, der würde nicht anders handeln, als jener, welcher statt des Brotes Eicheln ässe, wie die Menschen in alten Zeiten thaten. Die Wörter sollen wir ebenso gebrauchen wie die Münzen; die man nicht kennt, die nimmt man nicht, und ebenso versteht man nur die Wörter, welche allgemein im Gebrauche sind. Gäbe es aber kein jetzt gebräuchliches Wort für das, was der Hofmann ausdrücken will, so wird mich ein altpolnisches Wort nicht nur nicht beleidigen, sondern ich ziehe es sogar einem fremden vor; endlich soll sich der Hofmann auch preussischer und kassubischer Wörter, über die wir gern lachen, nicht schämen; denn er wird dort manches Wort finden, welches den Begriff so treffend bezeichnet, dass man ihn gar nicht treffender bezeichnen kann. Auch das gefällt mir nicht übel, dass er sich ein neues Wort bildet, wenn es auf polnischem Grunde geschieht, oder dass er aus zwei Wörtern eins macht.

Und was Ihr vom Lateinischen sagtet, so weiss ich wohl, dass manche von unsern Landsleuten, um ihre Kenntnisse zu zeigen, bei jedem dritten Worte das Lateinische zu Hilfe nehmen, diese Menschen könnte man mit einem Glase vergleichen, in dem wenig Wein ist, oder mit einer Blase, in der nur einige Erbsen sind; denn klopft man an ein leeres Glas, so giebt es einen hellen Klang, ein volles keinen, ebenso eine Blase voll Erbsen. So auch jene; da sie nur wenig Worte verstehen, bringen sie sie stets auf's Tapet; und darin zeigt sich ihre thörichte Ziererei, und andere verstehen sie nicht. Wo es also ein gutes polnisches Wort giebt, ist's Unrecht, ein lateinisches dafür zu setzen, es sei denn, dass es ein schon so gewöhnliches, eingebürgertes Wort wäre, dass es alle verstehen, oder dass es sich aus dem Lateinischen in's Polnische nicht zutreffend übersetzen liesse, denn dann ziehe ich dass Lateinische dem Polnischen vor. So will ich lieber, dass man Philosoph sage, als mędrzec (der Weise), denn das versteht schon Jeder; zudem ist mądrość (die Weisheit) keine genaue Uebersetzung des griechischen philosophia. Auch die Lateiner haben das Wort philosophia angenommen, und wollten es nicht aus dem Griechischen übersetzen. Patria ist ein lateinisches Wort und doch thut man meines Bedünkens besser, wenn man von Polen sprechend sagt: patria moia, als ojczyzna moia (mein Vaterland); denn unter ojczyzna versteht man öfter den vom Vater ererbten Grundbesitz. Auch materia, fundament und andere lateinische Wörter gebrauchen wir, wie unsere eigenen.

Wieviel deutsche Wörter haben wir im Polnischen, die wir gar nicht mehr für deutsche halten; so können wir uns auch einige lateinische aneignen. Breite Handtücher, die zu uns aus Italien eingeführt wurden, haben auch den Namen aus der Fremde mitgebracht, denn wir nennen sie towaglia. Towaglia, dieses italienische Wort gilt bei uns schon für ein polnisches. So auch gratia: Sie ist nicht schön, sagen wir, aber sie hat Grazie; alles das macht der Gebrauch, der jede Sprache beherrscht.

Endlich fragt ihr mich, welche von den Sprachen, die aus der slavischen hervorgegangen sind, ich für die schönste halte. Darauf weiss ich kaum zu antworten, da ich mir selbst darüber nicht klar bin. Die böhmische Sprache ist schön, aber ein wenig zu weichlich, und eignet sich nicht für Männer; die russische klingt rauh. Die rhätische, serbische, kroatische, bulgarische haben schon etwas Heidnisches an sich, denn sie sind vom Türkischen angesteckt. Auch unsere polnische erscheint schwerfällig, als ob man mit dem ganzen Munde und mit Gewalt spräche. Ich weiss also darüber nichts zu sagen und möchte am liebsten einen andern fragen, welche Sprache der Welt die schönste ist."

Die Unterhaltung geht nun auf die Vorzüge des Lateinischen und Griechischen über und kommt zur Behandlung der Frage, wie der Hofmann dazu gelangen soll, weise zu sprechen und zu schreiben. (Der ganze Abschnitt beruht auf Castiglione und ist sehr geschickt umgearbeitet. Statt der Abhandlung über die Dialekte Italiens, über den Gebrauch des Lateinischen, über die Entwickelung der romanischen Sprachen und über die allmähliche Entfaltung der italienischen Schriftsprache, über die Schriftsteller und Künstler Italiens giebt G. die oben citirten Ausführungen.)

Signora Emilia: Genug! Gehen wir zu etwas Anderm über. (Bei G. ist diese Unterbrechung recht ungeschickt dem Wapowski in den Mund gelegt.) Die Unterhaltung geht auf die Betrachtung der natürlichen Anmuth und der Künstelei der Frauen über. Kostka (Emilia): Wenn Sie lieber die Fehler der Frauen weniger hervorheben wollten! Kryski führt den Gedanken aus, dass Natürlichkeit auch bei den Frauen das Schönste sei.

Doch kommen wir zurück auf die Eigenschaften des Hofmanns. Er sei gebildet und schätze die Wissenschaft. (Ein Beispiel aus Frankreich lässt G. fort.)

Das thaten alle grossen Männer: Alexander las den Homer; Alcibiades war ein eifriger Schüler des Socrates; Caesar, Scipio Africanus, Lucullus, Sulla, Pompejus

und Brutus beschäftigten sich mit der Wissenschaft; auch der grausame Hannibal soll ein Buch in griechischer Sprache geschrieben haben. Wer studirt, wird durch die Lectüre der grossen Schriftsteller zur Nacheiferung angeregt.

Lupa (einen Gedanken C.'s verändernd): Seit Bildung in Polen ist, herrscht auch die Unordnung; überall unnütze Reden statt nützlicher Thaten. Kryski: Die Unordnung rührt nicht von der Wissenschaft her.

Der Hofmann soll (C. nicht nur lateinisch, sondern auch griechisch verstehen, und römische, wie griechische Autoren lesen) nicht nur lateinisch und griechisch, sondern auch deutsch, italienisch, französisch und spanisch verstehen. Er lese auch Dichter, Redner und Historiker, und verstehe in Versen und Prosa zu schreiben, da ihm das immer nützen wird (chè, oltre al contento che egli stesso pigliará per questo mezzo non gli mancheran mai piacevoli intertenimenti con donne, le quali per ordinario amano tali cose — bo mu się to u dworu zawżdy do czego krotochwilnego przydać może, i sam z tego doma pociechę weźmie). Doch soll nur derjenige, was er schreibt, veröffentlichen, der etwas Ausgezeichnetes leistet. Er frage dieserhalb seinen besten Freund um sein Urtheil, aber einen aufrichtigen, nicht einen Schmeichler. (G. übergeht die bei C. erwähnte Antwort, die Aristippus dem Tyrannen gab.)

Wapowski (-Bembo)'s Frage, ob die Tüchtigkeit in der Wissenschaft oder ein Waffenhandwerk für den Hofmann wichtiger sei, entscheidet Kryski (-Conte) zu Gunsten des Waffenhandwerks. Wapowski (-Bembo): Soeben habt ihr andere Nationen und uns Polen (C. hat i Franzesi) getadelt wegen der Verachtung des Wissens. Und auch Alexander schätzte den Homer höher als den Achill (G. citirt das bekannte Wort o fortunate adolescens lateinisch, während C. aus dem CXXXV. Sonette Petrarcas anführt.

Giunto Alessandro alla famosa tomba
Del fero Achille, sospirando disse:

O fortunato, che si chiara tromba
Trovasti, e chi di te si alto scrisse!)

Kryski (-Conte) kommt zu der Ansicht, dass der Hofmann in beiden Dingen — in der Wissenschaft wie im Kriegshandwerk tüchtig sein müsse. Der Hofmann soll auch musikverständig sein und mehrere Instrumente spielen (so C. — bei G. potrzeba, iżby abo śpiewał abo na lutni, abo na jakim instrumencie grać umiał), da das bei Hofe sehr nützlich ist (C. und den Frauen wohlgefällt).

Lupa (-Gaspar): Musik steht mehr den Frauen und verweichtlichten, weibischen Männern an. Kryski: Es würde zu weit führen, hier die Musik zu verherrlichen. Aber es ist ja allgemein bekannt, dass Alexander der Grosse, Socrates, Plato und Aristoteles (Lycurg lässt G. fort) die Lacedämonier (und die „Cretenser" lässt G. fort) die Musik schätzten.

Epaminondas war ein Kenner und Freund der Musik und der grosse Themistokles war wegen Unkenntniss derselben weniger geachtet. Chiron, der Lehrer des jungen Achill unterwies ihn zuerst in der Musik. Selbst die Thiere unterliegen dem Einflusse der Musik (Arion). Die Musik dient zum Lobe des Höchsten. Der Landmann und die Bäuerin singen bei ihrer Arbeit und erleichtern sich dieselbe dadurch.

Bojanowski (-Juliano): Ich bin auch der Ansicht, dass der Hofmann die Kunst der Töne üben solle. Aber möchte uns Herr Kryski doch erklären, wie, wo und wann der Hofmann alle diese Vorzüge bethätigen soll. Da tritt Maciejowski wieder ein.

Die Beantwortung dieser Fragen wird Myszkowski übertragen und auf den folgenden Tag verlegt. (Bei C. folgt noch Malerei und Bildhauerkunst. Dann erscheint — ganz wie bei G. — der Prefetto.)

Das zweite Buch beginnt mit einer Betrachtung über die unberechtigte Gewohnheit alter Leute, die Gegenwart stets zu tadeln und die gute alte Zeit zu

rühmen.[1]) Auch diesmal ist Maciejowski von Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen und daher abwesend. Lubelski präsidirt. Es sind aber mehr Personen erschienen um die Fortsetzung der geistvollen Unterhaltung mit anzuhören, und da in der Kritik der gestern von Kryski vorgetragenen Gedanken geäussert wird, dass es doch unnütz sei, alle diese

[1]) Die Betrachtung findet sich auch im Original. Wir lassen hier die Stellen folgen, welche durch die Abweichungen für den Uebersetzer charakteristisch sind.

Onde accade, che ad uno amante è carissimo talor vedere una finestra benchè chiusa, perchè alcuna volta quivi arà avuto grazia di contemplar la sua donna; medesimamente, vedere uno anello, una lettera, un giardino o altro loco o qualsivoglia cosa, che gli paja esser stata consapevol testimonio de' suoi piaceri; e, per lo contrario, spesso una camera ornatissimae bella sarà nojosa a chi dentro vi sia stato prigione, o patito v' abbia qualche altro dispiacere (S. 75).

Owo dom, w którym człowiek biesiadowiał kiedy, barzo go rad widzi, chociaż tam już i tego pana nie będzie, po kim znał łaskę, takież i pierścionek, abo jakążkolwiek inną rzecz, któraby mu się zdała być świadkiem przeszłego jego szczęścia. A zasię na drugą stronę, barzo nierad człowiek patrzy na zamek, chociaż dobrze budowany, w którym był kiedyś więźniem, abo na szatę, w której był ranion (S. 67).

........che occorrono tai ragionamenti, cominciano ad estollere con infinite laudi i Cortegiani del duca Filippo ovvero del duca Borso; e narrano i detti di Nicolò Piccinino (S. 75).

Więc jako o innych rzeczach, tak o dworzech starych mówią, powiedając tamte, które oni pomną, nierównie czystsze mnóstwem osobnych ludzi być, niż te dzisiejsze, wnet z królem Alexandrem, abo z Ludwikiem królem węgierskim, na plac; za tych, powiedają, był świat, była miłość, była zgoda (S. 67).

Dannano ancora i vestimenti come disonesti e troppo molli (S. 76).

Ganią też zasię i ubiór nasz dzisiejszy, powiedając być krótki nieuczciwy, a długi zuchwały (S. 68).

Come nelle pitture, statue, edificii, ed ogni altra cosa. Biasimano ancor questi vecchi in noi molte cose che in sè non sono nè buone nè male, solamente perchè essi non le faceano; e dicono, non convenirsi ai giovani passegiar per le città a cavallo, massimamente nelle mule;

A iż onego czasu ludzie byli daleko mniejszego dowcipu niż teraz, to łatwie każdy poznać może z tych rzeczy, które nam zostawili, jako z pisma ich, z budowania i innych wszytkich rzeczy. Ganią jeszcze ci starcy w nas wiele rzeczy, które nie są ani złe, ani dobre jedno iż

Dinge zu verlangen (nie jest rzecz można, aby kto na świecie tak doskonały naleść sie mógł. A przeto uczyć tego, czego człowiek umieć nie może, jestto, prawi, robota daremna. 71) wird von anderer Seite darauf hingewiesen, dass man sich wohl ein Ideal machen dürfe, dem man nachstrebt; auch Plato, Xenophon und Cicero haben das Muster eines Staates, eines Königs, eines Redners vorgezeichnet.

Myszkowski (-Federico Fregoso): Was Herr Kryski gesagt hat, gebe ich gern als richtig zu. Ich wünsche aber noch, dass der Hofmann in allen Dingen Mass halte und eine gewisse Harmonie all der genannten Eigenschaften anstrebe (we wszystkich rzeczach nie był nigdy od siebie różny. Lecz z tych wszystkich swych godności i przymiotów

---

portar fodre di pelle, nè robe lunghe nel verno; portar berretta, finchè almeno non sia l'uomo giunto a diciotto anni, ed altre tai cose: di che veramente s'ingannano; perchè questi costumi, oltra che sian commodi ed utili, son dalla consuetudine introdotti, ed universalmente piacciono, come allor piacea l'andar in giornea con le calze aperte e scarpette pulite, e, per esser galante, portar tutto di un sparvieri in pugno senza proposito, e ballar senza toccar la man della donna, ed usar molti altri modi, i quali, come or sariano goffissimi, allor erano prezzati assai. Però sia licito ancor a noi seguitar la consuetudine de' nostri tempi, senza esser calunniati da questi vecchi, i quali spesso, volendosi laudare, dicono: Io aveva vent' anni, che ancor dormiva con mia madre e mie sorelle, nè seppi ivi a gran tempo che cosa fossero donne; ed ora i fanciulli non hanno appena asciutto il capo, che sanno più malizie che in que' tempi non sapeano gli uomini fatti (S. 77/78.).

ich oni w młodości nie czynili; jako ubierać się ciepło młodemu, jeździć na wozie, wozić łóżko z sobą, co wszytko nic nie wadzi, zwłaszcza kiedy jest pokój: bo okrom pożytku i wczasu, który jest z tego, już to tak w obyczaj weszło, iż tego nikt nie gani, jako nie ganiono za starych, kiedy kto chodził bez ubrania, włosy utrafione rozpuściwszy, a z krogulcem cały dzień, więcéj dla stroju, niż dla potrzeby, co w onczas było barzo dobrze, a teraz barzoby się z tego śmiano. A przeto, niechaj nam też będzie wolno zażyć obyczajów naszego wieku, a starzy niechaj nam dadzą pokój, którzy częstokroć chcąc się chwalić, powiedają tak: Mnie już było dwadzieścia lat, a jeszczem od matki, ani od sióstr nie był odłączon a potem do wielu lat nie wiedziałem co jest foemina; a teraz chłopięta, dziecka, ledwie z powicia wyszły, a już wiedzą więcej łotrostw, niż na onczas ludzie stali wiedzieli (S. 70).

niechaj uczyni jedną massę, tak iżby każda sprawa jego pachnęla wszytkiemi cnotami 74.); man kann gewisse allgemeine Regeln für den Hofmann aufstellen. Die erste und nothwendigste ist, dass er sich (wie Kryski gestern wiederholt erinnert hat) ganz besonders vor Ziererei hüte; dass er bei sich wohl überlege, was er thun oder sprechen soll; ferner an welchem Orte, also vor wem und zu welcher Zeit, aus welcher Ursache er es thut; sein Alter, sein Beruf, das Ziel, nach welchem er strebt, und die Mittel, deren er sich dabei bedient. Auf Kostka (-Morello da Ortona's) Bemerkung, dass er durch diese Regeln nicht klüger geworden, fährt Myszkowski fort: Ich will nicht wiederholen, was Kryski gestern gesagt hat, dass Waffentüchtigkeit, Muth u. s. w. die Eigenschaften sind, die ein Hofmann besitzen müsse; ich will nur hinzufügen, dass es sehr darauf ankommt, wo, wann, vor wem und für welche Sache er sie geltend macht. Im Gespräche richte er sich nach denen, mit welchen er spricht; anders unterhält man sich mit Kriegern, als mit Gelehrten, mit Männern anders als mit Frauen. Spricht er von sich, so geschehe dies mit bescheidenem Selbstlob, wie gestern auseinander gesetzt wurde. Auch soll er durch seine Vorzüge nur in guter Gesellschaft zu glänzen suchen, nicht unter dem Volk (bobym ja niechciał aby między chłopstwem siadał a tam to pokazował co umie, abo się z nimi kosztował o płatną 77.)

Bojanowski: Sollten wir Polen desshalb in Wittenberg nicht mit den Landsknechten (s kusznierzmi) fechten? Ich glaube, es handelt sich da nicht um den Adel, sondern darum, wer der stärkere sei. (Bei C. heisst es: Bei uns in der Lombardei scheut sich der Edelmann nicht mit den Landleuten zu tanzen, zu ringen u. s. w.) Myszkowski: Nun, im Kampfe liegt nichts Erniedrigendes, wohl aber im Unterliegen; deshalb sollte der Edelmann mit dem Bauern nur da ringen, wo er des Sieges gewiss ist. Es giebt auch noch andere Spiele (C. Ballspiele), die der Edelmann nebenher wohl üben mag, aber nicht mit der Absicht darin zu glänzen und allen Menschen seine Fertigkeit zu zeigen, wie etwa

der, welcher mitten in der Unterhaltung zu singen beginnt oder der auf der Strasse tanzt, oder wie jener, der seine Gäste zwingt mit ihm um die Wette mit der Armbrust zu schiessen, auch wenn sie ihr Lebelang keinen Bogen gespannt. (C.'s Erzählung von dem jungen Cardinal zu Rom lässt G. fort; die Bemerkung „Siła u nas takich etc.“ gehört G.). Auch tanzen mag der Hofmann. Jedoch mit Berücksichtigung des Orts, der Anwesenden, seines Alters u. s. w. Singen und Laute schlagen. (C. auch Greifinstrumente und Geigespielen) steht dem jungen Hofmann wohl an, aber nicht dem alten; denn die Lieder handeln meist von Liebe. Der alte Hofmann, welcher musikkundig ist, singe und spiele bei sich zu Haus oder im engsten Freundeskreise. — Sowohl das Alter als die Jugend haben ihre Vorzüge und Fehler. Zu den Vorzügen des Alters gehört die Erfahrung, und es ist viel werth, wenn ein Alter die Jugend unterhaltend belehren kann. (G. führt als Beispiel Jan z Tarnowa, den Kastellan von Krakau an.)

Lubelski (-Emilia): Ihr müsst uns noch viel mehr sagen. Myszkowski: Wenn ich nun aber nichts mehr zu sagen weiss? Lubelski (-Emilia): Wenn man Bücher zum Lobe der Fliege, des viertägigen Fiebers, der Kahlheit, der Pest, des Aalkrauts, Pilzkrauts und anderer Kräuter (jest węgorzowa, moździerzowa i innych chwastów 83. — C. nur d'una mosca, della febre quartana, del calvizio 91.) geschrieben hat, so wird es Ihnen nicht an Scharfsinn fehlen, um über unserm Gegenstand noch weiter zu sprechen.[1])

Myszkowski spricht nun über das Verhältniss des Hofmanns zu seinem Herrn; er liebe und vergöttere ihn — ohne Heuchelei; er freue sich seiner Gunst aber erstrebe sie nicht auf unrechte Weise; er dränge sich nicht in die

[1]) Solche Bücher gab es wirklich in Italien. Voigt (I. 375) erwähnt Alberti's Schriften von der Fliege und vom Hunde.

Ueber die Pest ward auch in Polen um diese Zeit viel geschrieben (Mac. III. 11) und die Kräuternamen gelten wohl — wenn man nicht gerade Monographien annehmen will — für die „Zielniki“ die damals in Menge erschienen (Mac. II. 642 ff.).

intimen Verhältnisse seines Herrn u. s. w. (Auffällig ist hier, dass G. die Stelle aus dem Evangelium fortlässt, die C. S. 94 citirt: „Wenn du von Jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht obenan u. s. w.) Eine gewisse Freiheit im Verkehr mit dem Herrn, wie sie den Franzosen (und uns Polen G.) eigen, ist nicht tadelnswerth (C. verweist auch auf die Spanier). Führt das Schicksal den Hofmann zu einem schlechten Herrn, so thue er seine Pflicht und achte auf nichts anderes. Befiehlt der Herr etwas Unehrenhaftes, so leiste er nicht Folge. Bojanowski (-Gaspar): Wie habe ich zu handeln, wenn mein Herr mir etwas zu thun aufträgt, und ich während der Ausführung etwas anderes für besser erachte? Myszkowski: Manlius Torquatus bestrafte den eignen Sohn wegen Ungehorsams; das war vielleicht zu weit gegangen. Im Allgemeinen halte man jedoch den Grundsatz fest, sich dem Willen des Herrn bedingungslos zu fügen; nur wo der Verlust, der bei einer unglücklichen Durchführung des eigenen Planes eintreten könnte, sehr gering ist, wage man davon abzuweichen. Jenem Ingenieur in Athen kostete der Ungehorsam das Leben, als Publius Crassus Mutianus (C, der in Asien ein Land erobern wollte — G. der Leucas belagerte) von ihm den grösseren von zwei Masten als Sturmbock verlangte, dieser aber den kleineren schickte, der nach seiner Ansicht dem Zwecke mehr entsprach.

Noch wichtiger ist der Umgang des Hofmanns mit Seinesgleichen. Man findet, dass Viele schon den besser Gekleideten für vornehmer halten.

Kostka: Da Ihr gerade solcher Menschen erwähnt, die dem Rocke und dem kostbarsten Kleide nachgehen, wie das Löwenhündchen des Herrn Pępowski, so habt die Gewogenheit uns zu sagen, wie der Hofcavalier sich kleiden soll, und welche Kleidung für ihn die angenehmste ist; denn heutzutage giebt es unter uns so viele verschiedene Arten sich zu kleiden, dass sie nicht zu zählen sind: Bald italienisch, bald spanisch, bald braunschweigisch; ferner husarisch und zwar zwiefach, alt und neu, kosackisch,

tartarisch, türkisch; und noch andere Moden giebt es, die ich wahrhaftig nicht einmal kenne. Die einen nehmen den Kinnbart ab und tragen einen Schnurrbart; die Andern scheeren den Bart auf böhmische, noch Andere stutzen ihn auf spanische Weise. Auch in Betreff des Schnurrbarts herrschen verschiedene Sitten: Die einen glätten ihn nach unten, die Andern drehen in steif nach oben. Wenn einer aber den Bart gar nicht stutzt, auch daran hat man was auszusetzen; in Waffen sagt man ist er ein Hinderniss, ich möchte nun wissen, was hier das Beste ist.

Hier wie in der folgenden Antwort weicht natürlich G. in allen Punkten von C. ab; doch ist der Gang der Auseinandersetzungen derselbe.) Myszkowski: Feste Regeln giebt es nicht. Meine Ansicht ist, es trage sich jeder nach Belieben. Es ist sehr zu bedauern, dass so viele ausländische Moden bei uns eingerissen sind; früher müssen wir wohl unsere eigene gehabt haben, aber jetzt haschen wir nach Neuem und Fremdem.

Ein Regenmantel z. B. gefällt uns jetzt nicht und doch erinnert er an jene geziemende und heilige polnische Freiheit, welche der Republik zum Heile gereichte, während die heutigen neuen Trachten durch ausgelassene Putzsucht glänzen, welche zum Uebel des Staates und was Gott verhüten möge, zur dereinstigen Knechtschaft Polens beiträgt. Wir wissen aus der Geschichte, dass Darius ein Jahr vor der Schlacht mit Alexander dem Grossen sein persisches Schwert in ein macedonisches umarbeiten liess; seine Priester, heidnische Wahrsager, legten dies so aus, dass diejenige Nation, nach deren Sitte er sein Schwert umarbeiten liess, über Persien herrschen würde. So gingen auch die Ungarn unter, als sie türkische Trachten annahmen. Ob die unzähligen Trachten bei uns in Polen uns etwas Gutes bringen werden, das weiss Gott; wollten aber alle Diejenigen, deren Trachten wir haben, an Polen rühren, ich weiss nicht, wie ihm etwas übrig bleiben sollte. Deshalb müssen wir Gott bitten, dass mit den verschiedenen Trachten auch der seltsame Dünkel aus den Herzen der Menschen schwinde. Um auf die Sache

zurückzukommen, sage ich über die Tracht, dass der Hofmann nie von der allgemeinen Sitte abweichen und sich anders kleiden solle, als es sein Beruf mit sich bringt. Ist er Husar, so soll er jene übergrossen Kragen und Sporen weglassen, denn er kann ohne Zuviel ein wohlgestalteter Husar sein. So soll auch derjenige, der an der italienischen Tracht Geschmack findet, das allzu kurze Kleid, den vorn geöffneten Waffenrock ablegen, und etwas anständiger und gesetzter sich kleiden, wie es für einen Husaren und Italiener passt. Früher kleidete man sich farbig (świetno) und ich weiss nicht, warum jetzt Schwarz so allgemein geworden ist; es wäre gut, wenn das Schwarz, diese Trauerfarbe, das Zeichen der Thränen verschwände, besonders im Kriege; da ist eine glänzende, heitere Farbe schicklicher sowohl zur Rüstung als zum Schilde. So sind ferner bei Turnieren, Wettrennen, Maskeraden glänzende und harmonirende Farben schön. Man darf das Aeussere nicht vernachlässigen, denn es trägt zum Urtheil über den Menschen bei. — Doch gehen wir zu Anderem über.

Es folgt nun eine Auseinandersetzung über die Freundschaft ganz nach C. Karten- und Würfelspiel seien dem Hofmann nicht verboten, doch sollen sie ihm nur zur Erheiterung in müssigen Stunden dienen. Das Schachspiel erscheint mir zu anstrengend; wer es musterhaft spielen will, wie die Moskowiter (C. Spanier), der muss zu viel Mühe darauf verwenden. Der Hofmann bemühe sich darum, dass ihm überall hin ein guter Ruf vorausgehe. Bojanowski (-Bernardo Bibiena): Ich habe oft genug erfahren, dass ein solcher Ruf mehr schadet, als nützt. Wir machen uns in der Phantasie ein Bild von einer Person oder Sache, dem die Wirklichkeit dann nicht entspricht.

Myszkowski (-Federico): Das gilt nur von Dingen, die man mit einem Blick übersehen kann. Wenn z. B. Jemand sich von Venedig (C. Rom und Neapel) nach überschwänglichen Erzählungen ein Bild entworfen hat und der Eindruck, den er dann selbst von diesen Städten empfängt, hinter seinen Vorstellungen zurückbleibt. Anders ist es bei

Menschen, deren Eigenschaften man nicht mit einem Male übersieht. Geht einem Manne ein guter Ruf vorher, so dauert es lange, ehe wir seine Untugenden durchschauen. So haben einmal mehrere Frauen sich in einen Jüngling verliebt, nur weil eine von ihnen ihn ausserordentlich rühmte.

Bojanowski (-Pallavicino): Von den Frauen dürft Ihr keine Beweise bringen, denn sie lassen sich nicht von der Vernunft leiten; was die eine macht, thut die andere nach, wie bei den Schafen, und vor Eifersucht würden sie sich sogar einen entreissen, der halb Hund und halb Ziege (C. un mostro) wäre. Kostka (-Duchessa): Mit diesem Urtheil über die Frauen habt ihr euch selbst verurtheilt.

Myszkowski (-Federico): Nicht bloss Frauen lassen sich durch fremdes Urtheil bestimmen. Wir alle haben erst unlängst, als man hierher nach Prądnik (C. qui-Urbino) zwei Gedichte brachte und sie als Werke Rej's und Kochanowski's (C. Sannazaro's) bezeichnete, diese Verse gelobt; erst als sich herausstellte, dass sie von einem andern waren, sanken sie im Werthe. (G. lässt ein ähnliches Beispiel von einem Musikstücke des Josquin de Près fort.) Doch kehren wir zu unserm Hofmann zurück.

Wir haben also gesagt, er solle danach streben, den Leuten eine gute Meinung von sich beizubringen, darum übe er alle die erwähnten Tugenden, zeige sich immer von der vortheilhaftesten Seite und in den Dingen, die er am besten versteht. (Einiges über die Unsitten der Franzosen, wie die Vorschrift, dass der Hofmann auch französisch und spanisch verstehe, lässt G. fort.) Warum sollte er auch handeln, wie jener bekannte Edelmann, der, wenn die Rede von einer Schlacht ist, gleich von seiner Flucht bei Sokały spricht, oder wenn man von Turnieren spricht, bald erzählt, wie er in Gegenwart König Ludwig's aus dem Sattel gehoben wurde, und wie er einmal in Posen von der Frau eines Andern Prügel besehen habe (alles nach C. mit Vertauschung der Namen). Im Gegentheil sei er bemüht, das vorzubringen, worin er sich auszeichnet. Bojanowski (-Pallavicino): Das nenne ich hintergehen! Myszkowski

(-Federico): Heisst es, die Welt hintergehen, wenn man einen Stein durch edle Fassung noch schöner macht? Ich halte es nicht für unerlaubt, dass Jemand, ohne auffällig zu werden, seine Vorzüge in das hellste Licht setze. So kenne ich Jemanden, der durch Husarenkleidung seine krummen Beine verdeckt, und eine schöne Frau, die häufig ihr reizendes Händchen wie zufällig sehen lässt. Derśniak: Dieselbe Dame zeigt auch gern ihr Füsschen, wenn sie aus der Sänfte steigt. (C. citirt nur il re Fernando, der wegen seiner schönen Figur jede Gelegenheit wahrnahm, um sich in Wams und Hosen zu zeigen und selten die Handschuhe ablegte, weil er hässliche Hände hatte; auch Caesar.) Myszkowski (-Federico): Caesar trug gern den Lorbeer, um seine Glatze zu verdecken. — Vor Lüge hüte sich der Hofmann, ja er erzähle auch unwahrscheinliche Dinge nicht, selbst wenn sie wahr sind. Besonders hüte er sich, im Umgange langweilig zu werden und hierzu ist der Witz das beste Mittel.

Kostka (-il Prefetto): Erklären Sie uns den Witz näher. Myszkowski (-Federico): Der Witz ist etwas Angeborenes, wie denn auch z. B. die Moskowiter (C. Toskaner und Spanier) witziger sind als wir; aber auch der Moskowiter, wie der Pole oder Jemand anderer Nationalität kann gerade, wenn er sehr witzig sein will, Unsinn sprechen. Kostka (-Prefetto): Ich denke doch auch bei dem Witz muss man lernen, wo, wann u. s. w. er angebracht ist. Myszkowski (-Federico): Das sind allgemeine Regeln, die sich auf alle Dinge beziehen, aber witzig reden, das lässt sich nicht erlernen. Es giebt zwei Arten des Witzes: Die Kunst, eine Sache in langer Rede schön vorzutragen und die Kunst kurz, treffend und meist beissend zu antworten. Aber Ihr, Herr Derśniak und Herr Bojanowski, seid mir auf diesem Gebiete weit überlegen, übernehmet ihr diese Aufgabe. Derśniak (-Ludovico): Ihr wendet Euren Witz schon gegen uns an. Liegt es aber nur daran, dass Ihr nicht mehr sprechen wollt, so wird Herr Lubelski (Signora Duchessa) die Fortsetzung auf morgen verlegen. Lubelski (-Emilia): Während Herr Myszkowski ausruhen wird,

mag Herr Dersniak fortfahren, uns über den Witz vorzutragen.

Dersniak (-Bernardo): Man sollte zwar nicht wagen, in Węgrzynek's Gegenwart die Laute zu schlagen (cantar alla viola in presenza del nostro Jacomo Sansecondo),[1]) aber ich will nicht ungehorsam sein. Der heitre Witz ist dem Menschen Bedürfniss. Schon die Alten suchten Mittel zur Unterhaltung und Erzeugung der Heiterkeit. Hoch und Niedrig sucht Belustigung. Ich will nun auseinandersetzen, wie der Hofmann und bis zu welcher Grenze er sich des Witzes bedienen darf. Vor Allem vermeide er, immer lustig zu sein, das ziemt dem Narren; mit stichelnden Worten sei er vorsichtig. Nur an denjenigen haben wir unsern Witz zu versuchen und die Fehler derjenigen zu rügen, die weder so unglücklich sind, dass sie unser Herz zum Mitleid erregen, noch so lasterhaft, dass sie den Strick verdienen, noch so mächtig, dass der geringste Zorn von ihnen uns in das grösste Unglück stürzen könnte. Vorsicht ist immer nöthig, denn ein zweideutiges Wort kann Lob oder Tadel enthalten. Wenn z. B. Jemand einen freigebigen Menschen lobt, indem er sagt, alles, was er hat, ist nicht sein, so kann er dies auch einem zur Schande sagen, der alles durch Diebstahl und Falschheit erworben hat. (Ein zweideutiges Wort über die Frauen schwächt G. sehr ab.) Häufiger aber trifft es sich, dass dieselbe Sache auf doppelte Weise ausgelegt werden kann, als dass auch die Worte auf beides passen. Für die erste Art erzählt Dersniak das Witzwort eines Mantuaners, welcher die Inschrift Alexander Papa VI. und NPPV auslegte: Alexander Papa vi (è stato papa) und Nihil Papa valet.[2]) Es folgen nun Beispiele zu den verschiedenen Unterabtheilungen des Witzes (G. weicht hier vielfach von C. ab, indem er zum Theil Namen verändert, zum Theil — allerdings zu einem sehr geringen Theil — polnische Anekdoten erzählt.) Da

[1]) Erinnert ganz an Kochanowski's: Nie każdy weźmie po Bekwarku lutniej.

[2]) So die erste Ausgabe; die zweite und alle folgenden: Alexander Papa vixit, Nicolaus Papa valet.

man zum Schluss auf das Verhalten des Mannes den Frauen gegenüber kommt (G. fasst sich hier kürzer als C.), wird Kostka (-Magnifico) beauftragt, am folgenden Tage über die vollkommene Hofdame zu sprechen.

Das dritte Buch wird durch eine Lobrede auf Maciejowski (auf den Hof von Urbino C.) eingeleitet.

Da die Gesellschaft sich am andern Tage zusammenfindet, wird gewünscht, die Betrachtungen über den Hofmann nicht durch die Schilderung der Hofdame zu unterbrechen. Myszkowski (-Federico): Ich wollte noch sagen, was man früher in Polen unter einem verstand, der den Ritterschlag bekommen hatte, zu welchem Zweck diese Einrichtung getroffen war und warum man ihm erlaubte Gold um Hals und Finger zu tragen, und so lange das Gold noch nicht so billig war, Messing zum Pferdegeschirr, zu Sporen und Steigbügel zu verwenden. Ich wollte auch der heidnischen Höfe erwähnen, wie des Hofes des türkischen Kaisers, des Schah's von Persien und der ritterlichen Uebungen und Gebräuche an jenen Höfen; ob sie uns in Manchem ähnlich sind oder wir uns in Manchem von ihnen unterscheiden. (C. spricht über Ritterorden in Frankreich, England u. s. w.) Lubelski (Duchessa): Ein Hof ohne Damen ist nicht denkbar, daher gehört das, was Kostka sagen sollte, wohl zur Sache. Kostka (-Magnifico): Wenn auch gewisse Forderungen an den Mann sowohl wie an die Frau gestellt werden können, so muss sie sich von ihm vor Allem durch eine gewisse Weiblichkeit (coś pieszczonego w miarę, przyrodzona pieszczota — dolcezza feminile) unterscheiden. Nur dann kann es auch ihr dienlich sein, dass sie von Adel sei, sich vor Ziererei in Acht nehme, im Allem was sie beginnt Anmuth zeige, gute Sitten habe, nicht wenig Kenntnisse und viel Scharfsinn und Ueberlegung besitze, nicht stolz. ränkesüchtig, hochmüthig, lügenhaft oder unsittlich sei. von Niemandem schlecht spreche, und sich nicht nur die Gunst der Fürstin oder Königin, an deren Hofe sie sich (G. mit ihrem Gemahl) aufhält, sondern auch die aller andern dort lebenden Menschen zu erwerben verstehe. Schönheit ist

ihr nöthiger als dem Manne. Sie hüte sich, nicht nur ungeziemend zu handeln, sondern sogar vor dem Verdachte, so gehandelt zu haben. Klugheit, hoher Sinn, Mässigkeit, Treue, Schamhaftigkeit, Güte, Ueberlegung, Ordnungsliebe, Bildung, vor Allem aber Menschenfreundlichkeit und Beredtsamkeit seien ihre Tugenden. Sie halte sich fern von Klatschsucht. Bojanowski (-Gaspar): Ihr habt Eure Hofdame überreich ausgestattet, aber mir ist noch sehr vieles von dem Gesagten unklar. Kostka (-Magnifico): Ihr habt immer etwas gegen die Frauen einzuwenden. Ich denke, deutlich genug gesprochen zu haben, besonders vor solchen Zuhörern. Denn das weiss Jeder, dass der Frau die Uebungen der Männer fern liegen. Dersniak (-Aretino): Bei den Griechen (C. antichi) übten sich Frauen mit Männern unbekleidet im Ringkampf, aber diese gute Sitte ist verschwunden. Doch habe ich Frauen gekannt, und es giebt deren noch, die mit Schwert und Dolch so gut umzugehen wissen, wie irgend ein Mann, auch im Reiten und Tummeln eines Pferdes (C. giocare alla palla) geben sie einem Manne nichts nach. Die Jägerinnen erwähne ich gar nicht, von denen Polen voll ist. Kostka: Meine Hofdame braucht das nicht; nur den Tanz mag sie üben. Auch auf die Verschönerung des Aeussern soll sie achten. In der Bildung gleiche sie dem Hofmann, aber alles habe bei ihr ein gewisses Maass. Bojanowski (-Gaspar): Ein Wunder, dass Ihr nicht verlangt, dass sie auch als Gesandtinnen auf dem Reichstage erscheinen, dass sie richten, ein Heer anführen und den Männern die Spindel drehen lehren sollen. Kostka (-Magnifico): Ihr wisst, dass Plato, der ja kein Freund der Frauen war, ihnen diese Dinge erlaubt hat. Bojanowski (-Gaspar): Aber Ihr dichtet ihnen so viel Tugenden an, dass Socrates, Cato und die andern Philosophen ihnen nachstehen. Und doch ist die Frau eine unvollkommene Bildung der Natur. Kostka (-Magnifico): Die Natur verfolgt immer einen Zweck und schafft nichts Unvollkommenes. Die Schöpfung von Mann und Weib ist zur Erhaltung der Welt nothwendig und beide stehen im Werthe

5*

gleich. Die Geschichte kennt Herrscherinnen, Heerführerinnen, Philosophinnen und Dichterinnen. Bojanowski (-Gaspar): (G. lässt hier ein grosses Stück fort, welches über das Verhältuiss des Mannes zur Frau im Allgemeinen und speciell über das der Frau zu dem Manne. mit dem sie zuerst physisch in Berührung gekommen, handelt). Und doch wünschen die Frauen immer Männer zu sein. Kostka (-Magnifico): So ist es; aber nicht wegen der grösseren Vollkommenheit, sondern wegen der Freiheit, die wir ihnen geraubt haben. (Wieder fällt bei G. ein grosses Stück fort, in welchem der Mann die Form, das Weib die Materie genannt wird, dem Manne Wärme, der Frau Kälte zugeschrieben und daraus der Vorrang des Ersteren gefolgert wird).

Bojanowski (-Frigio): Hat nicht eine Frau die Erbsünde in die Welt gebracht? Kostka (-Magnifico): Hat nicht eine Frau die Erbsünde getilgt? Und giebt es nicht ausser der Jungfrau Maria so viele Heilige, Glaubenslehrerinnen? (G. lässt hier einen scharfen Ausfall gegen die geistlichen Gleissner fort, deren Wahlspruch heisst: Si non caste, tamen caute.) Auf jeden tugendhaften Mann kommt auch eine tugendhafte Frau. Kostka führt nun eine Menge von berühmten Frauen an. (G. lässt fort, was sich auf italienische und spanische Frauen bezieht.) Bei Erwähnung der Semiramis, Cleopatra und der Sardanapal entspinnt sich ein Disput über die Zügellosigkeit und Enthaltsamkeit der Männer und Frauen. (Die Auseinandersetzungen und Anekdoten nach C.; Bemerkenswerth ist, dass G. wohl manches fortlässt, aber nichts hinzufügt, C.'s Worte „una bellissima donna“ durch den Namen Phryne ergänzt und für fanciullo — dzieweczka setzt.) Dersniak (-Federigo): Wie hat die Hofdame die Unterhaltung mit Männern zu führen, die ja doch immer auf die Liebe hinausläuft? Kostka (-Magnifico): Ueberschreitet der Mann gewisse Grenzen, so hat die Dame die Unterhaltung zu vermeiden; führt er sie mit Würde und Anstand, so darf sie darauf eingehen und allmählich von dem Gegenstande abzukommen suchen Denn nicht durch solche Gespräche soll sie die Gunst der Männer erstreben,

sondern durch — die oben erwähnten — Tugenden. Nur der Jungfrau und Wittwe ziemt es zu lieben und zwar nur da, wo die Aussicht auf eine Ehe vorhanden ist. Dersniak: Ihr nehmt der Ehefrau ganz das Recht zu lieben; wenn sie aber durch die Schuld eines schlechten Gatten unglücklich ist? Kostka: Nichts giebt ihr das Recht die Grenzen der Sitte zu überschreiten. (G. kürzt hier überall das Original bedeutend ab.) Nun folgt eine Belehrung darüber, wie der Hofmann die Liebe einer Dame gewinnen kann. Auf raffinirte Weise wird auseinandergesetzt, wie man durch Liebenswürdigkeit, erheuchelte Zurückhaltung, Geheimhaltung jedes Verhältnisses, die Liebe seiner Dame gewinnt, ja wie oft durch ein klüglich hervorgerufenes Gerede der Menschen, die Aufmerksamkeit und allmählich die Neigung der Dame geweckt wird, und wie man durch Kühnheit im Auftreten fremde Augen und Ohren täuscht. So war ich einmal (in Italien G.) zugegen, als zwei Personen mit einander lange und frei über ihre Liebe sprachen und doch keiner der Anwesenden merken konnte, worum es sich handelte, oder worauf es sich bezog; denn das Paar gab durchaus nicht zu erkennen, dass es ihnen lästig wäre, wenn ein dritter zuhörte. Sie flüsterten die Worte, auf die es ankam, einander heimlich zu; alle übrigen, die sich auf dies oder jenes beziehen liessen, sprachen sie laut und ohne einander zu warnen. Führt diese Sitte nicht bei uns ein, denn solche Zeichen oder geheime Worte verrathen nichts Gutes. Unsere Sitte ist immerhin die beste, Jemandem etwas zu sagen, was man von ihm will, es sei denn, dass man es vor allzu grosser Liebe nicht aussprechen könnte; denn das ist in der Regel der Fall, dass derjenige, der sehr liebt, wenig oder nichts spricht. Wapowski (-Gaspar): Nachdem Sie uns gelehrt, wie man die Liebe der Frauen gewinnen und erhalten, wie man einen Nebenbuhler ausstechen kann, lehren Sie uns auch, wie man sich bei einem geheimen Liebesverhältniss zu benehmen hat. Kostka: Ich habe alles gesagt, was ich weiss, wem das nicht genügt, der frage bei Ovid an. Dersniak (-Bernardo): Des Ovidius Lehren passen für

uns nicht mehr. Kostka lehrt nun (ganz im Anschluss an C.), wie man seine Liebe geheim zu halten habe. Nachdem man übereingekommen, den folgenden Tag wieder dem Hofmanne zu widmen, wird die Unterhaltung abgebrochen.

Das vierte Buch beginnt mit dem Lobe der jetzt Verstorbenen Alexander Myszkowski, Andrzej Kostka, Lupa Podlodowski, Maciejowski, Bojanowski, Derśniak, Kryski, Wapowski, Stanisław Maciejowski. (C. Lob des Hofes von Urbino und der einzelnen Männer). Wapowski (-Ottaviano) führt die Auseinandersetzungen über den vollkommenen Hofmann fort: Ich erkenne die Richtigkeit alles dessen an, was Herr Kryski und Herr Myszkowski gelehrt haben, aber alle die Tugenden des Hofmannes, von denen sie gesprochen haben, müssen auch ein bestimmtes Ziel verfolgen, das nämlich, die Gunst des Herrn in so hohem Grade zu erlangen, dass man ihm die Wahrheit sagen dürfe, ohne ihn zu erzürnen; denn das grösste Unglück der Könige und die Ursache tausender Uebel sind die Schmeichler, welche den Herrschern jedes Urtheil über sich selbst unmöglich machen. Der wahrhaft edle Hofmann benutzt die erworbenen guten Eigenschaften, um seinen Herrn zu allen Tugenden anzuleiten. Die Tugenden aber sind nicht wie die Wissenschaften nur Wenigen zuertheilt, sie sind Allen von Gott verliehen. Wapowski (-Fregoso): Gegen seine Natur kann Niemand handeln. Wie der Stein nie in die Höhe fliegen lernt, wenn man ihm auch tausendmal denselben Weg gezeigt; so könnte auch der Mensch nicht lasterhaft sein, wenn ihm die Tugend angeboren wäre. Auch die Sünde ist uns nicht angeboren, sonst dürften wir die Verbrecher nicht strafen. Nur die Fähigkeiten zu beiden hat die Natur uns eingepflanzt, und Tugend und Laster beruhen auf Gewohnheit. Niemand, der die wahre Tugend begriffen, wird lasterhaft handeln, man könnte die Tugend — Weisheit, das Laster — Unvernunft nennen. Derśniak (-Gaspar): Doch giebt es Menschen, die mit vollem Bewusstsein schlecht handeln, weil sie die gegenwärtige Lust mehr schätzen, als sie die Strafe fürchten,

an der sie noch zweifeln. Wapowski (-Ottaviano): Solche Menschen verwechseln die vermeintliche Lust mit der wahren; wahre Lust ist immer gut. Kostka (-Bembo): Es giebt Menschen, die wohl wissen, dass ihre Leidenschaft sie treibt übel zu thun, und doch überwinden sie dieselbe nicht.

Die Einen kämpfen lange mit der Leidenschaft, die Andern werden schneller besiegt. Diese Unenthaltsamen — in denen ja auch die Vernunft thätig ist — sündigen also nicht aus Unwissenheit. Wapowski (-Ottaviano): Die Sinnlichkeit siegt eben über die Vernunft aus Unkenntniss, denn die Leidenschaft, von der Vernunft geregelt, führt zur Tugend; die höchste Tugend ist die Mässigkeit. Diese ziemt besonders den Herren, denn sie ist die Grundlage aller guten Eigenschaften. Der Hofmann aber soll bestrebt sein, diese Quelle der Tugend und alle Tugenden selbst seinem Herrn zu zeigen, dann wird das goldene Zeitalter des Saturnus wiederkehren. Welche Menschen — fragt hier Myszkowski (-Gaspar) — sind Eurer Ansicht nach die glücklichsten und dem eben erwähnten goldenen Zeitalter am nächsten, diejenigen, über die ein Herr und zwar ein tugendhafter König herrscht, oder diejenigen, die unter der Herrschaft einiger aus dem Volke gewählter, rechtschaffener und frommer Männer leben? Wapowski (-Ottaviano): Ich ziehe die Herrschaft eines guten Königs vor. Wie die Welt von einem Gott beherrscht wird, so soll auch ein Volk von einem Könige beherrscht sein. Alles Grosse, was Menschen leisten, geht von einem Leiter aus. Auch bei den Thieren, bei Hirschen, Kranichen und Bienen sehen wir dasselbe. Kostka (-Bembo) (dem immer die Verfassung der Republik Venedig gefallen hatte, fügt G. hinzu): Gott hat den Menschen als höchstes Gut die Freiheit gegeben, deshalb soll sie ein Einzelner nicht beeinträchtigen. Viele selbstgewählte Herrscher und Wechsel in der Herrschaft sind eine Bürgschaft der Freiheit. Auch kann einer eher irren, als viele. Auch die Thiere wählen ihre Führer und zwar immer andere; die Bienen aber haben einen König aus anderem Geschlecht, und nach ihrem Beispiel müsste man den Menschen einen

höher stehenden und nicht einen menschlichen Herrscher geben, wie auch das Vieh einen Menschen zum Hirten hat. Zu Saturnus Zeiten beherrschte ein Gott die Menschen. Wapowski (-Ottaviano): Es giebt drei Arten der Regierung, die eines Menschen, die einiger Erwählter (optimates) und die der Gesammtheit; jede dieser Regierungsformen ist gut, so lange sie nicht ausartet. (G. wie bei den Türken, Wallachen und Moskowitern.) Man unterscheide auch streng zwischen Freiheit und Willkühr. Die meisten Menschen aber sind selbst so wenig fähig, ihr eigenes Wohl vernünftig zu fördern, dass für sie das Joch eine Wohlthat ist. Lupa (-Gaspar): Welche Form ist für die Einsichtsvollen und Tugendhaften die beste? Wapowski (-Ottaviano): Ein milder König, der das ihm von Gott übertragene Amt in Gottes Sinne verwaltet. Nun folgt das Bild des guten und des schlechten Herrschers. Ein guter Herrscher soll mehr der vita contemplativa hingegeben sein als der vita activa, indem er die Dinge richtig erkennt und beurtheilt, weise Befehle ertheilt, zu deren Ausführung er die Macht besitzt; denn „wer befehlen kann, der findet immer Gehorsam", pflegte der alte König zu sagen (C. parlava il duca Federico); alles was er thut — die vita activa — soll zum Ziele die contemplativa haben, wie der Krieg nur da ist, um den Frieden zu erreichen. Denn die Aufgabe des Staates ist die Erhaltung des Friedens, und die Förderung der Tugenden, die er im Gefolge hat; der König aber beglückt sein Volk, der selbst gut, seine tugendhaften Unterthanen nicht wie ein Herr seine Sklaven, sondern wie ein Vater seine Kinder behandelt.

Auf Dersniak (-Gaspar)'s Frage spricht Wapowski über die Tugenden des Krieges und des Friedens und über die Erziehung des Fürsten. Der Körper und der Geist sind zwei verschiedene Dinge, der Geist wiederum zerfällt in zwei Theile, der eine umfasst die Vernunft, der andere den Willen. Wie die Natur erst den Körper bildet, und dann erst der Geist in denselben eintritt, so bildet sich auch zuerst der Wille, dann der edlere Theil, die Vernunft. Darum sorge

man erst für die Entwickelung des Körpers, dann für die des Geistes. Darum gewöhne der Hofmann seinen Herrn zuerst an die Beherrschung des Willens und lehre ihn später die Gründe begreifen. Derśniak (-Gaspar): Worin soll die Sorge für den Körper bestehen? Wapowski (-Ottaviano): Die Beantwortung dieser Frage würde uns sehr weit führen. Wir kämen auf die Ehe........ Ich glaube — bemerkt Derśniak — jene Vermischung des Blutes, wie sie Plato lehrt, würde den Frauen sehr gefallen. Myszkowski (-Gonzaga): Wäre es gut, wenn ein König eine solche Ordnung festsetzte? Doch vielleicht will Wapowski noch fortfahren? Wapowski (-Ottaviano): Unter Anderm würde ich wünschen, dass der Fürst sich aus den Vornehmsten einen Rath wähle (aby sobie pan obrał z pośrzodka znaczniejszej szlachty pewną liczbę mądrych ludzi, z którymiby o wszystkich rzeczach radzić mógł) und einen zweiten kleinen Rath, der die weniger wichtigen Dinge betriebe (ähnlich wie unsere Landboten, fügt G. hinzu). Auf diese Weise erreichen wir eine Verbindung der obengenannten Regierungsformen. Die Gerechtigkeitspflege, Gottesfurcht — frei von Bigotterie (bez owego boszkowánia á lizánia obraskow), Aberglauben, Schwarzkünstlerei und Wahrsagerei — Liebe zu seinen Bürgern, Achtung vor dem Gesetz, Erhaltung eines gesunden Mittelstandes, weise Verbindung von Milde und Strenge, das sind die Dinge, welche der Hofmann dem Herrscher lehren solle. „Das ist das grösste Regiment auf Erden, unter welchem tugendhafte Unterthanen in guter Ordnung und unter gutem Befehle stehen." Lupa (-Gaspar): Das würde kein grosser Herr sein, der lauter tugendhafte Unterthanen haben sollte, denn deren Zahl ist gering. Wapowski (-Ottaviano): Wenn eine Circe alle Unterthanen des türkischen Kaisers (C. del re di Francia) in stumme Thiere verwandelte, so würdet ihr ihn für einen Hirten, nicht für einen Kaiser halten; der Hirt an den Ufern des Prądnik (C. per questi nostri monti) erschiene Euch als König, wenn seine Heerde sich in tugendhafte Menschen umwandelte. Herr sein heisst herrschen über Menschen, die dieses Namens würdig sind.

Bojanowski (-Gonzaga): Was Ihr gesagt habt, ist schön und nützlich. |Aber wolltet Ihr Euren Herrn so bilden, so würden Euch die Leute eher einen guten Schulmeister (bakałarz) als einen Hofmann, und Eure Herren eher einen guten Vollstrecker, als einen guten König nennen. Der König kann nicht Alles selbst thun, aber er muss auch nur pflichttreuen Männern Aemter übergeben. Ich fordere von einem Könige Hochherzigkeit, Scharfsinn, Kriegstüchtigkeit, letztere im höchsten Grade, Würde gepaart mitLeutseligkeit und ein vornehmes Auftreten. Ich würde ihn auch zur Ausführung grosser Bauten anregen, die seinen Namen verewigen, wie die jener grossen Römer, deren noch heut prangende Werke nicht nur in Rom, Neapel u. s. w. (C. hat noch a Pozzolo, a Baje, a Civita Vecchia, a Porto), sondern auch ausserhalb Italiens ihren Ruhm verkündigen. (Die Erwähnung des Francisco Gonzaga marchese di Mantua, Federico, Papa Julio ist bei G. weggefallen.) Alexander der Grosse war nicht bloss gross im Erobern; er gründete auch Alexandria, Bucephalus u. s. w. Hätten die Römer, Alexander, Hannibal all die tausend Kleinigkeiten bedenken wollen, so würden sie nimmer zu jenem Ruhme gelangt sein. Wapowski (-Ottaviano): Wer das nicht gethan, hat sicherlich geirrt. Aber Alexander's Kriegszüge brachten den Völkern auch Bildung und Gesittung. Und was könnten die christlichen Fürsten edleres thun, als sich gegen die Türken verbünden und die Heiden mit der Lehre Christi beglücken? (C. spricht im Einzelnen von den Fürsten Frankreichs, Englands und Spaniens.) Um auf unsern König zurückzukommen. meine ich, dass er das, was Ihr von ihm verlangt, ohne Beherzigung meiner Lehren nicht wird ausführen können. Nennt Ihr aber einen Herrn aus meiner Schule eher einen guten Vollstrecker des Gesetzes, als einen wahren König, so gebt Ihr ihm damit den grössten Ehrentitel. Nicht nur auf Alles, was ich vorhin genannt, richte ein König seine Fürsorge, sondern auch auf viel geringfügigere Dinge. Derśniak (-Frigio): Ich fürchte, einen König, wie Ihr ihn wollet, werden wir ebenso wenig je sehen, als jenen plato-

nischen Staat. Wapowski (-Ottaviano): Wer kann wissen, ob wir nicht gar in unserer Zeit einen so vollkommenen Fürsten haben werden. (C. erwähnt italienische Prinzen, welche die grössten Hoffnungen für die Zukunft erwecken.) Kostka (-Juliano): Um den Vorzug des Hofmanns vor der Hofdame zu beweisen, ist Herr Wapowski zu weit gegangen und hat ihn noch über den Herrn gestellt. Ein Mann, der alles das erfüllt, was Herr Wapowski ihm zugeschrieben, verdient einen höheren Titel als den eines Hofmannes. Wapowski (-Ottaviano): Auch Plato und Aristoteles hätten sich dieses Titels nicht geschämt. Der erste unterrichtete die sicilischen Fürsten, der zweite Alexander den Grossen. Bojanowski (-Gaspar): Nun, wenn solche Männer sich dessen nicht schämten, soll man den Namen eines Hofmannes nicht gering schätzen. Aber ich möchte zweifeln, ob diese Männer tanzten, Laute schlugen, oder ritterliche Spiele übten. Wapowski (-Ottaviano): Ich glaube doch, dass sie diese Dinge verstanden, denn, wo sie davon sprechen, geschieht es mit Sachkenntniss, und dann widersprechen ja diese Uebungen keineswegs der strengen Tugend des Philosophen. Bojanowski (-Gaspar): Die Herren sagten gestern, der Hofmann solle auch lieben; heute wurden wir belehrt, dass der Hofmann, der seinen Herrn zur Tugend erziehen soll, nicht gar so jung sein könne; Liebe und Alter aber passen, wie wir ebenfalls gehört, wenig zusammen; die Sorgen und Schmerzen der Liebe würden den Hofmann von der Erfüllung seiner Pflichten ablenken. Kryski (-Pietro): Wir haben auch gehört, dass Zwistigkeiten mit der Geliebten angenehm seien, dass sie keinen Kummer und Schmerz bringen. Und so liessen sich die Pflichten des Hofmanns wohl mit der Liebe vereinigen. Lubelski (-Emilia): Ihr, Herr Kryski, habt Euch bisher sehr geschont, so saget uns doch jetzt etwas über die Liebe selber. Kryski (-Pietro): Die Liebe ist das Verlangen nach Schönheit. Schönheit aber ist nicht nur mit dem Auge wahrnehmbar, sondern auch mit dem Ohre (Töne) und dem Geiste. Dass der Mensch auch noch mit anderen Sinnen

die Schönheit geniessen will, ist auf sinnliche Begierden zurückzuführen. Denn die Schönheit ist ein Ausfluss des Göttlichen und alles Schöne ist auch gut. Sinnliche Liebe bereitet nichts als Schmerz und Unruhe. Je reifer der Mann an Jahren wird, desto leichter wird seiner Vernunft, die sinnliche Begier zu überwinden; daher ist auch nur der Jugend die sinnliche Liebe zu verzeihen; wollte ein Aelterer sich ihr hingeben, so müssten wir ihm seinen Platz unter den Thieren anweisen. Lupa (-Morello): Ihr habt da eine seltsame Liebe erfunden, die eher einem Traume gleicht, ich kenne Schöne, die sehr schlecht sind. Derśniak (-Federico): Die Schönheit der Frauen war oft die Ursache grosser Uebel, und die schönsten Menschen sind oft die lasterhaftesten. Kryski (-Pietro): Ihr wisst, dass die Physiognomen aus den Zügen eines Menschen seinen Charakter bestimmen, und das war möglich auf Grund derselben Gesetze, nach welchen man aus den Augen der Thiere ihre Wildheit, Milde, Stolz u. s. w. erschliesst. Und diese Welt, ist sie nicht so schön, als gut? Die menschlichen Glieder, sind sie nicht eben so harmonisch, wie nützlich? So auch alle übrigen Dinge: Die Säulen, die das Dach der Kirche tragen, sind schön und zugleich nützlich, die Theile eines Schiffes u. s. w. Es ist auch nicht die Schönheit, welche die Frauen zur Schlechtigkeit verleitet, sondern schlechte Erziehung, die Bitten der Männer, Verführung, Geschenke, Armuth, Hoffnung, Furcht und tausend andere Dinge. Auch täuscht sich unser Auge oft wie andere Sinne. Es wäre traurig, wenn unsere Liebe sich an nichts Anderem erfreuen sollte, als die der stummen Thiere. Erfreut sich also der reife Mann an dem Anblick der Schönheit, so denke er daran, dass die Schönheit gar keinen Körper hat, und dass man sie nur mit dem Geiste geniessen kann. Deshalb soll er seine Liebe nicht bloss einem schönen Gegenstande widmen, sondern sie auf die allgemeine reine Schönheit übertragen. Dann wird er frei von Unruhe sich zum Urquell aller Schönheit erheben. Diese Schönheit ist von der Güte unzertrennlich, sie ist der Anfang und das Ende alles Guten.

Derśniak (-Gaspar): Diese Liebe wird bei dem Manne nur sehr selten gefunden werden, bei der Frau sicherlich gar nicht; für die Männer haben wir Beispiele: wie Plato, Socrates, Plotinus (C. e de' nostri tanti santi Padri, come san Francesco). Auch den heiligen Paulus erhob nur solche Liebe in den Himmel. Kostka (-Juliano): Socrates selbst gesteht, dass er Diotima die Geheimnisse der himmlischen Liebe verdanke. Wurden nicht der Maria Magdalena so viele Sünden vergeben, weil sie so viel geliebt? Und wie viele Marien starben für Christus den Martertod? Lubelski (-Duchessa): Herr Kryski mag entscheiden, ob die Frauen wie die Männer dieser Engelsliebe fähig sind; aber für heute schliessen wir, denn der Herr Bischof hat schon das Abendessen vorbereitet (C. denn schon graut der Morgen. — In der ganzen Ausführung sind bei G. viele Gedanken, besonders die schöne Erklärung des Kusses fortgefallen.) —

* * *

Diese (vielleicht allzu ausführliche) Analyse giebt uns den Maassstab zur Beurtheilung des Verhältnisses, welches zwischen dem polnischen Schriftsteller und seinem italienischen Original obwaltet.

Unverändert ist vor Allem der Plan des Buches und die Disposition der einzelnen Capitel. Eine durchgreifende Aenderung war durch die Fortlassung der Frauen nothwendig geworden.

Gornicki ging mit Recht von der Anschauung aus, dass die Frauen der polnischen Gesellschaft nicht die hohe Bildung besässen, um an Unterhaltungen theilzunehmen, deren Reiz im geistreichen Disput über Gegenstände des höheren Gesellschaftslebens lag; dazu kam die Erwägung, dass nicht Alles, was hier besprochen wird, für weibliche Zuhörer geeignet sei.

Bedenkt man, dass deutsche und französische Uebersetzer des „Cortegiano“ ohne jede Abweichung dem Original

nacharbeiteten, so wird man dem feinen Gefühle Gornicki's Anerkennung zollen müssen.

Die Italienerinnen — natürlich nur Frauen der höheren Gesellschaftskreise — genossen in den Zeiten des Humanismus dieselbe Bildung wie ihre Väter und Brüder, und ihre sittlichen Anschauungen waren — nach unseren Begriffen — wenig streng. Was demnach dem italienischen Autor erlaubt und dem italienischen Leser nur ein erhöhter Reiz war, musste in der polnischen Bearbeitung fortbleiben.

Gornicki suchte diesen unvermeidlichen Verlust so viel als möglich gut zu machen, er führt einen den Frauen von ganzem Herzen ergebenen Jüngling als ihren Anwalt ein, und legt dem Kostka Alles in den Mund, was Castiglione durch Damen zum Ausdruck bringt. So machte er es möglich, dem Plane Castiglione's vollkommen zu folgen.

Die hervorgehobenen Unterschiede in Einzelheiten, also in Namen und Thatsachen, in Wendungen und Witzworten machen uns die wohldurchdachte Absicht des polnischen Schriftstellers zur Genüge klar. Er begriff, dass Castiglione's Buch, so wie es war, von der gebildeten polnischen Gesellschaft nicht gelesen werden konnte, es musste ihr also mundgerechter gemacht werden. Aber gelungen ist ihm das durchaus nicht. Ganz gegen die allgemein acceptirte und überall wiederholte Ansicht, dass Gornicki mit seinem „Dworzanin" ein vielgelesenes, volksthümliches Buch geschaffen, in welchem seine Zeitgenossen sich wie in einem Spiegel betrachten konnten, müssen wir behaupten, dass der „Dworzanin" weder eine treue Schilderung der polnischen Gesellschaft in der Mitte des XVI. Jahrhunderts bietet, noch dass jene Gesellschaft an dem polnischen Castiglione grossen Gefallen gefunden.

Die hergebrachte Ansicht ist durchaus irrig, und erheischt um so dringender eine Richtigstellung, als aus ihr tausend falsche Vorstellungen hervorgegangen sind.

Was hat man nicht Alles herausgelesen aus diesem Spiegelbilde der polnischen Gesellschaft. Tugenden und Untugenden der italienischen Frauen hat man zu Eigenschaften der Polinnen gemacht; das männliche Ideal Castiglione's ward

zum Urbild des polnischen Edelmanns. All' die kleinen Charakterzüge in dem anecdotenhaften Theile des Buches hat man mühsam zusammengesucht und zu dem Bilde derjenigen gestaltet, von denen sie berichtet werden. Kein anderes Buch diente mehr dazu, die Farben zu liefern, welche man zu einem Bilde der polnischen Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts brauchte, kein Anderes ist darum in so zahlreichen Fällen die Quelle falscher Anschauungen geworden.

Stellen wir an die Spitze unseres Beweisversuches die Thatsache, dass bei Gornicki's Lebzeiten, also bis zum Jahre 1603 keine zweite Auflage des Buches erschien, dass vielmehr erst das Jahr 1639 eine neue Ausgabe brachte, und vergleichen wir diesen — um modern zu sprechen — buchhändlerischen Erfolg mit den ununterbrochen aufeinander folgenden Drucken Kochanowski'scher Werke, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass Gornicki's „Dworzanin" nicht zu den vielgelesenen Büchern gehörte. Ohne Zweifel wurde er in Hofkreisen und von dem wenig zahlreichen Adel von höchster klassischer Bildung mit Vergnügen gelesen, aber denjenigen, „welche keine litteras besassen," blieb das Buch wahrscheinlich vollkommen fremd.

Der Dworzanin konnte auch nicht populär werden. Gornicki's Geschicklichkeit erstreckt sich nur auf die Kunst des Fortlassens. Er ging darin bisweilen so weit, Dinge fortzulassen, für welche dem gebildeten Polen keineswegs das Verständniss fehlte. Man denke doch nur daran, wie er die Musik behandelt zu einer Zeit, wo am polnischen Hofe Mikołaj Gomołka, Krysztof Clabon, Piotr Gorczyn und Wacław Szamotulski als schöpferische Musiker und die von Dichtern wie Janicki und Kochanowski gepriesenen Lautenspieler lebten.[1]) — Er hatte das richtige Gefühl: Dies und Jenes wird bei deinen Landsleuten

[1]) Janicki nennt den Lautenspieler Georg (s. Syrokomla 126). — Orzechowski erwähnt Jan Wierbkowski (Jag. II., 26). — Kochanowski citirt wiederholentlich Bekwark, eigentlich Johannes Bacfart Hungarus. — Gornicki citirt im Dworzanin (114) denselben Musiker unter dem Namen Węgrzynek.

Anstoss erregen; es fehlte ihm aber bei seiner vielseitigen humanistischen Bildung die Empfindung dafür, wie weit ihm der polnische Leser mit Genuss würde folgen können. Für wen, fragen wir, sind die philosophischen Ausführungen in den letzten beiden Büchern mit ihren noch heut entzückenden Stellen im damaligen Polen fasslich, für wen ein ästhetischer Genuss gewesen? Nehmen wir das Anekdotenhafte aus, so bleibt ein in poetischer Sprache abgehaltener Disput über abstracte Ideen übrig; alle Schönheiten dieser Bücher waren für denjenigen, „der keine litteras besass“, zu erhaben. Er las den Dworzanin nicht, weil er ihn nicht verstand.

Erwägen wir, dass Gornicki's Polonisirung, soweit sich diese auf den Inhalt bezieht, nur ein Fortlassen dessen war, was ihm untauglich schien, dass aber im Uebrigen der italienische Text mit nur geringen formellen Aenderungen dem polnischen Leser geboten wurde, so werden wir auch die Ansicht, dass uns in Gornicki's Dworzanin ein Spiegelbild der damaligen polnischen Gesellschaft vorliegt, fallen lassen müssen. Der oben durchgeführte genaue Vergleich hat uns gelehrt, dass nur äusserlich Castiglione vereinfacht, wenn man will, gesäubert wurde, dass aber im grossen ganzen, das Bild der italienischen Gesellschaft, wie es der feine Beobachter entworfen hat, dasselbe geblieben ist. Gornicki selbst mochte die Kluft zwischen den Zuständen Italiens und Polens weniger klar werden, weil er ganz in italienischem Wesen befangen war. Sein vieljähriger Aufenthalt in jenem Lande, seine humanistische Bildung verschleierten ihm den Blick in so hohem Grade, dass er — wie wir noch sehen werden — auch das politische Ideal für sein Vaterland aus Italien holte. Fügen wir hinzu, dass seit Bona's Ankunft in Polen auch Sitten und Gebräuche des Hofes von italienischem Einfluss mächtig berührt waren, und dass nun Gornicki, eben aus Italien zurückgekehrt, in diesem italienisirten Hofkreise sich bewegte, so begreift man die Kurzsichtigkeit, welche in ihm die Täuschung hervorrief, für polnische Leser zu schreiben, welche „keine litteras besitzen.“ Ich habe das Gefühl, als wäre diese Uebertragung des

Castiglione ursprünglich ganz mit Rücksicht auf den König und den Hof geschrieben.

Hier, wo Alles schrieb, dichtete und witzelte, wo der Wetteifer täglich neu angeregt wurde, wäre es kein Wunder, dass ein Mann von Gornicki's Ehrgeiz, dessen Handlungen alle der Wunsch durchzieht, seinem Fürsten zu gefallen, auch sein Theil beizutragen wünschte. Er machte ja auch Verse, wie fast alle Mitglieder dieses Musenhofes und seine Gedichte erfreuten sich sogar des Lobes aus dem Munde Kochanowski's.

Nichts lag näher als der Gedanke, das Buch Castiglione's, welches damals in ganz Europa gelesen und übersetzt wurde, auch den Polen anzueignen, uud diese Arbeit entsprach so ganz der Tendenz von Gornicki's gesammter literarischer Thätigkeit — Polen die höhere humanistische Bildung zuzuführen — dass er sie mit Freuden ergriff.

Aber ohne Zweifel blieb der „Dworzanin" das geistige Eigenthum des engen Kreises, der unmittelbar oder mittelbar mit dem Hofe in Verbindung stand.

Kommen wir nun auf die Form. Unbedingt muss Gornicki als ein Meister des prosaischen Stils anerkannt werden und nirgends erscheint uns seine Meisterschaft so gross als im Dworzanin. Man wird sein Lob nicht einschränken, wenn man behauptet, die Eleganz Castiglione'scher Prosa hätte seinen Stil beeinflusst. Das bewiese nur, dass er von einem guten Lehrer zu lernen verstanden. Denn trotz dieses Einflusses ist sein Stil der polnischen Sprache vollkommen angemessen. Er versteht für den ernsten Disput, wie für die Anekdote ebenso das schlichte Wort zu finden, wie er in der Apostrophe an die Liebe die poetische Prosa meisterhaft handhabt. Dass wir hie und da die Sprache hinter den Gedanken zurückbleiben sehen, wird man nicht dem Schriftsteller auf Rechnung setzen, der die schwierige Aufgabe hat, in seiner wenig entwickelten Sprache die feinsten Schattirungen einer blühenden Literatursprache nachzuahmen. Gornicki's Stil ist überall klar, die Sätze gut gegliedert, die Uebergänge ungezwungen; das Wort deckt den Gedanken, der Wortschatz seiner Muttersprache vermehrt sich unter seiner

Hand, ohne dass ihm der Vorwurf unzutreffender Neubildungen gemacht werden kann; er hütet die Reinheit der Sprache durch Vermeidung von Fremdwörtern und gebraucht Archaismen mit überlegender Vorsicht. Diese Vorzüge der Gornicki'schen Prosa sind wiederum — wie man aus den oben wörtlich angeführten Stellen des Dworzanin ersieht — die Folge des Studiums seines Vorbildes. Denn jene Stellen sind Castiglione entlehnt. Gornicki aber hat sich ihre Wahrheiten zu eigen gemacht und praktisch zu verwerthen verstanden. Man wird mit ihm nicht rechten über das Falsche in seinen Ansichten über die Entstehung der slavischen Sprachen — wie sollte er einen Einblick haben in das, was die jüngste Wissenschaft erst klargestellt? — Sein Vortrag über den massvollen Gebrauch der Fremdwörter und die Vorsicht, dass man sie verwandten oder allgemein gekannten Sprachen entlehnen solle, hat auch heute noch allgemeine Gültigkeit.

Das Uebersetzertalent Gornicki's zeigt sich besonders auch in vielen volkthümlichen Wendungen, die nichts destoweniger das Original mit treuester Genauigkeit wiedergeben.

So sagt Gornicki in der Einleitung „nie Orzechowskiego złotem, ale mojem ołowianem piórem", wo Castiglione sich ausdrückt: „non di mano di Raphaello o Michel Angelo, ma di pittor ignobile"; so versteht er durch ein malendes Beiwort die italienische Scenerie sofort in eine polnische zu verwandeln, wie in dem einfachen aber treffenden „owa we gzle kmiotowna" (62.), für Castiglione's „la incolta contadinella" (63.), oder in der Vergleichung der Menschen mit den musikalischen Instrumenten: bei Castiglione „piu difficilmente s'accordano tre instrumenti di musica insieme, che dui" (105.), bei Gornicki łatwiej na kobzie dwie strunie nastroić, niż trzy, żeby się zgadzały" (98.). Auch durch den Gebrauch von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarteu erhält der fremde Inhalt polnische Form.

Wo der Italier den steifen Gang des Eiteln verlacht mit den Worten „para che vada numerando i passi" (37.) thut es der Pole mit dem treffenden „jakoby kij połknął" (41).

Italienische Sprüchwörter werden ersetzt durch polnische, von denen einige hier wohl das erste mal schriftlich fixirt werden, wenn man nicht glauben will, dass des Uebersetzer manches gebildet hat, was später Gemeingut wurde.[1])

Wir werden noch einem Einwurf zu begegnen haben. Man wird unserer Behauptung, dass der Inhalt des Dworzanin dem des Cortegiano vollkommen entspreche, gewiss den reichen Anekdotenschatz als einen echt polnischen entgegenhalten. Weit gefehlt! Mit ganz geringen Ausnahmen sind alle die eingestreuten Scherze und Erzählungen, trotz ihrer scheinbar polnischen Färbung Eigenthum des Italieners oder richtiger das Eigenthum aller Gebildeten jener Zeit. Um nur durch wenige Beispiele unsere Behauptung zu stützen, erinnern wir zunächst an den unsaubern Scherz von den fünf Nonnen. Diese Anekdote findet man in deutschen Scherzsammlungen dieser Zeit ausnahmslos wieder. Ob sie Kirchhoff oder Nachtigall dem Italiener Castiglione nacherzählen, ob alle drei noch einen gemeinsamen Vorgänger in einem Anekdotensammler haben, wird ja wohl kaum festzustellen sein. Diese Stoffe lagen damals gleichsam in der Luft, sie gehörten dem allgemeinen Anekdotenschatze der Zeit an, welchen kein Mensch als sein Eigenthum für sich allein beanspruchen durfte; sie bildeten die Würze bei heiterem Mahle und belebten die Gespräche der Gelehrten wie der Ungelehrten, der mächtigen und grossen wie des gemeinen Mannes.[2])

Ein zweites Beispiel, das um so auffallender ist, als wir diesen Scherzworten auch bei Kochanowski begegnen. In des letzteren Fragmenten finden wir zwei Anekdoten von Sigmund dem Alten, die auch Gornicki im Dworzanin erzählt. Offenbar hielt man sie für echt und ihre Volksthümlichkeit mochte diesen Glauben noch befestigen. Und doch

---

[1]) Jaki pan, taki kram. — Jako cię widzą, tako cię piszą. — Szalony strój, szalona głowa. — Dyabeł nigdy nie śpi. — Nie każdy Pan, co w bławacie. — Kto z młodu nie wyszaleje, musi na starość.

[2]) Lier „O Nachtigall's ioci" im Archiv für Literatur von Schnorr von Carolsfeld XI. 21.

sind beide, mit Veränderung der Namen, nur Uebersetzungen. Die erste erzählt einen Scherz, den der König mit Narapinski (bei K. Naropinski) macht. „Da dieser keine Mittagstafel beim König ausliess, sprach der König einst, da er sich wusch, zu ihm: „Habt Ihr Euch gewaschen?" Er antwortete „Ja, Ew. Majestät, darauf der König: „So geht nach Hause und esst." Die zweite lautet: „Dieser (König Sigmund) zog einmal, als er sich waschen wollte, einige kostbare Ringe von den Fingern, um sie nicht zu benetzen, und gab sie einem in der Nähe Stehenden zu halten, ohne zu sehen, wem. Als der König nach dem Waschen nicht nach den Ringen fragte, glaubte der gute Mann, der König, der wichtigere Sachen im Kopfe habe, werde nicht nur vergessen, wem er die Ringe gegeben, sondern auch, dass er sie überhaupt einmal an den Fingern gehabt habe, und behielt sie. Es vergeht ein Tag, der zweite, der dritte; es vergeht eine Woche, die zweite; ein Monat, einige Monate, endlich ein Jahr; und da der Ringe nie Erwähnung geschehen war, und er an den Fingern des Königs neue Ringe sah, so glaubte er, dass der Gewinn sicher und der gute Ruf unversehrt sei. Abermals nach einem Jahre, als sich der König wieder einmal waschen wollte und schon anfing die Ringe von den Fingern zu ziehen, streckte der brave Diener wieder die Hände darnach aus. Der König aber neigte den Kopf an sein Ohr und flüsterte ihm zu: Begnüge dich mit den ersten; diese gehören einem Andern."

Andere sagen — fügt Gornicki hinzu — es rühre nicht von unserm alten Könige her, sondern von Alfons von Arragonien, dem Grossvater unsres Herrn. Gornicki bezeichnet hier als die Ansicht anderer, was Castiglione als Thatsache erzählt, und was vielleicht auch bei dem Italiener schon Nacherzählung einer verbreiteten Anekdote sein mag.

So steht es fast mit allen im Dworzanin erzählten Anekdoten, so dass man auch diese nicht für polnisch zu halten hat[1]); und es ist denn nach dieser Betrachtung an

[1]) In der Ausgabe von Gornicki's Werken wird der Vergleich im einzelnen durchgeführt werden.

dem Dworzanin nichts polnisch, als die ausserordentlich schöne Sprache. Aber das ist ein hinlänglich grosses Verdienst für einen Schriftsteller jener Zeit.[1])

Der Pole aber, der den Dworzanin las, nahm bewusst oder unbewusst einen grossen Schatz humanistischen Wissens in sich auf. Durch das ganze Werk finden sich Ansichten und wörtliche Citate des Ovid, Cicero, Horaz und Plato verstreut, und einzelne Abschnitte sind den genannten Schriftstellern gänzlich entlehnt. Castiglione II. Cap. 42 und die folgenden bis ans Ende des Buches entsprechen Cicero's de Oratore II. 54—71. Die Einleitung in das IV. Buch erinnert an de Oratore III. 1. Die Ansichten über den Staat — Castiglione IV. 19. IV. 31. — findet man in Cicero's de Republica I. 35 I. 29. Bembo-Kryski's lange Auseinandersetzung über die Liebe — ohne Zweifel der schönste Theil des Castiglione'schen Werks — ist nur eine Wiedergabe der Platonischen Lehre im Geiste Plótin's und zwar nach Ficino's Uebersetzung und Commentar.[2]) Gornicki und den auf der Höhe seiner Bildung stehenden Landsleuten, mag nun vielleicht nichts von diesen Ansichten neu gewesen sein, ein grosser Theil der Leser des Dworzanin aber wird jedenfalls aus diesem zum ersten Mal die Weltanschauung der Humanisten kennen gelernt haben.

---

[1]) An dieser Stelle wäre noch zu untersuchen, wie vieles aus dem reichen Anekdotenschatz des „Dworzanin" in die zahlreichen Sammlungen gereimter und ungereimter Facetienbücher, welche im XVI. und XVII. Jh. in Polen erschienen, übergegangen ist. Eine solche Untersuchung wäre jedoch nur an einem Orte möglich, wo das Material zusammen ist. Wir sind daher ausser Stande, dieselbe anzustellen. Das Beispiel aus Kochanowski's Fragmenten dürfte für das Verhältniss G's. zu andern typisch sein. Nur bleibt unbeantwortet, ob K. dem G. nacherzählte, oder G. dem K., oder ob sie nicht gar beide nur schriftlich fixirten, was in Hofkreisen hundertmal erzählt worden war. Mir erscheint das letzte als das wahrscheinlichste.

[2]) S. die Annotazioni in Il. Cortegiano Firenzi 1854. Im Uebrigen ist diese Stelle des Cortegiano nur ein Echo von Bembo's „Asolani".

III. Gornicki's Mannesalter.

Seit einigen Jahren lebte Gornicki fern von dem Treiben des Hoflebens in der Stille der Bibliothek zu Tykocin. Er war durch seine polnischen Gedichte, wie durch den Dworzanin ein berühmter Mann geworden;[1]) der König liess Anerkennung auf Anerkennung folgen und hatte ihm nun den Vertrauensposten eines Beschützers seiner grössten Schätze angewiesen — ein Vertrauensposten im vollsten Sinne, denn das exponirte Tykocin war während der Kriege mit den Moskowitern in steter Gefahr; es erhielt auch, offenbar mit Rücksicht auf das Eigenthum des Königs, im Jahre 1565 einen Schutzwall (Dz. 129).

Hier gefiel es dem gelehrten Hofmanne besser als im Gefolge des Königs, und er bat seinen Fürsten, ihn von einem Theil seiner Amtspflichten zu befreien.

Der König beantwortete die Bitte seines Günstlings mit einer neuen Gunst. Er erhöhte seine Einkünfte um 200 Gulden jährlich mit der ausdrücklichen Verpflichtung, „dass er auch fürder in seinen Diensten bleibe."[2]) Und auch dieses Gehalt scheint der Fürst ihm bald erhöht zu

---

[1]) Die polnischen Gedichte — polonicis carminibus, sagt der Anonymus (Jag. III., 388) — Gornicki's werden von Kochanowski (El. III., 13) schon im Jahre 1568 als „des Orpheus würdig" gerühmt (Joh. Koch. 120). — In der Rede auf den Tod Sigmund's nennt Solicovius unter den Zierden des Hofes auch Gornicki.

[2]) Akte vom 26. August 1566.

haben, denn für die Jahre 1568 und 1569 werden seine Dienste als Bibliothekar mit jährlich 300 Gulden honorirt.[1])

Starost von Tykocin war Gornicki in diesen Jahren noch nicht. Es lässt sich unzweifelhaft feststellen, dass er erst im Jahre 1570 mit dieser Würde bekleidet wurde. Wollte man selbst aus irgend einem Grunde, vielleicht im Hinblick auf die bestimmte Behauptung des anonymen Chronisten,[2]) seine eigene Angabe anfechten — etwa einen Irrthum durch Gedächtnissschwäche voraussetzen — so bliebe immer noch die Möglickeit eines negativen Beweises.

„A czo sie tycze wolnego mielczia w młyniech IKM — heisst es wörtlich in einer Erklärung vom 28. Juni 1602, welche Gornicki von Sigmund III. gegenüber einer falschen Anklage des Tykocin'er Pfarrers Guardian abgab — w tym mnie nieslusznie ten X. Gwardian nieboszczik do króla J. Mości odniósł, bo iakom starostą jest będzie richło 32 leczie, żadnéj miarki nigdy od nich nie wzięto."

Daraus ginge hervor, dass Gornicki das Amt im Jahre 1570 übernahm; vor 1569 kann er es auch keineswegs innegehabt haben, da zwei von Sigmund August ausgestellte Urkunden — die eine aus Wilno vom Jahre 1566, die zweite aus Knyszyn vom Jahre 1568 — Jan Šimkovič (die Unterschrift ist russisch) als Starosta Tikotinskij bezeichnen.[3])

Nun mochte in dem vielgewanderten Mann der Wunsch aufsteigen, sich ein behagliches Heim — gehoben durch das Glück einer liebevollen Ehe — zu gründen. Wir werden wohl auch in der Sehnsucht nach dem häuslichen Heerd die erste Ursache für die an den König gerichtete Bitte um Befreiung von einem Theile der Berufspflichten zu sehen haben.

Was fehlte dem Manne anders, als ein liebendes

---

[1]) Mac. II., 981.

[2]) Simul cum bibliotheca ipsius arcis praefecturam est assecutus (Jag. III., 388) s. S. 40 u. S. 95.

[3]) S. Rukopisnoe otdělenie vilenskoj publičnoj biblioteki, trud Petra Hiltebrandta. Vilna 1871, S. 76 f. 80 f.

Weib? Er besass die Gunst seines Fürsten im höchsten Grade, in so hohem, dass Sigmund August erwartete, „er würde ihm bis zum Tode treu bleiben,“ [1]) er hatte Anerkennung und Ruhm erlangt, er besass ein reichliches Auskommen — alles was ein Humanistenherz begehren konnte. Aber in dem kleinen Flecken, der ja nur durch die persönliche Vorliebe des Königs eine gewisse Bedeutung hatte, musste sich der geistig regsame Hofmann etwas einsam fühlen. Nur Weib und Kind konnte diese Leere ausfüllen.

Eine Betrachtung der uns bekannten Thatsachen aus dem Eheleben Gornicki's führt zu der Vermuthung, dass das uns unbekannte Datum seiner Heirath mit dem der Ernennung zum Starosten von Tykocin zusammenfällt. Im Jahre 1587 am 28. Februar starb Barbara Gornicka, 29 Jahr 3 Monate alt. Sie war demnach Ende November oder Anfang Dezember 1553 geboren. Sie hinterliess dem unglücklichen Gatten drei Söhne und fünf Töchter — was bei der damaligen Sitte, welche die leibliche Pflege der Säuglinge der Mutter zur Pflicht machte, ein eheliches Zusammenleben von mindestens 12 Jahren voraussetzt. Erwägt man, dass im Allgemeinen die Töchter in weit jüngerem Alter heiratheten, als dies heute der Fall zu sein pflegt, so wird man dazu gedrängt, die Vermählung Gornicki's in die Zeit zu setzen, in welcher er zur Starostenwürde empor stieg, also etwa in die Jahre 1570 oder 1571.

Barbara war die Tochter des Stanisław Broniewski aus Biezdziedza, Fahnenträgers und Stallmeisters von Przemyśl (chorąży i koniuszy) und Starosten von Medyka. Der Stammsitz der Broniewski's war Waśniew (Waśniow) im Sendomir'schen. Stanisław hatte am Hofe Sigmund des Alten und Sigmund August's gedient und war in Gesandtschaften an vielen europäischen Höfen gewesen. Nachdem er bei Lebzeiten sein Vermögen unter die Söhne vertheilt hatte, widmete er sich ganz der Wirksamkeit für

---

[1]) Volentesque ipsum ad obsequia nostra in futurum eo promptiorem et alacriorem reddere — heisst es in dem Aktenstück vom 26. August 1566.

die katholische Kirche. Er stiftete in Kirchen und Klöstern Altäre und beschenkte die Mönche mit Ländereien. Auch in seinem Erbe Biezdziedza errichtete er eine Kanzel und einen Altar. Er starb am 8. November 1582 in dem Alter von 75 Jahren.

Ohne Zweifel kannte Stanisław Broniewski den jungen Schriftsteller, mit dem er am Hofe häufig zusammentreffen mochte; die Gunst, deren er sich bei Sigmund August erfreute, mag das Vertrauen des geachteten Edelmannes noch erhöht haben, und so gab er ihm seine junge Tochter und — wie zu vermuthen — eine seinem Vermögen entsprechende Mitgift in baarem Gelde oder in Landbesitz.[1])

Gornicki hatte sich mit ausserordentlich praktischem Sinne ein behagliches Leben bereitet. An der Seite einer jungen Gattin residirte der Günstling des Königs in Tykocin als Starost. Die Einkünfte der Starostei, von welchen nur ein Viertel zur Erhaltung des stehenden Heeres in die Staatskasse floss; die Gehälter, die er bisher bezogen, und die ihm auch jetzt nicht genommen wurden, gestatteten sogar ein üppiges Leben und bei den verminderten Amtspflichten und der Sesshaftigkeit, welche den Starosten der Grenzbezirke nicht nur gestattet, sondern sogar durch das Gesetz zur Pflicht gemacht war, konnte er sich nun ganz seinen Lieblingsstudien hingeben.

Darf man aus seinen Memoiren (Dzieje) einen Schluss auf seine Lebensweise in diesen ersten Jahren der Ehe ziehen, so wird man zu der Vermuthung geführt, dass er Tykocin nie verlassen habe, dass er nicht einmal während des Unionsreichstages (1569) in Lublin gewesen. Er widmet der Erzählung dieses grössten Triumphs seines Fürsten nur wenige Zeilen. —

---

[1]) Die Angaben über Barbara und ihren Vater sind combinirt aus Aktenstücken, die wir unten citiren werden und aus Paprocki 523. 575. Die Mitgabe des Landbesitzes wird wahrscheinlich durch einen Brief Gornicki's an Zamojski (16. Februar 1591), in welchem er um die Erlaubniss bittet, aus Krzeszow Holz holen zu dürfen, da er drei Meilen von Sendomir ein Haus baue (s. unten).

Gornicki führte den Titel Starosta Tykociński i Wasilkowski. Es ist schwer festzustellen, wann ihm die Starostei von Wasilkow übergeben wurde. Bei dem winzigen Umfang dieses Amtsbezirks möchte man vermuthen, dass er ihn so als Anhängsel von dem wohlgesinnten Könige erhielt. Sigmund August hatte 1568 den Bau des Städtchens Wasilkow beendigt. Eine selbstständige Starostei konnte daraus nicht gebildet werden, denn der Bezirk brachte im ganzen nicht mehr als „ein und eine halbe Tonne“ ein (s. unten). So mochte er seinem Günstlinge das kleine Wasilkow zu dem grösseren Tykocin noch hinzufügen.

Dem Titel Starosta Wasilkowski begegnen wir zum ersten Mal allerdings erst im Jahre 1577 auf einem Aktenstücke vom 13. Juni.

Die Starostei Tykocin gehörte zu der Wojewodschaft Podlachien, zum Kreise Bielsk; Wasilkow zur Wojewodschaft Troki, Kreis Grodno. Sie grenzten aber an einander und waren zu Gornicki's Zeit vereinigt. Wasilkow umfasste nicht mehr als das im Jahre 1567 und 1568 gegründete Städtchen gleichen Namens mit einem ärmlichen Kirchlein in Holzbau und ein Dorf mit Vorwerk. Tykocin dagegen war ein sehr umfangreicher Amtsbezirk.

In den Bezirk der Starostei von Tykocin gehörten ausser der Stadt mit befestigtem Schloss noch 42 Ortschaften und 4 Vorwerke,[1]) deren Einkünfte (nach einer Berechnung vom Dezember 1576) auf 1109 Gulden geschätzt wurden.

---

[1]) Ein Aktenstück des Warschauer Archivs lautet wörtlich: Lustratia albo rewidowanie y spisanie pożytków Starostwa Tykoczinskiego dzierzawy urodzonego Pana Lukasza Gorniczkiego Starosty Tykocinskiego y Wasiłkowskiego etc. etc. za sprawą urzendu Woytów y ławników przysięgłych, za rok 1576 wtemże roku in mense Decembris sprawiona y spisana. —

Miejscowości do tego starostwa należące: Miasto Tykocin.

Folwark Stalmachowski — Folwark Lipnicki — Folwark Mazurowski. —

Wsie: Zaykl — Saffranki — Lazy — Sorcze — Tatary — Chobotki — Dobki — Babino — Siekierki — Paiewo — Raduk — Zedziany — Pogorzałka — Cziesimy — Makowo — Kapicze — Milewo — (Hermani

Die Starostei von Tykocin gehörte zu den sog. Tenuten; Gornicki war also Tenutarius des Königs. Diese Tenutarii haben „keine Gerichtsbarkeit über den Adel. Denn diese ist bei denen wirklichen Starosten . . . Diese Amtsleute (-Tenutarii) sind aber nur Aufseher über die königlichen Landgüter und Einkünfte, ingleichen über die Schlösser und über das gemeine Volk, welches darunter steht.“ [1])

Als im Jahre 1569 auf dem grossen Unionsreichstage zu Lublin auch gewisse Gebiete der Rechtspflege geordnet wurden, erhielten in der Wojewodschaft Podlachien die Städte Drohiczyn, Wielnik u. s. w. Landgerichte; dreimal im Jahre wurden Termine abgehalten. Tykocin hatte kein Landgericht. (Const. 110.)

Das Bedürfniss der Einwohner wuchs jedoch in so hohem Grade, dass die Gesandten der Wojewodschaft im Jahre 1581 auf dem Reichstage zu Warschau um Vermehrung der Landgerichte baten, und es wurde der Beschluss gefasst, dass nunmehr auch in Tykocin Landgerichtstermine abgehalten werden sollten (a. a. O. 214).

Auf dem Krakauer Krönungsreichstage vom Jahre 1588 traten an die Stelle der alten Bestimmungen über die

— Nieczieczczy) — Laskowo — Strubicze — Sierki — Wołoszcz Tykocinska — Woitostwo Sannickie — Sioło Sannickie — Sioło Sawino — Sioło Lesniki. Woitostwo Broniszewskie — Sioło Broniszewo — Sioło Radule — Sioło Paiewo — Sioło Jezewo. Woitostwo Lopuchowskie — Sioło Lopuchowo — Sioło Stalmachowo — Sioło Kapicze — Sioło Kobylino — Sioło Makowo — Wołoszcz folwarku Lypnickiego — Woytostwo Złotoryjskie — Sioło Złotoryja — Sioło Siekierki. —

Folwark Mazury — Sioło Mazury — Sioło Brok — Sioło Wolka Sioło Kalinowa.

Summa za wszystkie pożytki z folwarków Tykocinskich złot. Pol. 1109/0/12¹/₄.

A wyraziwszy z tėj summy złot. 20/25 za siano folwarkowe która wtem roku dla przyczyn wyzej opisanych do skarbu K. J. M. doidz nie może uczyni w tem roku złot. Pol. 1088/5/12¹/₄.

[1]) Cromerus Polonia 130. Ueb. S. 169.

Landgerichtspflege in der Wojewodschaft Podlachien gänzlich neue.

Nun erhielt Tykocin die Landgerichtsbarkeit über die Pfarren von Raygrod, Goniądz und Tykocin. Die Termine des Landgerichts Tykocin begannen, wenn alle vor das Gericht Bransk und Suraż gehörigen Processe erledigt waren und in Bransk waren die Gerichtstage auf folgende Termine gelegt: Die erste Cadenz auf den ersten Montag nach Michaelis, die zweite Cadenz auf den ersten Montag nach Neujahr, die dritte auf den ersten Montag nach Ostern (a. a. O. 277).

Die Unbestimmtheit der Termine, welche offenbar ihre Schwierigkeiten für die Parteien haben musste, wurde durch einen Beschluss des Warschauer Reichstags vom Jahre 1601 ein Ende gemacht. Es sollten nach diesem Beschlusse in Tykocin, ebenso wie in Bransk und Suraż dreimal im Jahre Termine des Landgerichts (Roki ziemskie) abgehalten werden, und zwar begannen die drei Cadenzen an den Montagen nach St. Martin (11. Nov.), nach dem zweiten Fastensonntag und nach der Frohnleichnamswoche.

Die Stadt Tykocin lag in der Ebene an der Narew. Ausser dem massiven Schlosse, das die Natur rings mit Sümpfen, die menschliche Kunst mit Wällen und Gräben umgeben hatte, waren alle Häuser in Holzbau aufgeführt. Tykocin lag vier Meilen von der Residenz Knyszyn entfernt, zehn Meilen von Bielsk und 24 von Wilna. —

Das Glück des jungen Starosten wurde zum ersten Male getrübt, als man den König, dem Gornicki Alles verdankte, todtkrank nach Tykocin brachte — im Mai 1572 — (Bielski 122 O).

Als Sigmund August sein Ende nahen fühlte, liess er sich auf einem zu diesem Zwecke hergerichteten Wagen von Warschau nach Knyszyn bringen.

Eine Tagereise von Tykocin entfernt, schrieb er seinem treuen Diener, er möchte Niemanden von denen, welche dem königlichen Zuge vorausgeeilt waren, in die Stadt einlassen. Er fürchtete mit Recht eine Verschleppung der Pest, welche

in Warschau und einem grossen Theile des Landes wüthete. Auf die Vorstellungen seiner Leute nahm er jedoch später, als er selbst schon in der Stadt war, den Befehl zurück und das befürchtete Unglück trat ein. Die Pest kam in die Stadt und wüthete von Mai (1572) bis in die Mitte des Winters.

Gornicki befand sich natürlich in der Nähe des Königs, in dem Krankenzimmer, ja an seinem Krankenbette.

In Tykocin erledigte der König noch eine wichtige Angelegenheit.

Er gab dem Starosten den Auftrag, den Bernhardinern, welche das massive Kloster unweit der Stadt inne hatten, den Holzbau bei der Stadtkirche anzuweisen. Das Kloster sollte dem Ausbau des Schlosses weichen. (Bielski a. a. O.) Der Starost führte den Befehl sofort aus. Einen Tag darauf wurde Sigmund August nach Knyszyn gebracht. Die Bernhardiner begaben sich sogleich zu ihm und erbaten eine Frist von sechs Wochen für den Umzug. Die Fürsprache des Krakauer Bischofs und Unterkanzlers bewirkte, dass der König den Aufschub gewährte.

Am 6. Juli — es war ein Sonntag — eilte der treue Diener nach Knyszyn an das Krankenbett seines Herrn, um die letzten Befehle zu empfangen. Die erste Frage des Königs war, ob Gornicki die Abschriften des Testaments mitgebracht habe.[1]) Bereits am 6. oder 7. Mai war der letzte Wille Sigmund August's von Augustinus Rotundus niedergeschrieben worden. Der König aber brauchte drei Abschriften. Die eine wollte er bei sich behalten, eine zweite sollte der Prinzessin Anna übermittelt werden, die dritte auf dem Schlosse zu Tykocin bleiben.[2])

---

[1]) So übersetzen wir das Wort „wizerunki“, das Gornicki an dieser Stelle gebraucht (Dz. 136). Der Zusammenhang der Thatsachen macht es unzweifelhaft, dass nichts anderes unter „wizerunki“ verstanden werden kann.

[2]) S. Rękopism historyczny polski Dworzanina i Wychowańca Zygmunta Augusta wydany przez Andrzeja Ed. Koźmiana. Wrocław 1845. S. 20. Wir werden es von jetzt an Ręk. citiren.

Gornicki hatte geglaubt, den Schwerkranken schonen zu müssen und die Copien des Testaments nicht mitgebracht. Er musste nun auf Wunsch des Monarchen in grosser Eile nach Tykocin zurück, nicht bloss um die gewünschten Abschriften zu holen, sondern auch, um im Schlosse Ordnung herzustellen und selbst darin Wohnung zu nehmen. Bisher hatte Gornicki in der Stadt gewohnt, in einem bescheidenen Herrenhause; nunmehr erforderten die vermehrten Kostbarkeiten im Tykociner Schlosse einen bewährten Schutz; wer aber konnte dazu geeigneter erscheinen als der erprobte langjährige Diener? Denn Sigmund August hatte nicht bloss das Reserveexemplar seines Testaments nach Tykocin bringen lassen, sondern auch grosse Summen baaren Geldes, den ganzen königlichen Hausrath aus Wilna und Knyszyn, und was er sonst an Werthsachen hoch schätzte und sicher bewahrt wissen wollte.

Am 7. Juli starb der letzte der Jagellonen.

Ob sein Sekretär Gornicki an seinem Sterbelager gestanden, vermögen wir nicht zu sagen. Aus den eigenen Worten Gornicki's geht nichts Bestimmtes hervor. Aber man hat ein Recht, aus der flüchtigen Darstellung der Todesstunde des ihm persönlich so theuren Fürsten den Schluss zu ziehen, dass er noch nicht aus dem zwei Meilen entfernten Schlosse zurückgekehrt war, als Sigmund August am Montag den 7. Juli die Augen schloss.[1])

In Knyszyn, wo die Leiche des Königs aufgebahrt war, wüthete die Pest; ein grosser Theil seiner Umgebung verliess die halb ausgestorbene Stadt und die am 24. August hier zusammen gekommenen Kronräthe sahen sich genöthigt, den Leichnam nach Tykocin zu überführen. Es ist bekannt, welche Aufregung der plötzlich erfolgte Tod des Königs hervorrief. Wir sprechen nicht von dem Unfall, der ein ganzes Volk zur Waise machte und in der bevorstehenden

[1]) Ein Vergleich von Gornicki's Darstellung mit der des Anonymus macht es sehr wahrscheinlich, dass Gornicki nur nach dem Hörensagen schilderte.

Königswahl die Entfesselung aller Parteileidenschaften zur Folge hatte, sondern von den persönlichen Verdächtigungen, welche gegen die Günstlinge des Königs erhoben wurden. Ganz unschuldig waren sie nicht. Sie hatten den sterbenden Monarchen aus Furcht vor der Pest verlassen und waren nach seinem Tode davongeeilt, ohne in die unklaren Verhältnisse Ordnung gebracht zu haben. Ein jeder forderte nur seinen Lohn, um die Mühe — welche doch die Dankbarkeit gegen den verstorbenen Herrn Jedem von ihnen zur Pflicht machte — dem Andern zu überlassen. Nur Jan Dymitr Solikowski, Jan Leśniowski und Jan Tomasz Drochojewski blieben pflichttreu in Knyszyn und sorgten dafür, dass die Forderungen der königlichen Diener befriedigt wurden und das Schloss von Tykocin genügenden Schutz erhielt.

Wir können hier auf die Einzelheiten dieser traurigen Angelegenheit nicht eingehen.

Sie kann nur insoweit unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, als Gornicki daran betheiligt war. Sein Wohnort, das Schloss von Tykocin, war der Gegenstand öffentlicher Discussion und das Objekt erregten Streits geworden. Hier lagen die Privilegien des Herzogthums Litthauen, das Testament und die Reichthümer des Königs. Darum hatten auch die Bischhöfe und ersten Senatoren den Starosten am Todestage des Königs zu verdoppelter Aufmerksamkeit verpflichtet und für Alles verantwortlich gemacht.[1])

---

[1]) Ad praefectum etiam Tikocinensem scriptum, ut si regem e vivis excedere contigerit, arcem ac ea omnia, quae in arce asservarentur, diligenter custodiret, ne quid inde vel Respublica, vel ii, ad quos ea iure naturali pertinuerint, detrimenti acciperent. Praeerat autem Tikocino Lucas Gornicius, non claris quidem parentibus ortus, sed qui ob elegans ingenium eruditionemque singularem in pangendis polonicis carminibus, Pindaricum nescio quid sonantem, principi multisque claris senatoribus charus exstitit; Is primum Vilnae bibliothecae propositus, ubi haec Tikocinum translata fuit, simul cum bibliotheca ipsius arcis praefecturam est assecutus (Jag. III. 388.). — Wir werden auf dieses Citat noch zurückkommen. Vergl. auch Seite 40.

Der zunächst einberufene Reichstag ordnete an, dass Tykocin 300 Mann Besatzung bekomme und die Starosten von Knyszyn und Tykocin ihre Schlösser mit Lebensmitteln und Vorrathskammern versehen, (Ręk. 58.) und sandte den Schatzmeister und andere hohe Beamte — unter ihnen auch Wiesiołowski, den wir noch als Gornicki's Busenfreund werden kennen lernen — in das Grenzgebiet, um den rückständigen Sold an die Grenzmannschaften zu zahlen.

Immer heftiger wurden die Aeusserungen des Missmuths gegen die nächste Umgebung des verstorbenen Königs, immer lauter wagte der Verdacht sie einer Veruntreuung zu bezichtigen. Aus der grossen Rede, welche Solikowski auf dem Conventionsreichstage zu Warschau hielt, geht hervor, dass gegen den Starosten von Tykocin, dem doch offenbar die schwerste Aufgabe zugefallen war, auch nicht eine Stimme sich misstrauisch aussprach (Ręk. 55); vielmehr wurde anerkannt, dass in der Zeit der grössten Wirren das Schloss Tykocin mit der Schatzkammer des Königs vor Plünderung bewahrt worden war. (Ręk. 23.)

So war dieser Sturm glücklich vorübergegangen. Die persönliche Ehre des königlichen Günstlings war gerettet und bald sollte auch durch die Wahl Henri's von Anjou die Ruhe des Staates wieder hergestellt sein.

Die kurze Zeit der Regierung Henri's von Valois brachte in Gornicki's Verhältnisse keine Veränderung. Denn Henri's Ordination vom 12. Mai 1574, die Einnahmen der Starosten betreffend, nach welcher ein tenutarius von den Gesammteinnahmen seines Bezirkes 30 pCt. (20 pCt. flossen als Quarta in den Schatz und die übrigen 50 wurden an den König als den Besitzer abgeführt,[1]) erhalten sollte, kam nicht zur Ausführung.[2])

---

[1]) Pawinski. Żródła VIII. 22. IX. 295.

[2]) S. unten.

In wie weit ihn sonst die Wahl Henri's, sein kurzer Aufenthalt in Polen, seine Flucht berührten, wissen wir nicht. Es lässt sich annehmen, dass Gornicki treu auf seinem Posten in Tykocin blieb und die Güter des verstorbenen Königs, nunmehr Eigenthum der Prinzessin Anna, verwaltete. Denn er erstattet sowohl der Prinzessin, als den Senatoren Bericht über den Zustand, in welchem sich die Hinterlassenschaft Sigmund August's befindet.[1])

Er mag der grossen politischen Bühne und dem unerhörten, was sich auf derselben in diesem kurzen Zeitraum abspielte, ganz fern geblieben sein. Der Zufall kam hier nur seinem Wunsche entgegen. Denn er hatte auch während des Aufenthalts bei Hofe nicht thätigen Antheil genommen an dem entwickelten politischen Leben seines Vaterlands.

Wie sich das Leben Gornicki's in diesem Zeitraum fast gänzlich unserer Kenntniss entzieht, so auch in den folgenden Jahrzehnten.

Bis zum Jahre 1572 waren seine „Dzieje" unser Führer und was diese nicht berichten, liess sich zum Theil aus glücklich erhaltenen Akten und aus Notizen anderer Zeitgenossen (Orzechowski, Bielski) ergänzen. Von nun an sind wir auf Akten und Briefe angewiesen. Aber ihre Zahl ist gering, die Ausbeute, welche sie für eine zusammenhängende Darstellung von Gornicki's Leben gewähren, ungenügend. Mehr als ein chronikenartiges Aneinanderreihen der aus ihnen gewonnenen Thatsachen, erscheint als eine Unmöglichkeit. Und diese Thatsachen sind an sich untergeordneter Natur. Sie gewähren keinen Einblick in die geistige Werkstatt des Schriftstellers; kaum dass hie und da eines seiner Werke Erwähnung geschieht. Nur das äusserliche Leben des Starosten führen sie uns vor Augen,

[1]) Am 29. September schreibt Anna an ihre Schwester Sophie von Warschau aus: . . . . Coś mi W. K. M. pisała o Tykocinie, co się z nim dzieje, to że wszystkie rzeczy tak szaty, jako stroje, siodła są pokąsane od szczurków; o kilkanaście tysięcy szkody będzie: aż teraz rotmistrz i starosta pisali do panów i do mnie o tem. (Jag. IV. 182.)

wie er hier als Schutzherr seiner Bauern auftritt, dort als nachlässiger Richter angeklagt wird, bald seinem Könige über die Verwaltung der ihm anvertrauten Krongüter Rechnung legt, bald in seinem Auftrage Pulver und Kanonen nach dem Kriegsschauplatz sendet.

Eine Veränderung war sicher in dem Leben Gornicki's eingetreten.

Sein persönliches Verhältniss zu Sigmund August hatte ihm doch wohl die Amtspflichten sehr erleichtert; die Ruhe der letzten Regierungsjahre seines Gönners, der ersten seiner Thätigkeit als Starost mochten seinen Lieblingsstudien günstig gewesen sein.

Nun unterbrach plötzlich der Tod Sigmund's, die aus ihm erwachsenen Verdächtigungen und Anfeindungen, die allgemeine Aufregung, welche Wahl und Flucht Henri's hervorgerufen hatte, und nicht in geringstem Grade die Energie des neuen Regenten und der Krieg gegen die Empörer in Danzig die liebgewordene Musse.

* * *

Nachdem Stephan Bathory sich in Krakau die Krone auf's Haupt gesetzt hatte (1. Mai 1576), begab er sich über Warschau nach Knyszyn und Tykocin, um die hier aufgespeicherten Schätze der Jagellonen mit sich zu nehmen.

Sein Aufenthalt in Tykocin währte vom 16—23. Juli; in Knyszyn blieb er vom 24.—27. dieses Monats.[1]) Gornicki hatte hier das erste Mal die Ehre, dem neuen Landesherrn persönlich gegenüberzutreten. Um so unangenehmer musste es ihm sein, dass gerade jetzt die Bauern eines seiner Dörfer dem Könige eine Klage gegen ihn einreichten.

Sie brachten ihre Beschwerde durch eine Deputation an den König selbst vor.

Der Starost von Tykocin, Łukasz Gornicki — so klagten die Bewohner des Dorfes Mazurowo — zwingt uns

---

[1]) S. Pawinski: Zródła dziejowe IX., A. 58.

gewaltsam zu schweren, ununterbrochenen Arbeiten, er gönnt uns, gegen die Bestimmung der Revisoren, keine Ruhe.

Das geschah an dem ersten oder zweiten Tage von Bathory's Aufenthalte zu Tykocin. Am 18. Juli — also am dritten Tage — richtet der König ein Schreiben an seine Lustratoren, in welchem er ihnen aufträgt, die Beschwerde der Bauern genau zu prüfen und rücksichtslos ihr Urtheil zu sprechen, ohne jedoch den Parteien das Recht der Appellation an den König zu nehmen.

Die vom Krönungsreichstage zu Krakau nach Podlachien gesendeten Lustratoren Wodzisławski, Kastellan von Małogość, Adam Pilchowski, Probst von Warschau und Sekretär des Königs, und Biejkowski, der Truchsess (stolnik) von Przemyśl gehorchten der Weisung des Königs. Das Resultat ihrer Untersuchung war für Gornicki günstig.

Er setzte ihnen die Ausgaben und Einnahmen seiner Starostei klar auseinander. Er hatte eine Abgabe an das Bernhardinerkloster zu zahlen in baarem Gelde, wie in Naturalien, er hatte, einem Befehle Sigmund August's gemäss, 12 Knechte und zwei Büchsenschützen (puszkarzy) zum Schutze des Schlosses zu halten; ein Zimmermann und viele Arbeiter waren beständig auf dem Schlosse beschäftigt, so dass nicht nur ein Ausgleich von dem, was sonst in die Kasse des Königs floss, und den Ausgaben stattfand,[1]) sondern auch wirklich zur Bestreitung dieser letzteren eine Ueberanstrengung der Bauern unvermeidlich war. Besonders schwer traf dies Missverhältniss die Bauern von Mazurowo, da ihr Gebiet ziemlich gross war, ihre Anzahl dagegen gering.

Die Lustratoren waren von Gornicki's Unschuld vollkommen überzeugt; sie berichteten in diesem Sinne an den König, machten auf das Missverhältniss aufmerksam und forderten von dem Schatzmeister eine Aenderung, da beide Seiten in gewisser Beziehung gerecht seien, und vielmehr die Zustände selbst an dem Streite der Dorfbewohner mit

[1]) Die Starostei Tykocin entrichtete 1576 nichts an die Staatskasse. Pawinski IX., A. 20.

ihrem Starosten Schuld trügen. Ein Urtheil konnten sie nicht abgeben.[1])

Stephan kehrte von Tykocin noch einmal nach Warschau zurück, dann eilte er über Thorn nach Preussen, um die empörten Bewohner von Danzig zu ihrer Vasallenpflicht zurückzurufen. Am 4. September traf er in Marienburg ein (Pawinski IX., A. 59).

Gornicki's Starostei war von diesem Feldzuge sehr in Mitleidenschaft gezogen.

Zweimal sandte der König im Jahre 1576 Boten hierher, welche Kriegsmaterial bestellen sollten, zahlreiche Verwundete fanden Aufnahme und Heilung in Tykocin, ja einige lagen hier noch nach dem frühen Tode des Königs.

Zimmermeister und Geschützarbeiter waren ununterbrochen thätig, zwölf Mann Soldaten lagen beständig im Schloss (s. Act. vom 12. März 1578) und Johann Biskupski, ein Untergebener Gornicki's, brachte zu wiederholten Malen Pulver und Geschütz nach dem Kriegsschauplatze, obwohl eine solche Expedition bei der ziemlich grossen Entfernung volle 28 Tage dauerte. (Pawinski A. 49 und B. 149.) Das erste Mal legte er selbst für den Staatsschatz die Summe von 400 Gulden aus, das zweite Mal — am 10. April 1577 — bringt Johann Biskupski in seinem Auftrage persönlich Kriegsmaterial verschiedenster Art bis nach Marienburg. Wir bekommen einen Begriff davon, was in dem Grenzschlosse zu Tykocin lagerte, wenn wir das Verzeichniss des von Biskupski im Jahre 1577 Ueberbrachten lesen.

Pulveris vero et globorum ex Thykoczin remissorum etc. — lautet die Notiz in den Schatzbüchern — summa pulveris cadi 110.

Globos ferreos falkonenses 1835.

Globos itidem ferreos Nothschlangen und Singirin 491.

[1]) Wir vermeiden eine Widerlegung der Ansichten von Wejnert (Bibl. Warsz.), welcher von der Strenge des Königs und der Verlegenheit Gornicki's spricht. Uns erscheint beider Verfahren als correct vom Standpunkt des Beamtenthums, und ein anderer kann hier nicht massgebend sein.

Globos ferreos igniferos vacuos kleine Meersel 78, inter quos praeparati ad injiciendum ignes 22.

Globos itidem igniferos Mittel Meersel 90, inter quos praeparati sunt 4.

Globos lapideos Mittel Meersel 85.

Globos lapideos kleine Meersel 504.

Dieses war die Sendung, welche der Starost von Tykocin durch Johann Biskupski am 10. April abschickte, und die am 6. Mai im Hauptquartier zu Marienburg eintraf.

Es waren schwere Zeiten für den Mann, welcher geglaubt hatte, in der Zurückgezogenheit seinen Studien leben zu können.

Zu den Kriegsunruhen trat die Feindschaft der Elemente, denn im Jahre 1577 brannte eine grosse Anzahl der Häuser von Tykocin nieder, und die Bewohner verarmten so sehr, dass sie von den Abgaben befreit werden mussten.

Mit dem Brande der Stadt möchten wir eine Thatsache in Zusammenhang bringen, welche uns aktenmässig überliefert ist. Am 21. Mai 1577 übersandte König Stephan von Marienburg aus — vielleicht durch den heimkehrenden Biskupski? — dem Starosten von Tykocin und dessen Freunde Wiesiołowski, dem Aufseher der Waldungen von Nowodwor und Persztun ein grosses Schreiben, in welchem er mittheilt, es sei ihm zu Ohren gekommen, dass Johann Dzierzanowski, der Aufseher der Waldungen von Knyszyn, in diesen, seiner Obhut unterstellten Gehölzern, grosse Verwüstungen angerichtet hätte; sie möchten daher alle Leute, welche Kenntniss davon haben können, unter Vereidigung befragen, was sie über die Sache wüssten.

Gornicki und Wiesiołowski fuhren, dem Wunsche des Königs gemäss am 11. Juni nach den Waldungen von Knyszyn, besuchten alle Jagdgehege und kamen zu dem Resultat, dass die in der That fürchterlichen Verwüstungen nicht bloss Dzierzanowski's Werk seien. Er trage allerdings einen Theil der Verantwortlichkeit, da er sehr vielen Umwohnern gestattet habe, Holz fortzuführen, der andere

Theil der Schuld falle jedoch auf den verstorbenen König, welcher zu Neubauten unzählige Bäume habe fällen lassen.

So meldeten sie dem Könige am 13. Juni 1577.

Es liegt nahe, die Missbräuche des Beamten und der aus seiner Achtlosigkeit Nutzen ziehenden Edelleute mit dem Brande der Stadt in Zusammenhang zu bringen. Der Wiederaufbau der vom Element zerstörten Häuser forderte Holz und eine billigere Bezugsquelle konnte man schwerlich finden.[1])

Die Pflichttreue Gornicki's, die ihren Grund zum grossen Theil wohl in dem Wunsch hatte, dem Könige zu gefallen, wurde auch von Stephan Bathory anerkannt. Nachdem er dem Schatzmeister der Königin — Tykocin gehörte zu dem Gütercomplex Anna's — Marcin Podgórski über die Einnahmen und Ausgaben seiner Starostei vom 1. Januar 1576 bis 31. Dezember 1577 Rechnung gelegt hatte, nachdem ihm ausdrücklich bezeugt worden, dass die Bücher und Rechnungen in bester Ordnung waren, und der König ihm am 12. März 1578 in Warschau darüber quittirt hatte — erhielt er von Bathory ein Gnadengeschenk, gleich bedeutend durch seinen materiellen Werth, wie durch die Form, in welcher es gegeben wurde. Ehe wir etwas besseres ausfindig machen — heisst es in dem am 10. Juni 1578 in Lemberg ausgestellten Aktenstücke — bestimmen wir, dass er alle diejenigen Einkünfte von seiner Starostei erhalte, welche nach der Bestimmung Königs Heinrich's den Starosten ohne richterliche Functionen zukommen (s. S. 96).

Wenige Jahre später — im Jahre 1581 — wählt Stephan Bathory seinen Starosten zum Vertreter des Kreises Bransk auf den kleinen Comitien (sejmik) (Paw. IX. B. 52).

Natürlich hatte die Verwaltung einer Starostei auch ihre unangenehmen Seiten. Gornicki war, wie wir noch sehen werden, aufgeregten Charakters und daher wohl selbst

---

[1]) Siehe Ateneum 1883. Juli. S. 195.

Schuld an Unzuträglichkeiten, die ein Mann von kühlerem Blute hätte vermeiden können.

So citirt ihn im Jahre 1579 Grzegorz Brzoska, Notar von Bielsk, vor das Tribunal von Lublin, weil er ohne Competenz dazu in einer Streitsache zwischen ihm und Jan Łazowski ein Urtheil gefällt und nicht einmal die Appellation an das höhere Gericht geduldet hätte. Von Lublin wurde der Prozess des Brzoska wider den Starosten von Tykocin an den Warschauer Reichstag gewiesen, wo im Jahre 1585 Stephan Bathory Gornicki freisprach, weil der Kläger nicht erschienen war.[1])

Im Jahre 1583 finden wir Gornicki im Zwist mit Stanisław Fogelweder, dem bekannten Geheim-Sekretär SigmundAugust's, der um dieseZeit Pfarrer inTykocin war.

Gornicki soll ihm ein Stück Landes, welches zur Pfarre gehörte, unrechtmässiger Weise genommen haben. Die Königin soll den Streit schlichten und befiehlt dem Starosten, ihren Commissaren Rede zu stehen. . . .

Wie die Sache entschieden oder beigelegt wurde, wissen wir nicht, da der Brief der Königin, welchem wir die Nachricht über den Streit verdanken, und welcher sich in der weiland Kaczanowski'schen Sammlung erhalten hatte, von der Nässe zerstört und unleserlich gemacht worden ist.[2])

Mit Stanisław Fogelweder gab es noch öfter Fehden, es scheint zwischen dem Pfarrer und dem Starosten eine heftige Feindschaft geherrscht zu haben. Im Jahre 1586 klagt der Pfarrer vor dem Tribunal zu Lublin wegen Vorenthaltung des Zehnten von der Besitzung Czeladki für die Jahre 1583, 1584, 1585; ferner wegen Beraubung seiner Untergebenen: der Starost soll ihnen Heu im Werthe von 200 Mk. genommen haben. Fogelweder's Diener, der Gerichtsausrufer Machowicz, beschuldigt Gornicki, dass er seine Untergebenen, welche ihn (den Machowicz) geschlagen und verwundet,

---

[1]) Czarnik 44.

[2]) Akte vom Jahre 1583 in Casta Visnensi feria 2 da post Dominicam Reminiscere proximam. Bibl. Warsz. 1862, II. 103.

nicht zur Rechenschaft ziehe. Eine anderer Diener des Pfarrers, Grzegorz z Popowlan, fordert von Gornicki sein Pferd, das der Starost, trotz geleisteten Unterpfandes, nicht herausgeben wolle. Das Pferd war von Gornicki's „Factor" Mikołaj Kapica in Lipniki genommen worden. Gornicki habe aber nicht nur das Pferd nicht herausgeben wollen, sondern sogar die für Grzegorz Eintretenden, besonders den Gerichtsausrufer Machowicz, beschimpft, misshandelt und mit Waffengewalt vom Hofe gejagt. In der Streitsache mit Fogelweder selbst wurde Gornicki freigesprochen; die Entscheidung in der zweiten Sache kennen wir nicht; im Prozess Machowicz wurde Gornicki ebenfalls freigesprochen, weil Machowicz's Klage nicht der Vorschrift entsprach; in dem Falle der Misshandlung scheint G. verurtheilt worden zu sein.[1])

In dem ersten Decennium seines Tykociner Lebens hatte ihm seine junge Frau acht Kinder geschenkt. Wir kennen die Geburtsjahre der einzelnen nicht; nur von dem Sohne Łukasz wissen wir, dass er 1585 geboren wurde.[2])

Aber bald sollte dem kinderreichen Hause die Mutter entrissen werden und dem Vater neben seinen Amtsgeschäften die Mühen und Sorgen um seine Kleinen die so schon knapp bemessene Studienzeit schmälern.

Zwei Monate nach Stephan Bathory's Tode († 17. Dezember 1586) starb die jugendliche Starostin von Tykocin und das Jahr, welches die Wahlstürme und Bürgerzwiste in Warschau sah, war für Łukasz Gornicki in anderem Sinne ein Trauerjahr, als für die ganze Nation.

[1]) Czarnik 44. [2]) Das erhellt aus der Vorrede zur „Droga".

IV. Das Jahrzehnt fruchtbarster Thätigkeit. 1587—1597.

A. Gornicki als Dichter und Uebersetzer der Alten.

1. Die Elegie auf den Tod der Gattin.

Roku 1587 zeszła w Bogu z tego Swiata Jaśnie Wielmożna Barbara Gurnicka Starościna Tykocińska, pochowana jest w Kościele OO. Bernardynów pod Ołtarzem Pana Jezusa Ukrzyżowanego, którey mąż Żałosny taki nadgrobek odrysował.

So lautet eine Notiz, welche Władysław Trębicki (Bibl. Warsz. 1843. III. 80) in einem alten im Tykociner Kloster befindlichen Manuskripte gefunden.[1])

Der Tod der jungen Gemahlin, welche dem Starosten drei Söhne und fünf Töchter geschenkt hatte, war für ihn ein fürchterlicher Schlag. Er hatte sich seine Zukunft so schön und weise vorbereitet. Nach langjährigen Diensten am königlichen Hofe war er in die behaglichsten Verhältnisse gekommen. Er besass Güter und Einkünfte und hätte sich ganz seinen Lieblingsstudien hingeben können. Sein Heim erheiterte der freundliche Blick der Gattin und eine fröhliche Kinderschaar. Da wird plötzlich, noch ehe sie des Lebens Mai überdauert, die ganze wohlgepflegte Pflanzung seines

---

[1]) Wenige Jahre später fand Smolinski das Gedicht in einer andern Handschrift.

Hauswesens von einem fürchterlichen Unglück getroffen — und der Hofmann, der gelehrte Humanist greift wieder zu der lange ruhenden Leyer. Gornicki war schon in jüngeren Jahren ein berühmter Dichter. Kochanowski erwähnt seiner poetischen Erzeugnisse in der 13. Elegie des III. Buches. Aus diesem im Jahre 1568 (s. Joh. Koch. S. 120) entstandenen Gedichte dürfte man den Schluss ziehen, dass er „die Besingung der Germanen" in polnischen Liedern gefeiert hatte, und dass diese Dichtungen bekannt waren. Der Anonyums (Jag. III. 388) rühmt ausdrücklich Gornicki's polnische Gedichte, die er, nach der überschwänglichen Manier der Zeit, mit Pindarischen vergleicht. Heute sind diese Gedichte Gornicki's gänzlich verschollen. Den Notizen Starowolski's und Załuski's nachgehend, habe ich Gornicki's polnische Dichtungen in allen bedeutenderen Bibliotheken, die sie etwa beherbergen könnten, gesucht, aber weder in Krakau und Lemberg, noch in Warschau und Petersburg war eine Spur von ihnen zu entdecken.

Darf man vielleicht annehmen, dass sie nie gedruckt waren, dass sie der Dichter der „Threny" aus Abschriften, die am Hofe im Umlauf sein mochten, kannte? Mit Kochanowski's Fraszki verhielt es sich ja ähnlich. Wir glauben, nein. Erstens weist der ganze Inhalt in der citirten Elegie auf verbreitete, überall bekannte Erzeugnisse hin, und zweitens können wir nicht glauben, dass Gornicki, dem Ruhm und Ehre in hohem Grade schmeichelten, die Veröffentlichung von Dichtungen verabsäumt hätte, welche der Dichterfürst Kochanowski als „des Orpheus würdig" rühmte. Sie sind also verloren gegangen.[1])

---

[1]) Die Stelle bei Kochanowski lautet:

Nec primus rupes illas peto, Reius eandem
Institit ante viam. . . .
Concinit acceptos superis Tricesius hymnos. . .
Laude sua neque Gornicium fraudavero, namque hic
Orphea fingit carmina digna lyra.
Germanosque canit magno certamine victos,
Committens lyricis Martia bella modis.

Die einzige uns erhaltene Original-Dichtung Gornicki's ist die Elegie auf den Tod seiner Frau, welche Trębicki aus der Klosterhandschrift mitgetheilt hat.

Das Gedicht mit seiner langathmigen Ueberschrift lautet:

Barbarze Górnickiéj z Biezdziede Tykocińskiéj y Wasilkowskiey Starościnie Białeygłowie bojaźnią Bożą i wielkiemi cnotami ozdobioney, którą w Młodych Leciech od męża, od synów trzech a Pięciu Córek nad nadzieję śmierć porwała, Żyła lat 29 miesięcy trzy, umarła roku 1587 dnia ostatniego Lutego iey Łukasz Gornicki kochający mąż takowe napisał wiersze:

„By płacz najmilsza moja mógł mi cię powrócić,
A to co się już stało, chciał Bóg nazad wrócić,
Wylałbym wszystkie me łzy, aby się zmiłował
Bóg, a żywotem ciebie, mnie tobą darował.
Ale cóż ja to mówię, a więc już méj drogiéj
Nie płakać, iż nie może zbyć rąk śmierci srogiéj?
Płakać i nader płakać płaczem nieskończonym
Jako Niobe dziatek płakała swych onym;
Bo dla tego w żywocie Pan Bóg mnie zachował,
Żebym twych postradanych cnót znacznie żałował.
O moja droga żono, wierz mi, żeć dbam mało
O ten świat opłakany, gdy mi cię nie stało.
Takąż ty mnie po sobie tęskność zostawiła,
Że ta słoneczna światłość najmniéj mi nie miła.
Kto me maluczkie dziatki do cnoty powiedzie,
Gdy młodość jest podobna chodowi po ledzie;
Kto tak będzie dozorny, kto pilny, kto dbały,
Żeby me dziatki, jako ty, nie próżnowały.
A tym, co są u piersi, twą jedną osobą,
Znikło wszystko: by mogły, biegłyby za tobą.
Wiek niedojrzałyś miała, lecz dojrzałą cnotę,
J co do tego trzeba, ku Bogu ochotę.
Nie było nic, czegobym w tobie nie miłował:
Przeto żaden mąż bardziej żony nie żałował.
Wiem ci miła, że na cię nie przyszło nic złego,
Smiercią owszem dostałaś żywota lepszego.

Ale ja, gdy na twoje wspomnę piękne sprawy,
Żal nieznośny z mych oczu wyciska płacz krwawy.
O! śmierci krwi niesyta! czemuś nie zabiła
Mnie, abym dał swój żywot za tę, co mi miła.
I podobniéj mnie było w leciech podeszłego
Wziąźć, niż tę, co nie miała roku trzydziestego.
Aleś i tak złośliwa mnie nie ominęła:
Boś w ciele mojéj lubéj mnieś większą część wzięła.
Dokonaj już bezecna, a tym mnie przeprosisz,
Gdy tak mnie, jako żonę, twą ostrą pokosisz.[1])

Diese Elegie ist offenbar eine Nachahmung der Kochanowski'schen Dichtungsweise. — Der Einfluss der Threny zeigt sich nicht blos in dem Gesammteindruck des Gedichts, sondern auch in Einzelheiten, die sich unmittelbar beweisen lassen. In Vers 8. begegnet man einer Reminiscenz aus Threny IV. (v. 17) und XV. (v. 26); Vers 24 stimmt fast wörtlich mit XII. 1. 2. überein, Vers 34. deckt sich mit XIII. 13. — eine neue Bestätigung des von Felicyan Faleński nachgewiesenen weitreichenden Einflusses der Threny. Vergleicht man die Gornicki'sche Dichtung mit den zu derselben Gattung gehörenden Schöpfungen seiner Zeitgenossen Klonowicz und Wiszniowski, so wird man ihm unbedingt den Preis zuerkennen. Gornicki's kurze Elegie ist von wahrer Empfindung eingegeben; war doch der Schmerz, den ihm das Schicksal bereitete, der grösste, der den Menschen treffen kann. Bei Kochanowski gilt die Thräne des Vaterauges der vergötterten — vielleicht über Gebühr vergötterten — Tochter, bei Gornicki der geliebten Gattin, der Mutter seiner unerwachsenen Kinderchen, die nunmehr der Pflegerin und Erzieherin beraubt sind. Damit würde die Nachahmung des grossen Vorbildes sich auf die Form beschränken, denn wo eine so schreckliche Ursache des Schmerzes vorhanden war, wird man nicht

[1]) Die Orthographie haben wir verändert, da die des Manuscripts eine durchaus willkürliche ist.

eine andere äussere Anregung annehmen brauchen. Ein anderes ist es sein frühverstorbenes junges Weib beweinen, ein anderes den allgemein gekannten und verehrten Dichter, wie dies Klonowicz that. Man mag auch hier immerhin von einer Ergriffenheit sprechen dürfen, die unbezwingliche Nothwendigkeit, seinem Schmerze durch Worte Erleichterung zu schaffen, tritt doch nur bei dem Tode eines nahen Angehörigen oder eines Busenfreundes ein.

Die Abhängigkeit in der Form aber ist bei Gornicki eine fast sklavische. Einzelne Wörter und ganze Phrasen, Bilder und Vergleiche werden, vielleicht unbewusst, aus den Threny herübergenommen, und wenn man aus dieser kleinen Probe einen Schluss ziehen wollte auf die dichterische Begabung Gornicki's, könnte man ihn höchstens als einen talentvollen Nachahmer bezeichnen. Dieser Schluss ist erlaubt, weil seine ganze Schriftstellerei und insbesondere seine dichterische Thätigkeit — so weit sie uns bekannt — seine Fähigkeiten für alle Gattungen der Nachahmung — für die prosaische und poetische Uebertragung — bestätigt. In dem „Dworzanin" und in dem Buche „O dobrodziejstwach" besitzen wir vorzügliche prosaische Umarbeitungen, in der Troas des Seneca lieferte Gornicki eine nicht nur für jene Zeit ausgezeichnete poetische Nachdichtung.

2. Die Troas

erschien im Jahre 1589 und ist seit damals nicht wieder edirt worden. Gornicki blieb mit dieser Umdichtung der Tendenz seiner gesammten literarischen Wirksamkeit treu. Nachdem er in dem Werke Castiglione's seinen Landsleuten die Vermittler des Alterthums vermittelt hatte, ging er nun in die graue Vorzeit zurück, um aus den Quellen selbst zu schöpfen. Der Philosoph Seneca — und man unterschied ja bekanntlich den Dichter nicht von dem Philosophen — Lucius Annaeus Seneca war einer der vielgelesensten Schriftsteller des Alterthums. Das ganze Mittelalter hindurch hatte man Seneca ein fleissiges

Studium gewidmet. Während andere Schriftsteller in Vergessenheit gerathen waren, wuchs das Ansehen dieses von Tag zu Tag. Man sah in ihm einen Christen und schöpfte aus seinen Schriften sittliche Belehrung und Erbauung.[1]) Er war es auch bekanntlich, den die moderne Bühne zum Muster nahm, nicht die grossen Dramatiker der Griechen. Dem Petrarca galt Seneca und Cicero fast gleich einer Gottheit (Voigt I. 29) und der Humanist Salutato citirt die beiden Römer und ihre Sentenzen wie Glaubenssätze des Neuen Testaments (ib. I. 199). Erst der kritische Geist Lorenzo Valla's rüttelt an diesem festgewurzelten Glauben; er bezeichnet den Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus als erlogen (ib. II. 503). In Polen hielt man noch im 16. Jahrhundert an der christlichen Gesinnung Seneca's fest. Im Jahre 1541 erschien bei Hieronimus Vietor „L. A. Senecae Formula honaeste vitae de quatuor virtutibus cadinalibus". Hier wird auf den einleitenden Seiten des „Divi Hieronymi de Seneca Testimonium" abgedruckt, welches wie folgt lautet: Lucius Anneus Seneca Cordubensis Fotini Stoici discipulus, patruus Lucani poetae, continentissimae vitae fuit. Quem non ponerem in cathalogo sanctorum, nisi me illae epistolae provocarent, quae leguntur a plurimis Pauli ad Senecam et Senecae ad Paulum. In quibus cum esset Neronis magister, et illius temporis potentissimus, optare se dicit eius esse loci apud suos, cuius sit Paulus apud Christianos. Hic ante biennium quam Petrus et Paulus martyrio coronarentur, a Nerone interfectus est.

In einer anderen Ausgabe[2]) wird er als institutor honestae vitae und sein Epistolarum liber de vivendi ratione als „auro preciosior" bezeichnet. Ganz besonders häufig ge-

---

[1]) Die Sage hatte ihn bekanntlich zum Freunde des Apostel Paulus gemacht und der heilige Hieronimus ihm einen Platz in dem Catalogus sanctorum gegeben. —

[2]) Epistole Senece. Lucii Annei Senece cordubensis . . . . ad Lucilium Epistolarum liber de vivendi ratione. Impressum Cracoviae per Florianum. Am Ende: Anno Domini MDXXIIII.

schieht seines heldenhaften Todes Erwähnung. Man betrachtete ihn allgemein als einen Märtyrer für seine sittlichen Ansichten — dla sławy a dla poczciwości, iż stali (nämlich Socrates und Seneca) mocno przy cnocie a przy wolności rzeczypospolitéj, drückt sich Rej an einer Stelle aus (Żywot 79) und variirt diesen seinen Lieblingsgedanken an verschiedenen Stellen (219. 279). Gornicki trägt der Ansicht von Seneca's fast christlicher Tugendanschauung Rechnung, wenn er sagt: Seneka wielki plilosoph sekty Stoickiéj, która najbliżéj jest wiary naszéj.

Ausser bei Gornicki macht sich die fleissige Lectüre Seneca's besonders bei den beiden grössten polnischen Dichtern des XVI. Jahrhunderts bemerkbar. Cicero's und Seneca's stoische Tendenzen sind die Richtschnur für Kochanowski's practische Lebensphilosophie[1]) und Rej's Vorschriften gründen sich vornehmlich auf des vermeintlichen Christen sittliche Grundsätze.

Gornicki beschäftigte sich viel mit Seneca: dieser Römer scheint sein Lieblingsschriftsteller gewesen zu sein, denn er liest sogar auf der Reise seine Tragödien. (Vorrede zur Troas). Getreu dem Gedanken, den wir wiederholt als den seine literarische Thätigkeit beherrschenden bezeichnet haben, und der an dieser Stelle, d. h. in der Vorrede zur Troas so klar und deutlich wie an keiner anderen ausgesprochen wird, tritt er nun an die schwierige Aufgabe heran, den grossen Tragöden — denn so schätzte man den schwachen Nachahmer des Euripides in jener Zeit ganz allgemein — seinem Volke in poetischer Uebertragung zu vermitteln.

„Ich als Pole — lautet die Stelle — wünsche meinem Volke, dass es nicht zu den Nationen gezählt werde, welche man barbaros nennt, und daher rathe ich den Menschen, wo ich kann, sie möchten das, was in griechischer oder lateinischer Sprache vorhanden ist, in polnischer Sprache schreiben. Und da unsere Ohren die Schriften der Dichter gern haben,

---

[1]) Siehe Nehring Bibl. Warsz. 1881. III. 180.

und diese nicht minder als die Philosophen, über ein geziemendes Leben in dieser Welt handeln, uns an unsere Pflichten mahnen und zur Liebe der Tugend anhalten: sende ich Dir die Tragödie des Seneca, welche wir zusammen auf der Reise von Kamienna nach Grodno lasen, polnisch, damit Dein natürlicher und durch Wissen reicher Verstand betrachte, ob das in griechischer oder lateinischer Sprache Geschriebene in dieser Form in's Polnische übergehen könne; oder ob Dir eine andere Art der Nachahmung besser erschiene. Ich glaube aber, dass, wenn Du auch diese polnische Tragödie nicht loben solltest, Du meine Arbeit nicht tadeln wirst. Und dann wird sich ein andrer finden, der von denselben Wünschen für sein Volk beseelt, wie ich, aus dem Griechischen oder Lateinischen etwas Besseres leisten und erreichen wird, dass unser Volk in Vernunft und Wissenschaft sich mit den Völkern südlicherer Länder vergleichen kann."

Gornicki hielt sich also für den ersten, welcher eine polnische Tragödie schrieb?

Sehr auffallend! Kochanowski's Drama musste ihm doch bekannt sein. Selbst wenn wir annehmen, dass die zweifelhafte Angabe Bandtke's über einen Druck der Odprawa posłów Greckich aus dem Jahre 1578 falsch sei, ist es nicht wahrscheinlich, dass Gornicki vor Abfassung seiner Uebersetzung nichts von Kochanowski's Werke erfahren haben sollte. Bei seinen persönlichen Beziehungen zu dem Dichter und zu Jan Zamojski, zu dessen Hochzeitsfeier am 22. Dezember 1577 das Stück gespielt wurde, endlich zu Januszowski, der in die Gesammtausgabe von 1585 die Odprawa aufnahm, hat man unbedingt das Recht, eine Bekanntschaft mit dem Werke vorauszusetzen. Gornicki hat also hier offenbar nur die Uebersetzung griechisch-römischer Tragödien im Sinne und ihren wohlthätigen Einfluss auf die selbstständige Entwickelung des polnischen Schriftthums. In dieser Beziehung hat er Recht; es waren damals wohl römische Lyriker und Epiker übersetzt, nicht aber antike Dramatiker. —

Ein Urtheil seines Freundes Piotr Wiesiołowski, an den die oben citirte Widmung gerichtet ist, über Gornicki's Troas besitzen wir nicht.

Erwägt man aber alle in Betracht kommenden Umstände, also die fehlenden Vorgänger, die als Muster hätten dienen können, die eben erst erfolgte Entwickelung der polnischen poetischen Sprache, die Schwierigkeit, den reimlosen lateinischen Trimeter in den gereimten dreizehnsilbigen Vers umzuwandeln, so darf man annehmen, dass Gornicki's Umdichtung seines Freundes volles Lob erhalten hat.

Unzweifelhaft tritt in der Troas ein bedeutendes formelles Talent zu Tage.

Gornicki weiss Seneca's Sprache meist ohne Zwang trefflich wiederzugeben, und, wo er es beabsichtigt, geschickt umzuformen. Man wird allerdings nicht überall die Absicht berechtigt finden. Wenn Seite 31 für „arma" „działa" (Kanonen) gesagt wird — nicht aus formeller Nöthigung — so werden wir diesen Anachronismus übel empfinden und das mussten auch die klassisch gebildeten Zeitgenossen Gornicki's.

Wenn er aber ganze Stellen christianisirte, so werden wohl viele seiner Zeitgenossen ihm dafür Beifall gezollt haben. Uns berührt es natürlich seltsam, wenn die schöne Gattin des Menelaos das christliche (S. 48) „Pan Bóg" im Munde führt und die griechische Maenade zu einer katholischen „zakonnica" (Nonne) wird, oder wenn gar ein ganzer Passus seinen heidnischen Charakter einbüsst, damit er den Anschauungen von Gornicki's Zeitgenossen entspreche. Es ist die rührende Stelle:

Non arma tenera patria tractabis manu
Sparsasque passim saltibus latis feras
Audax sequeris nec stato lustri die
Solemne referens troici lusus sacrum
Puer citatas nobilis turmas ages,
Non inter aras mobili velox pede
Revocante flexo concitos cornu modos
Barbarica prisco templa saltatu coles (v. 785),

welche bei Gornicki so lautet:

Rączynka twa nie będzie buławką obracać
Ani będziesz na pięknym zwierz k sieci zawracać,
A gdy popis i święto przyjdzie zawołane,
Przy twych oczu nie będą owce szykowane,
Ani cię twoja matka w kościele postawi,
A ksiądz trąbą i tobą Trojany zabawi.

Bedeutsamer ist die Umgestaltung, welche Gornicki mit dem Chor am Schlusse des zweiten Aktes wagt. Er enthält Betrachtungen über das Schicksal der Seele nach der Auflösung des Körpers und gipfelt in dem Gedanken, die Hoffnung auf ein Jenseit sei „ersonnen Geschwätz, Wortschwall ohne allen Sinn, nur gespenstischem Traum furchtsamer Kinder gleich.“ [1])

Der Sinn des Katholiken sträubte sich dagegen, seinem Volke diesen Unglauben zu lehren und wandelte die letzten Verse des Chors in das gerade Gegentheil.

Smierć nie dzieli nas, ni ona przebiera,
Gdy ciało zgryzie i dusza umiera.
On Pluto srogi, co w piekle króluje,
I Cerber u drzwi, co tamże wachtuje.
Wszystko to słowa, co je ludziom bają,
Ci to za prawdę, owi za sen mają.
Głupich, jakiem rzekł, takie są wywody,
Które w sumieniach wielkie czynią szkody.
Prawda tak się ma : duch nigdy nie zginie,
Dobrego radość, złego kaźń nie minie.

So tritt an die Stelle verzweifelten Unglaubens der überzeugte Glaube.

Anderer Art ist die Umarbeitung eines von dem Unterschiede der antiken und christlichen Anschauung ganz unabhängigen Gedankens.

Man wird hier vielleicht eine jener Stellen annehmen dürfen, an welchen die Ungelenkigkeit der Sprache, Reim-

[1]) Rumores vacui verbaque inania Et par sollicito fabula somnio (416).

noth u. s. w. kurz dichterisches Unvermögen eben so grossen Antheil hat, wie die bewusste Absicht der Modernisirung.

Darauf lässt schon die verdoppelte Anzahl der Verse schliessen, welche Gornicki zur Wiedergabe des knapperen lateinischen Ausdrucks braucht. Quis Colchus hoc — lauten v. 1114—1119 des Originals.

Quis Colchus hoc, quis sedis incertae Scytha
Conmisit? aut quae caspium cingens mare
Gens iuris expers ausa? non Busiridis
Puerilis aras sanguis adspersit feri
Nec parva gregibus membra Diomedes suis
Epulanda posuit?

Bei Gornicki werden daraus 16 Verse:

Kto o takiem na świecie słyszał okrucieństwie?
Kto o złości niesytéj, kto o bezeceństwie?
Gdzie ten lud, gdzie ten naród, choć na świata kraju,
Któryby tę obrzydłość miał w swym obyczaju,
Ofiarować dziateczki bogom sprawiedliwym.
Ani tam gdzieś daleko, gdzie się cuda rodzą,
Bez prawa i bez wstydu wszyscy nago chodzą,
Ani tam gdzie się ludzie ludzi najadają,
Takiego okrucieństwa sprosnego nie znają.
Okrutnik wielki on był, co ciałem człowieczem
Konie karmił, pobiwszy swoje goście mieczem;
Wdy ten okrutnym będąc w tak postępkach srogich,
Nie kładł przed konie swoje ciał dziatek ubogich,
I Buzyris bezbożny, kiedy błagał bogi,
Nie dziecię ofiarował, lecz to, co ma rogi.

Wir haben die Hauptschwäche des Dichters — Weitschweifigkeit — eben angedeutet. Sie macht sich in verschiedener Weise geltend. Bald werden an Stelle eines lateinischen Verses zwei polnische geboten, die aber genau dem einen des Originals entsprechen:

Jamne inmolari virgines credis nefas? (340)
Cóż, abo niesłuszna rzecz ofiarować zmarłem,
A wielkie bogi błagać cnej dziewice gardłem?

bald wird ein polnischer Vers — offenbar des Reimes wegen — eingeschoben, der im Original auch nicht durch ein Wort angedeutet ist:

solita iam et facta expeto (258).

O rzecz cię zwykłą proszę, złego nic nie zbroisz,
Gdy uczynisz, a mnie tym i nie uspokoisz,

bald ergeht sich der Dichter in langen Umschreibungen des Originals, wie die oben citirte Stelle zeigt.

Diesen Mängeln kommen aber die Vorzüge der Troas zum mindesten gleich. Nirgends stösst man auf falsche Wiedergabe des Originals, häufig auf poetische Schönheiten, welche wohlthuend auffallen, und den Wunsch nach der Wiederauffindung von Gornicki's Originaldichtungen um so reger machen z. B.:

Łupieżca wydarty łup wieldze drogich sprzętow
Niesie, którego tysiąc nie weźmie okrętów.
Wami świadczę bogowie, tobą mężu drogi,
Którego gubił z państwem nieprzyjaciel srogi,
Tobą nędzne Ilium, coś niekiedy stało,
I jestli co z obu nas na świecie zostało,
Wami pobitych dusze, trzodo moich dzieci,
Których porwał niesyty czas, który wskok leci,
Tobą mojéj ojczyzny popiele zostały,
Iż jeszcze Assaraków wszystek dom był cały...

Oft gelingt es Gornicki Knappheit und Schönheit des poetischen Ausdrucks zu verbinden, und hierin sehen wir den sichersten Beweis für unser oben sehr vorsichtig gefälltes Urtheil formalen Talents, wir sagen, sehr vorsichtig, da uns bedünken will, als stecke hinter der Leistung Gornicki's auch noch eine höhere Begabung, für deren Bestätigung uns freilich vorläufig die Beweise fehlen.

Man vergleiche:

O tumide rerum dum secundarum status (310)
Extollit animos, timide, cum increvit metus — mit
A już tak przeciwniku, coś za szczęściem hardy,
A gdzie czoła nadstawić, tameś podszyt smardy — oder

Optanda mors est sine metu mortis mori — mit
Bez strachu śmierci umrzeć, śmierć to pożądana.

Zu den Vorzügen der Uebersetzung, welche doch, um eine Wendung Gornicki's zu gebrauchen, auch für diejenigen bestimmt war, die keine litteras besassen, zählen wir auch die gelungenen Umbildungen solcher Stellen, an welchen gelehrter Ballast das Original unnütz beschwerte, und die in der polnischen Bearbeitung von dem mythologischen, geographischen und anderem Kram befreit wurden. Wir verweisen in dieser Beziehung besonders auf den Chor, vers. 825 sqq.

Es würde zu weit führen, die zum Theil sehr umfangreichen Stellen zu citiren; wie Gornicki zu Werk ging, erkennt der Leser an dem erwähnten Chor am besten.

Welche Ausgabe der Seneca'schen Tragödie der polnische Schriftsteller benutzt hat, ist wohl mit Sicherheit kaum zu bestimmen und am Ende von geringem Belang. Wir sprechen vermuthungsweise die Ansicht aus, dass ihm die Ausgabe des Hieronimus Vietor vorgelegen haben mag, welche in Wien im Jahre 1513 erschienen war. Nichts ist natürlicher, als dass der unternehmende Drucker seinen alten Verlag nach Polen mitbrachte, und in diesem Falle wird die Wahrscheinlichkeit noch erhöht durch den Umstand, dass Paulus Crosnensis Ruthenus das einleitende Gedicht „Ad lectorem“ für die Ausgabe geschrieben hat. Ein zweiter äusserer Grund für meine Vermuthung liegt darin, dass diese Vietor'sche Edition nicht den Titel „Troades“ führt, sondern wie bei Gornicki: L. Annei Senecae Tragoedia sexta, quae Troas inscribitur, ex Avantii annotationibus castigatissime impressa. (Auf der letzten Seite: Impressum Viennae Pannoniae per Hieronymum Victorem et Joannem Singrenium. Die XXV. Maii Anno MDXIII.) Vers 597. wird in einigen Ausgaben der Andromache in den Mund gelegt, in andern dem Ulisses. Zu diesen letzteren Ausgaben gehört auch die Vietor'sche und Gornicki stimmt damit überein. Durch die Bestätigung meiner Vermuthung wäre allerdings nichts wichtiges ge-

wonnen, doch aber so viel, dass man den Zusammenhang zwischen den belebten klassischen Studien und der aufblühenden Nationalliteratur auch in solchen Aeusserlichkeiten wahrnähme.

Der Erfolg auch dieses Werkes war kein bedeutender. Keiner der Zeitgenossen erwähnt auch nur mit einem Worte der „Troas“ und die erste Ausgabe der Uebersetzung war bis auf den heutigen Tag die einzige.

3. Seneca's „De beneficiis“.

Eine kleine Probe poetischer Uebertragung wird uns hinüberleiten zu Gornicki's Bearbeitung des Buches „De beneficiis“.

Wir begegnen hier einem Citat aus Vergil's Eclogen I. 6.

Od Boga to próżnowanie,
On Bóg móy, on me kochanie.
Jego ółtarz uszanuję,
Krwią baranka ufarbuję.
I częsta będzie ofiara,
Nie omyli w tem ma wiara.
Z łaski jego trawy polne
Wołom, krowom moim wolne.
Mnie śpiewać nie zabroniono,
Z gruba piskać dopuszczono.

Diese zehn gereimten Verse entsprechen folgenden $4^{1}/_{2}$ Hexametern:

Deus nobis haec otia fecit.
Namque erit ille mihi semper deus, illius aram
Saepe tener nostris ab ovilibus imbuet agnus.
Ille meas errare boves, ut cernis, et ipsum
Ludere quae vellem calamo permisit agresti.

Wir wollen hier noch die wenigen poetischen Citate in dem Buche „O dobrodziejstwach“ hersetzen, damit der Leser sehe, in welchem Grade es Gornicki gelungen ist, den Römer zu polonisiren. Sie werden unser oben ausge-

sprochenes Urtheil bestätigen, dass nämlich, abgesehen von der Weitschweifigkeit, welche bei Uebertragung eines Hexameters durch gereimte Verse ja schon durch den Reim selbst hervorgerufeu wird, Gornicki recht geschickt zu Werke ging.

So ist besonders treffend und zugleich schön folgendes Citat aus dem 1. Kapitel des I. Buches übersetzt:

Beneficia in volgus cum largiri institueris
Perdenda sunt multa, ut semel ponas bene.

Bei Gornicki:

Dobrodziejstwa wczacz gminu kto miece chełpliwie,
Przyjdzie mu zgubić wiele, niż raz da szczęśliwie.

Aus Quid? tu non intellegis
tantum gratiae te demere, quantum morae adicis?

wird bei Gornicki:

Tyle ty ujmiesz twym darom wdzięczności,
Ile przewłoczysz czasu do uczynności.

Dido's Worte:

Visi et quem dederat cursum fortuna peregi

lauten polnisch:

Żyłam, a który mi bieg naznaczyła
Fortuna moja, iużem odprawiła.

Interessant sind auch die beiden Beispiele für die poetische Hyperbel (VII. 23):

qui candore nives anteirent, cursibus auras — und
his inmobilior scopulis, violentior amne,

bei Gornicki:

Które białością wygrały przed śniegiem,
A wiatrom naprzód nic nie dały biegiem. —
Ten stateczniejszy jest niż w morzu skała,
A gwałtowniejszy rzeki co wezbrała.

Gehen wir nunmehr zu dem ganzen Werke über. Es erschien fünf Jahre nach der Troas unter dem Titel: Rzecz o dobrodziejstwach, z Seneki wzięta, Łukasza Gornickiego, Tykocińskiego i Wasilkowskiego Starosty. W Krakowie, w drukarni Łazarzowéj, Roku Pańskiego 1593. Die Widmung an Sigmund III. — geschrieben zu Lipniki

(w Lipnikach Folwarku W. K. M.) am 9. April 1591 — enthält eine wortreiche Variation des Gedankens, dass die Philosophie besser mache, dass Philosoph sein so viel bedeute, als tugendhaft sein, und dass es ganz besonders den zum Regieren berufenen Fürsten wohl anstehe, sich der Philosophie zu befleissigen — eines Gedankens also, dem wir schon im Dworzanin begegnet sind. Am Schlusse wird gesagt, dass Seneca der stoischen Secte angehöre, „welche unserm Glauben am nächsten steht," und dass die Uebersetzung in der Weise gefertigt sei, dass mehr auf das leichte Verständniss als auf genaue Wiedergabe des Römischen Gewicht gelegt worden — „dogadzając w tym wyrozumieniu łatwemu, a nie rzeczom, obyczajom i ludziom Rzymskim czasów onych, a i tu i owdzie przydawając nieco swego, a niektórych rzeczy dla pewnych i ważnych przyczyn nietykając i niektóre też odmieniając. . . . .

A zatem najdą się ci, którzy i insze rzeczy do poczciwego życia należące za szczęśliwego panowania W. K. Mił. podadzą ludziom językiem polskim.

Wiederum also der Gedanke, die Nachahmung anzuregen, und der polnischen Literatur fremde Geistesschätze zuzuführen!

Das Verhältniss zum Original ist in der Widmung angedeutet und wird in einer kurzen Anrede „do czytelnika" noch näher bestimmt durch die Worte „przestąpiło się abo to, co tym czasom nie służy, abo to, czego lepiéj nie wiedzieć niż wiedzieć."

Auf diese Worte Gornicki's gründete offenbar auch Jocher sein Urtheil, das dann überall wiederholt wurde.

„Jestto raczéj przelanie — heisst es Jocher I., 66 — niżeli tłomaczenie Seneki (nun folgen einige Beispiele). . . . Sam Gornicki nawet dzielo swoje nie nazywa tłomaczeniem, liczba nawet rozdziałów nie jest taka jak w oryginale."

Damit ist nun aber doch das Verhältniss des Bearbeiters nicht klar genug bestimmt — wir gebrauchen das Wort Bearbeiter im Sinne dieser Ansicht, denn uns will doch „Uebersetzer" das richtige scheinen.

Wir haben den Gornicki'schen Text mit dem Original Wort für Wort verglichen und sind zu folgendem Resultat gekommen:

Es war ohne Zweifel Gornicki's Absicht, dem Buche „O dobrodziejstwach“ die Form eines Originalwerks zu geben; das zeigt der Titel, die Verallgemeinerung der Ausführungen, die bei Seneca die Form eines Briefes an Liberalis haben und die vielfachen Veränderungen einzelner Wörter und Wendungen. Während der Arbeit jedoch vergass er sich zu wiederholten Malen und verfiel in Inconsequenz.

So verwandelt er im V. Buch, Kapitel 12. die erste Person, in welcher das Original spricht, in die dritte, und zwar führt er Seneca in der dritten Person ein; an einer anderen Stelle dagegen und an einer höchst auffälligen (IV. 8), wo der römische Philosoph auf seinen Namen exemplificirt, behält auch Gornicki den Lucius Annaeus Seneca bei. Er vergisst sich sogar so weit, dass er (II. 20) Seneca's Versprechen, an einer anderen Stelle über die Gründe zu sprechen, welche Brutus zur Ermordung Cäsar's bewogen haben mochten, nachschreibt, während er doch wohl kaum die Absicht hatte, irgend einmal darauf zurückzukommen.

Dieselbe Unsicherheit zeigen auch die Aenderungen einzelner Wörter. Während z. B. im 16. Kapitel des VI. Buches die Stelle über den Lehrer, welcher sich nicht mit jedem Schüler im einzelnen befasst, recht hübsch modernisirt ist, und in der polnischen Fassung (w katedrze siedząc kazał, jam łapał to piórkiem to pamięcią słów) an italienische resp. Krakauer Universitätsverhältnisse erinnert, wird an tausend anderen dem polnischen Leser weite und tiefe Kenntniss des Alterthums zugemuthet. So glücklich wie in dem citirten Beispiel ist die Umbildung überhaupt selten. Denn dass statt Lacedaemonios — Węgrzy (V. 14) statt ducenta — 5000 czerwonych złotych (S. VII., 11 = G. VII., 9) gesetzt wird, dass Gornicki aus den 14 Plätzen, welche der römischen Ritterschaft in den Theatern gehörten — Plätze auf dem Wahlfelde oder im Chor unter

den Canonicern macht, genügt nicht, um den römischen Anstrich, den der Text im Ganzen doch behalten hat, zu verwischen.

Die Kürzungen betreffen nur solche Capitel, welche entweder aus sittlichen Gründen, oder auch wegen der Schwierigkeit der Uebersetzung und der ungenügenden Vorbildung des Lesers solche erheischten.

In erster Beziehung ist Gornicki so übertrieben zaghaft, dass er sogar eine „meretrix" (I. 14) in eine „piękna i rozumna panna" verwandelt, in letzterer hält er ungefähr dieselben Grenzen ein, wie im Dworzanin. Philosophische Betrachtungen abstracter Natur, mythologische Spitzfindigkeiten und ähnliches bleiben mit Recht fort.

Daraus ergeben sich die geringen Unterschiede in der Texteintheilung.

In den ersten fünf Büchern stimmt die Zahl der Capitel mit dem Original vollkommen überein, im VI. und VII. Buch entfallen auf 43 resp. 32 des Originals bei Gornicki nur 42 resp. 30.[1])

---

[1]) Wir lassen hier zur genauen Einsicht in das Verhältniss Gornicki's zu Seneca alle Abweichungen capitelweise folgen:

Buch I.

Cap. 1. Żyd kiedy daje = nomina facturi;
" 3. niedźwiedź = nicht im Original;
" 3. hier fehlt bei Gornicki die Abhandlung über die Grazien;
" 5. wójtostwo = consulatum;
" 9. Gornicki wandelt die 2. Hälfte des Capitels, welche die schlechten Sitten schildert, selbstständig um, aber mit wenig Glück;
" 12. cokolwiek ziemie = statuas;
" 12. ogankę kiedy największe mrozy, abo o świętym Janie sanki = vestimenta aestiva bruma, hiberna solstitio;
" 14. piękna i rozumna panna = meretrix;
" 15. Rzymianin jeden = Crispus Passienus,
dobry człowiek = Augustus,
zły człowiek = Claudius.

Buch II.

" 11. Wojewoda u króla = proscriptione servatus a quodam Caesaris amico;

Ob dieses Werk Gornicki's viel gelesen wurde? Es ist schwerlich anzunehmen. Denn die zweite Auflage liess bis 1772 auf sich warten.

Cap. 17. sześcet szkutów / sześciuset koron } = talentum;
" 17. pieniądz, który na on czas tak ważył, jak dziś Julius w Rzymie = denarium;
" 21. w Wenecyi obierają książęciem = senatum legere;
" 34. bei Gornicki gekürzt.

Buch III.

" 5. 9. G. fügt der Geometria und Astronomia Erklärungen bei;
" 16. mężobójstwo = adulterium;
" 22. bei Sclaven fügt Gornicki „w Turcech" hinzu.
" 29. Patrz na Wisłę, na Dunaj, na Wołhę = Rhenum, Euphratem.

Buch IV.

" 5. Das Citat am Ende bleibt bei Gornicki fort;
" 14. przedawanie Węgierskie, co je Kociwici zową = auctio est.
" 19. macht Gornicki den Versuch einer Verbindung; er lässt vieles fort;
" 27. behält Gornicki von Seneca's Beispielen nur Achilles und Aristides bei;
" 30. bleiben die Namen aus der römischen Geschichte fort;
" 31. auf wenige Zeilen reducirt aus sittlichen Rücksichten.

Buch V.

" 6. 7. bedeutend gekürzt;
" 15. ganz auf polnische Verhältnisse übertragen;
" 16. gekürzt.

Buch VI.

" 4. geringe Kürzungen;
" 7. szkucie która mi do Gdańska żyto niosła = navi aut vehiculo.
" 19. Padus-Gallia = Wisła-Moskwa;
" 31. lässt Gornicki die Schandthaten der Julia fort;
" 35. Der Schluss bei G. anders als im Original;
" 38. G. grobarz (Todtengräber) = qui necessaria funeribus venditabat;
" 39+40. bei S. = 39 bei G.;
" 41—43. bei S. = 40—42 bei G.

Buch VII.

" 4. gekürzt;
" 8+9+10 bei S. = 8 bei G.;
" 11—32. bei S. = 9—30 bei G.

Wiederum ist's der alte Rej, der uns zeigt, wie man den Gegenstand behandeln musste, um von den Zeitgenossen verstanden und gelesen zu werden.

In seinem „Zwierciadło etc." nehmen die Capitel über die Wohlthat einen grossen Raum ein. Seine Ausführungen sind durchweg Lesefrüchte, gewürzt mit den Erlebnissen der eigenen Beobachtung. Und es ist auffallend, wie nah verwandt alles was er sagt, der Seneca'schen Abhandlung ist. Es würde zu weit führen, im Einzelnen den Beweis zu liefern, auch wäre hier nicht der Ort dafür. Dass aber Rej den Seneca gekannt und — vielleicht neben anderen — benutzt, ist leicht festzustellen. Man lese nur (S. 209 Tur.) Sätze wie diese: Są téż drudzy, co w nadzieję jakiéj sowitej odpłaty chcą ludziom dobrodziejstwa czynić. . . . . Toć już tego nie dla onego czyni, co mu dawa, bo mu tego nie było potrzeba, jedno dla siebie, aby mu się to zasię kiedy sowito oddało. Oder: Mądremu a rozważnemu człowiekowi trzeba rozważyć i stany i czasy i co przez kogo czynić i kiedy co czynić — und vergleiche damit, was Seneca IV. 14, I. 12. lehrt; findet man nun von den bei Rej angezogenen Beispielen viele auch in des römischen Schriftstellers Abhandlung[1]), so drängt sich die Ueberzeugung auf, dass Rej, wenn er nicht den Seneca vor sich hatte, als er schrieb, ihn doch zum mindesten fleissig gelesen hatte und nun in polnisches Gewand kleidete.

Eine solche Verarbeitung der guten Gedanken Seneca's konnte den polnischen Leser ansprechen; das weit ausgesponnene Pro und Contra des Originals, das zudem noch reich an Wiederholungen und an Spitzfindigkeiten ist, das aus blosser Freude am Disputiren Fragen aufwirft, die nicht zur Sache gehören und nicht den geringsten practischen Werth haben für die Gestaltung des sittlichen Lebens, konnte seinem Geschmacke nicht zusagen.

---

[1]) Vergl. die Erzählung von Archelaos und Socrates (Rej 80. Sen. V. 6.), von Xerxes und Demaratus (Rej 105. Sen. VI. 31.), von Aeschines und Socrates (Rej 206. Sen. I. 8.) von der Errettung des Sclaven durch den Löwen u. s. w.

So bleibt auch hier Gornicki nur das Verdienst, dem Schriftthum seiner Nation ein klassisches Werk angeeignet zu haben und zwar in mustergiltiger Uebersetzung. —

Gornicki's Stil hatte jetzt schon eine gründliche Schule durchgemacht.

Der Stil Castiglione's hat manches gemein mit der Schreibweise des römischen Philosophen. Das Frage- und Antwortspiel, das in Castiglione's Werke den Rahmen für die Entwicklung seiner Gedanken abgiebt, belebt seinen Vortrag in derselben Weise, wie bei Seneca der Wechsel von Behauptung und Einwurf. Beide verzichten auf die architektonische Gliederung der Perioden, die den Hauptreiz der ciceronianischen Rede ausmacht. Lebhaftigkeit und Abwechslung sind die Vorzüge Castiglione's und Seneca's. Logische Ausführungen werden mit berechnender Absicht plötzlich durch Declamationen unterbrochen, deren poetische Sprache den Leser mit sich fortreisst. Bei Castiglione geht dabei nur selten etwas vom Gedankeninhalt verloren, bei Seneca müssen diese schön klingenden Abschnitte über Lücken in der Beweisführung hinweghelfen und oft genug auch die empfindlich langweiligen Wiederholungen vergessen machen.

Die Nachahmung dieser Muster — will uns bedünken — war für den polnischen Prosaiker weit gewinnbringender, als es eine Schulung an dem Stile Cicero's gewesen wäre. Man darf kaum annehmen, dass Gornicki mit der Erkenntniss dieses Verhältnisses an die Arbeit ging, ihn werden wohl mehr die Stoffe, als ihre Darstellungsform angeregt haben; aber der Zufall hat ihn glücklich geleitet. Der Character des Polen neigt mehr zur Lebhaftigkeit und Sprunghaftigkeit, als zu ruhiger Auseinandersetzung, und in Gornicki's Wesen waren diese Eigenschaften seines Volkes in hohem Grade entwickelt.

So lernte Gornicki nun auch von dem Römer und gestaltete seine Muttersprache nach seinem Muster. Seine Selbstständigkeit bricht nur hie und da in volksthümlichen Redensarten durch, im Allgemeinen beugt er das polnische

Wort unter die Gesetze des fremden Stils. Was heute als durchaus polnisch erscheint, erkennt man bei näherer Betrachtung als gelungene Uebertragung aus dem Werke Seneca's. Dabei musste aber die weniger entwickelte Sprache an Geschmeidigkeit zunehmen und der Wortschatz wachsen. Gornicki wendet eine grosse Anzahl von Wörtern an, welche vor ihm nicht gebraucht wurden, und nur selten ist er in Neubildungen unglücklich.

Von dem derben, ungeschulten Rej, der — um eine volksthümliche Redensart zu gebrauchen — spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, unterscheidet sich Gornicki durch Glätte und Geläufigkeit. Sein Vortrag ist nicht weniger klar, als Rej's, er ist aber schöner; die Sprache wird unter seinem Zügel edler; was sie an Ursprünglichkeit verliert, gewinnt sie an formeller Vollendung. Gornicki lernt von seinen Vorbildern auch eine gewisse Ironie, welche den Tadel durch schöne Worte versüsst und dem Lobe sofort eine Einschränkung beifügt. So gewinnt er die Freiheit, manches aussprechen zu dürfen, wozu ihm sonst der Muth fehlen würde. Rej bedurfte solcher Umwege nicht, aber er hätte auch die Sprache nicht so zu handhaben verstanden, wenn er ihrer bedurft hätte. Ein Hofmann in seinem ganzen Wesen, ist Gornicki auch in seiner Sprache höfisch — was in diesem letzten Falle nur als Lob gelten kann und der Entwicklung der polnischen Schriftsprache in höchstem Grade förderlich war. Treu den Grundsätzen, die er im Dworzanin aufstellt, hält er seine Sprache frei von Fremdwörtern; bei Gelegenheit schlägt er sogar Ersatz für bisher unvermeidliche vor. (hyperbole - przeładowanie Sen. VII 21.) Die Anzahl deutscher Wörter, welche wir bei Gornicki finden, waren eingebürgert, wie ein Vergleich mit Kochanowski beweisen würde.

Archaismen sind selten, d. h. Archaismen vom Standpunkte Gornicki's. Denn nach unserer Anschauung, welche den Stil Gornicki's an der modernen polnischen Prosa messen wollte, gäbe es einen grossen Reichthum an alten Formen in Declination und Conjugation. —

Mit dem Kapitel der Senecaübersetzungen hätten wir die Betrachtung der Uebertragungen und Aneignungen abgeschlossen. Nun fühlt sich Gornicki zu selbstständiger Arbeit erstarkt. Er widmet seine gereiften Fähigkeiten dem Andenken seines Wohlthäters Sigmund August und der politischen Umgestaltung des Vaterlandes.

B. Gornicki als Politiker und Historiker.

1. „Rozmowa“ und „Droga“.

Die Ereignisse des Interregnums, welches dem Tode Stephan Bathory's folgte, konnten nicht ohne Wirkung an dem denkenden Theile der Nation vorübergehen. Es musste jedem Urtheilsfähigen einleuchten, dass kein Staat die häufige Wiederholung solcher Stürme überdauern könnte. Die so oft ausgesprochenen Klagen über den Missbrauch der Freiheit, über die gefahrbringende Zügellosigkeit des Adels, hatten hier eine neue Begründung gefunden und heischten mehr als je eine gründliche Prüfung. War das wirklich Freiheit, was jedem Edelmanne — er mochte so roh sein, dass er nicht einmal den Namen ausländischer Thronprätendenten richtig nachsprechen konnte, er mochte so arm sein, dass er barfuss auf dem Wahlfelde einherzog und jeder Lockung des Magnaten ausgesetzt war — war es wirklich Freiheit, was allen diesen Menschen ohne Unterschied das Recht gab, sich den König zu wählen, oder war es nicht vielmehr ein Zerrbild dieses hohen Begriffs, was sich dem denkenden Beschauer darbot?

Es ging ja damals längst die verhängnissvolle Parole „Polska nierządem stoi“ von Mund zu Mund, und es gab Männer genug, welche den trotzigen Stolz, mit welchem in Gornicki's „Unterredung“ dies Wort dem Italiener entgegengeschleudert wird, nicht theilten. Ihnen war es eine ernste Mahnung zur Umkehr, zur Selbstprüfung und zur gründlichen Untersuchung der Ursachen jener Gefahr, welche in dem Worte drohend angedeutet war.

Der Starost von Tykocin gehörte nicht zu denjenigen, welche an dem politischen Leben der Nation thätigen Antheil nahmen. Aber er liebte sein Volk und verglich beständig, was er im Auslande gesehen und erfahren hatte, mit den Einrichtungen, welche seinem Vaterlande gefährlich zu werden drohten. Er wird ja auch wohl als Parteigänger Zamojski's auf dem Wahlfelde gewesen und mit eigenen Augen gesehen haben, wie die Parteien sich gegenübergestanden; und wenn er auch nicht zugegen war, so konnte ihm doch nichts von den Vorgängen der Wahl und den Kriegsereignissen nach denselben unbekannt bleiben.

Die Wahl Sigmunds III. führte ihn zu Betrachtungen über die Staatseinrichtungen. Das Resultat dieser Betrachtungen legte er in zwei Schriften nieder, in der „Rozmowa Polaka z Włochem" und in der „Droga do zupełnej wolności".

Dass diese Schriften zu gleicher Zeit zu Ende geführt wurden und dass sie im Geiste des Autors ein Ganzes bildeten, lehrt der Inhalt beider[1]). Die umfangreiche „Rozmowa", in der Form an den beliebten platonischen Dialog erinnernd, bespricht fast systemlos einzelne wichtige Fragen, wie sie sich dem auf dem Wahlfelde anwesenden gerade aufdrängen mochten. Die „Droga" fast kurz die Ergebnisse zusammen und soll so etwas wie ein System der Staatseinrichtung sein. Was dort entwickelt wird, ist hier resumirt, was dort in dem Pro und Contra des Polen und Italieners besprochen wird, ist hier in Formeln gebracht. Eines ohne das Andere ist kaum verständlich.

Die Gleichzeitigkeit der Abfassung ergiebt sich nicht nur aus der Gleichheit der behandelten Materie, sondern auch aus der vielfach gleichen Darstellungsform. Man

---

[1]) Maciejowski sagt (I. 470): naprzód (bowiem) napisał Gornicki Dzieje, następnie Rozmowę ułożył, nakoniec Drogę do Wolności wskazał; o czém syn jego Łukasz wyraźnie wspominając w przypisaniach, (Dzieje przypisał Władysławowi IV. Drogę Janowi Kazimirzowi), okazuje i to etc. In den citirten Widmungen steht nun aber nichts, was diese Behauptung stützen könnte. Wie es mit den behaupteten Thatsachen selbst steht, soll in folgendem untersucht werden.

vergleiche die Stelle der Rozmowa: Boćto początek zdrowia jest, kto czuje, że mu potrzeba lekarza; na ciele to widoma rzecz jest, bo kiedy kogo ranią, wnet szuka sobie balwierza, żeby go uleczył; ale na umyśle niewidoma. . . . . . man vergleiche diese Stelle mit dem Anfang der Droga: I powiadam, iż początek to zdrowia jest, kto czuje, że mu potrzeba lekarza. Na ciele widoma to recz jest, ale na umyśle niewidoma. Im zweiten Falle, eine Kürzung abgerechnet, wörtlich dasselbe. Diese Kürzung ist in dem erwähnten Unterschied der beiden Schriften begründet. Gornicki strebt, wie er selbst ausdrücklich sagt in der „Droga" nach Kürze (nie dogodziłbych tej krótkości, o którą się w tym pisaniu pilnie staram).

Wann aber sind beide Bücher entstanden? Unmittelbar nach dem Jahre der Wahl? Eine bestimmte Antwort ist unmöglich. Prüfen wir alles, was für die nähere Bestimmung der Zeit von Wichtigkeit sein kann.

In der Droga giebt es nur zwei — für unsern Zweck ganz werthlose — Andeutungen. Die Worte: Co się niedawnych bardzo czasów pokazało na Wiedniu (S. 29.) weisen auf das Jahr 1529 zurück, die Zeitbestimmung „za niedawnych trzech panów" ist ebenso nichtssagend; denn darüber kann ja kein Zweifel herrschen, dass die Bücher zwischen 1587 und dem Todesjahre des Dichters entstanden sind.

Werthvollere Fingerzeige gewährt die „Rozmowa", ohne jedoch Grundlagen für die endgiltige Bestimmung der Entstehungszeit zu geben. Die Erwähnung des Feldzuges von Radoskowice, der noch unter Sigmund August stattfand (S. 79. der U. A.) bietet ebensowenig einen sichern Anhalt, wie die Notiz über den Kampf der Niederlande gegen des spanischen Königs Feldherren (S. 8.). Da weder der König noch die Feldherren mit Namen genannt werden, hat man einen Spielraum von vielen Decennien, dessen Grenze eben wieder mit dem Tode Gornicki's zusammenfallen würde. Näher zum Ziele bringt uns vielleicht die Bemerkung, welche die Tartaren betrifft. Dawno iuż u nas Tartarowie — heisst es Seite 32. — nie

szkodzili; das kann sich auf den Zeitraum von 1575 bis 1589 (Bielski 1619) und auf die Jahre 1589 — 1593 (Bielski 1700) beziehen. Allein es ist wohl kaum erlaubt, auf diese Worte zu bauen. Erwägt man, dass die Rozmowa gleichsam mit dramatischer Lebendigkeit sich auf dem Wahlfelde abspielt, also in das Jahr (1587) des Interregnums verlegt wird, so könnte man vermuthen, der Schriftsteller habe sich ganz in die Zeit versetzt und daher das zeitgemässe Argument eingefügt; andrerseits lässt sich aber annehmen, dass er die Thatsache nicht als ein Verdienst Zamojski's hätte rühmen können, wenn der Gang der Ereignisse seine Behauptung schon Lügen gestraft hätte. Unser Resultat ist daher vorläufig; die Rozmowa und Droga entstanden nach 1587, wahrscheinlich zwischen 1589 und 1593. Für den zweiten Zeitraum sprechen zwei Umstände.

In der Vorrede zur Rozmowa erzählen die Söhne Gornicki's, ihr Vater hätte seine Schrift sechs hervorragenden Männern zur Prüfung vorgelegt und diese hätten ihm empfohlen, sie nicht zu drucken. Die Rathgeber waren Mikołaj Krzysztof Radziwiłł, wojewoda wileński, Jan Zamojski, Marek Sobieski, wojewoda lubelski — welche die Herausgeber Jan und Łukasz Gornicki im Jahre 1616 als verstorben bezeichnen — und Eustachy Wołowicz, biskup wileński, Piotr Wiesiołowski marszałek, Hieronim Wołowicz podskarbi w. ks. litewskiego — letztere drei zur Zeit der Herausgabe (1616) noch lebend. Bedienen wir uns der Namen der Verstorbenenen zur Bezeichnung des letzten Termins, so gewinnen wir nichts, da alle drei später starben als Gornicki selbst. Dagegen bieten uns die Lebenden eine Handhabe zur Festsetzung des A quo-Termins, vorzüglich der jüngste, Eustachy Wołowicz. Dieser Bischof von Wilna — nicht zu verwechseln mit dem älteren und bedeutenderen Eustachy-Ostafiej — war 1572 geboren. Dürfen wir annehmen, dass Gornicki dem sechszehnjährigen Jüngling seine Schrift zur Prüfung vorgelegt hätte? Kaum möglich. Wir könnten daher annehmen, dass sie gegen 1592 oder 1593 fertiggestellt wurde und

vielleicht in den folgenden Jahren den genannten Männern vorlag. Da sie nicht gedruckt wurde, bedurfte sie keiner Verbesserungen, und es konnte die Stelle über die Tartaren selbst dann stehen bleiben, als sie wieder unwahr geworden war. Eine Bestätigung dieser Annahme könnte man dann in der merkwürdigen Uebereinstimmung einer Stelle der Rozmowa (S. 65.) mit dem Wortlaut eines Briefes vom 16. Dezember 1593 finden. In diesem Briefe spricht Gornicki von einer Verleumdung seines mächtigen Freundes Zamojski. Man findet hier dieselben Ansichten über die Untersuchung gegen Verleumder und über Bestrafung ihres Verbrechens, wie in dem Dialoge über die Wahl, und hier wie dort kommt Gornicki die Phrase in die Feder, dass die Guten leiden und die Bösen triumphiren. „Bo wieldze są uciśnieni ludzie dobrzy, a źli ludzie triumphuią — heisst es im Briefe; in der Rozmowa lautet der Satz: „tak niezliczone krzywdy się dzieją ludziom dobrym a źli ludzie tryumfują“.

Aber auch für den ersten Zeitraum lässt sich ein gewichtiger Umstand anführen. Wir werden auf die erste, unrechtmässige Ausgabe (U. A.) der Rozmowa noch zurückkommen; hier soll uns der kurze, aber bestimmte Bericht Niesiecki's über dieselbe nur einen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit abgeben.

„Piotr Suski pisarz grodzki Przemysłski i poseł na sejm 1589 wydał do druku Rozmowę Włocha z Polakiem o Wolności o Prawie i obyczajach Polskich 1616 in 4to Crac. ale to zda mi się praca Lukasza Gornickiego“ (VIII., 570).

Woher hatte dieser sonst unbekannte Mann den Traktat, der doch vor dem Jahre 1616 nie gedruckt worden war? Wir meinen, er hatte ihn in der Abschrift auf jenem Reichstage kennen gelernt, der den Mann aus seiner Dunkelheit in Przesnyśl hervorgezogen hatte. Denn besessen hat Suski eine Abschrift, wie wir mit Sicherheit erweisen können. Auf Seite 2 der genannten unrechtmässigen Ausgabe heisst es:

Masz świeży przykład w Węgrzech o Królu Mathyaszu, którego wuj jego na miejscu Rokoszu na electią ze dwu-

dziestą tysięcy luda przyjachawszy, szubienicę postawił na tego, ktoby Mathyaszowi contradicował y tak go królem obrał.

Eine gänzlich unverständliche Notiz. Kein Historiker kennt die Thatsache, wie sie hier erzählt wird.

Auch wenn der Anfang des Satzes nicht auf die Gegenwart hinwiese, wäre die Wahl zwischen den ungarischen Königen, die gemeint sein könnten, nicht schwer. Ausser dem grossen Matthias Corvinus hat Ungarn nur noch einen Herrscher, Namens Matthias, gehabt. Es ist der Bruder des deutschen Kaisers Rudolf. Aber dieser kam erst im Jahre 1608 zur Regierung, und unter Umständen, die höchstens bei Annahme eines groben Irrthums, an die Schilderung des polnischen Autors erinnern.[1]) Jedenfalls ist diese Stelle nach Gornicki's Tode in das Manuskript hineingekommen, und der sie hineintrug, kann kein anderer als der Herausgeber der ersten Ausgabe gewesen sein.

Fassen wir all' die erwähnten Punkte zusammen, so gelangen wir zu dem Resultat, dass die Rozmowa im Jahre 1588 abgefasst, dass sie einigen der erwähnten Freunde des Autors auf dem Warschauer Reichstage von 1589 vorgelegt wurde, und da diese von der Veröffentlichung abriethen, vorläufig ungedruckt blieb. Dabei fiel eine Abschrift in Suski's Hände. Später gegen 1593 ging Gornicki an den zusammenfassenden Traktat Droga und überarbeitete bei wiederholtem Studium die Rozmowa.

Auf diese Weise erklären sich die bedeutenden Abweichungen der ersten unrechtmässigen, von der ersten rechtmässigen Ausgabe, die Uebereinstimmung der Gedanken des citirten Briefes mit der Rozmowa und die Prüfung des Manuskriptes durch den Bischof Wołowicz. —

Dass Gornicki seine politischen Schriften nicht gleich nach ihrer Abfassung veröffentlichte, spricht nicht zu seinen Gunsten. Wer die Gefahr, die dem Vaterlande droht, für

---

[1]) S. Ignaz Aurelius Fessler, Geschichte von Ungarn, II. Aufl. von Ernst Klein, Leipzig 1877, IV. 88 ff.

so gross hält wie er, und wer Mittel zur Beschwörung derselben zu besitzen meint, hat auch die Pflicht, sie anderen, sie allen mitzutheilen. Es ist ein Beweis für mangelnden Muth, Schriften, wie diese, welche doch für die unmittelbare Gegenwart bestimmt waren, in seinem Schreibtische aufzubewahren. Und wer weiss, ob sie nicht bis in das hohe Alter des jüngeren Sohnes auf den Druck hätten warten müssen, wenn nicht das Unrecht Suski's die Kindesliebe veranlasst hätte, was des Vaters geistiges Eigenthum war, für diesen zurückzuerobern. In der That wurde ja nur die „Rozmowa", eben das Werk, das sich jener Gerichtsschreiber aus Przemyśl angeeignet hatte, 1616 herausgegeben, die „Droga" lag, bis 1650, bis Lukasz Gornicki filius 65 Jahr alt geworden war.[1])

Wie schwach ist die Entschuldigung der Söhne, die zugleich die Gründe für die Nichtveröffentlichung angiebt! „Erwähnte Erlauchte Personen — schreiben sie in der Vorrede — haben Solches gerühmt, als ein Gespräch, so von Keinem, welcher Tugend, Ordnung und Gerechtigkeit liebet, getadelt werden kann. Weil Solches aber fast alles das durchhechelt, was bei uns den Leuten am meisten nach ihrem Geschmacke ist; einige Sachen auch als Dinge, die wider die Freiheit streiten, verstanden werden könnten, ob sie es gleich in der That nicht sind: so haben solche erlauchte Personen ihm den Rath gegeben, diese Schrift nicht so gleich bekannt zu machen, sondern viel lieber zu warten, bis unsere Nation selbst einen bessern Geschmack an guter Ordnung bekäme." Heisst das nicht — um in Gornicki's Sprache zu reden — dem Kranken das Heilmittel vorenthalten, um es ihm, wenn er bereits gesund ist, zu geben?! —

---

[1]) S. die Bibliographie. Zur Entschuldigung des Sohnes liesse sich anführen, dass er das Manuskript der Droga erst 1628 im Nachlasse fand — wie er selbst in der Uebersetzung von Barclay's Paraenesis sagt (Mac. I. 470) — aber warum gab er sie denn erst 22 Jahre später heraus?!

Wir haben Suski's Vorgehen nach der landläufigen Ansicht als Unrecht bezeichnet. Man dürfte damit vielleicht eine grosse Ungerechtigkeit begehen. Was that denn dieser Mann, und wessen Recht schädigte er durch seine Ausgabe?

Gornicki war 1603 gestorben. Man hatte ein Recht, von den Söhnen eine Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses zu erwarten. Aber er erschien nicht. Da konnte wohl die Herausgabe der Rozmowa einem polnischen Edelmanne eine patriotische That dünken. Suski glaubte vielleicht, da das Buch verschollen schien, das einzige Exemplar zu besitzen. Er liess es drucken ohne Vorrede, ohne Namen, also auch, ohne sich in den Augen des Publikums das geringste Verdienst beizumessen. Dass er den Namen des Autors nicht nannnte, kann man mit demselben Rechte als edle Rücksicht gegen Gornicki, der die Veröffentlichung selbst nicht gewagt hatte, wie als Unrecht betrachten.

Die Vorwürfe, welche in der Vorrede der Rozmowa, von Gornicki's Söhnen gegen Suski erhoben werden, sind auch dementsprechend sehr milde, fast einer Entschuldigung gleich. „Der Traktat" — meinen sie — „würde noch länger gelegen haben, wenn nicht vor einiger Zeit ein Edelmann aus dem Przemysler Kreise, den ich nicht nennen will, solchen als seine Arbeit hätte drucken lassen. . . . . . Ob er nun gleich keineswegs hierin übel gethan, dass er ihn Ew. Durchl. . . . . zugeschrieben . . . . so dürfte er doch vielleicht nicht bei allen rechtschaffenen ungetadelt ausgehen, dass er wider die Gewohnheit aller klugen Leute, die lieber in der That, als dem Scheine nach Schriftsteller sein wollen, fremde Sachen vor seine ausgiebt, und sich damit zu schmücken suchet. Uns kommt es nicht anders zu . . . . als zu zeigen, dass der, so es am ersten bekannt gemacht, nicht den geringsten Antheil daran habe; wir hoffen auch nicht, dass er selbst uns solches übel auslegen sollte, wenn er erwäget, dass Kinder und Bücher (im Original liberi et libri) in gleichem Paare stehen. . . . Und da unser Vorhaben nicht ist, die Sache weitläufig zu machen; sondern

wir vielmehr bedauern, dass dieser gute Mann, weil er seine Sachen so unbedachtsam angefangen, da, wo er seine Ehre gesucht, vielleicht seine Schande gefunden: so ist uns weiter nichts mehr übrig, als Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dass dieselben diese wohlgemeinte Arbeit unseres seligen Vaters gnädigst annehmen. . . . . .“

Wir wollen nicht grade Suski als den verdienten Patrioten hinstellen, aber es will uns dünken, als sei der Schimpf des Plagiators, der an seinem Namen haftet, ein Unrecht gegen den Mann.

Die Unterschiede der beiden Ausgaben aus dem Jahre 1616, der unrechtmässigen Suski's und der rechtmässigen der Söhne Gornicki's erklären sich, wie wir glauben, unschwer. Suski hatte ein Manuskript aus dem Jahre 1589 und fügte — wie oben erwiesen — Kleinigkeiten bei; Jakob und Lukas Gornicki besassen die vom Vater hinterlassene Handschrift, die von letzterem wiederholt verändert, auch ergänzt worden war. Wir werden uns natürlich an diese letztere halten, da sie zweifelsohne den von Gornicki endgiltig festgesetzten Text bietet.

Die „Rozmowa.“

Die „Rozmowa“ ist in der Form des platonischen Dialogs gehalten. Ein Italiener und ein Pole führen auf dem grossen Wahlfelde, angesichts des lebhaften Treibens des versammelten Adels, ein Gespräch, über alles, was die Gedanken bei diesem wichtigen Staatsakte beschäftigen kann. In dem Gegenstande selbst und in der gewählten, gleichsam dramatischen Darstellungsart liegt der Grund und zugleich die Entschuldigung für die Sprunghaftigkeit, die sich zum grossen Schaden der Klarheit geltend macht. Es werden dieselben Fragen wiederholt gestellt, dieselben Antworten, wenn auch in anderen Worten gegeben. Es geht nicht eins aus dem andern hervor, und nirgends findet man erschöpfende Beweisführung oder auch nur scheinbare Ueberführung eines der Disputirenden. Ja, in der Charakteristik der Personen tritt eine

Ungerechtigkeit gegen den Polen zu Tage, die nicht allein an der Schwäche der Argumente liegt, die er den Verhältnissen entsprechend etwa vorbringen könnte. Gornicki lässt ihn das Bestehende gar nicht mit all den Mitteln vertheidigen, die dem polnischen Edelmanne vom Jahre 1587 zu Gebote gestanden hätten. Er ist dem Italiener gegenüber ein von Vorurtheilen vollgepfropfter Schwachkopf, der den Unterschied zwischen Freiheit und Willkür nicht begreifen kann und am Ende immer darauf zurückkommt, jede Aenderung in Recht und Gesetz würde nur dazu dienen, den König zum unumschränkten Tyrannen zu machen, und dem Edelmann das bischen Freiheit, das er noch besitzt, zu rauben. Dem gegenüber tritt der Italiener als ein erfahrener Beobachter geschichtlicher Ereignisse, als ein tüchtiger Kenner fremden Rechts und fremder Staatseinrichtungen auf, besonders der italienischen, die er aus der Jugend kennt, und der polnischen, die er während seines langen Aufenthalts in Polen studirt hat;[1]) er ist philosophisch geschult, beruft sich auf Plato und Aristoteles — kurz, er ist seinem Partner, dem Polen, geistig bedeutend überlegen. Der Italiener ist eben Gornicki selber. Durch ihn lässt er seine eigenen Ansichten aussprechen. Es ist durchaus nicht zufällig, dass sich der unterweisende Schriftsteller hinter die Gestalt eines Italieners steckt. Sonst hätte er ja ebensogut einen Deutschen zu seinem Vertreter machen können, denn deren gab es damals ebensoviel, ja noch mehr, in Polen. Allein Gornicki erschienen die italienischen, vorzüglich die Einrichtungen Venedigs und Roms mustergiltig, seine philosophische Bildung hatte er sich auch in Italien angeeignet, die italienische Cultur schien ihm die höchste, und sie war es ja auch zu jener Zeit — daher spricht der polnische Schriftsteller in der Rozmowa durch den Mund des Italieners.

[1]) Z wami mieszkam i tak dawno, iż mię Włochy za Polaka mają (S. 9). Jużem ja tu w Polszcze za kilka królów (S. 11).

Gehen wir nun auf den Inhalt der „Rozmowa“ ein. Wir wollen versuchen, den Kern der weitschweifigen Ausführungen herauszuschälen und die Wiederholungen möglichst zu vermeiden. Der dialogischen Form entkleiden wir dabei die Darstellung nicht ganz. Wie natürlich wird bei uns mehr der Italiener zu Worte kommen; denn in dem, was er sagt, liegt ja der Gedanke Gornicki's, liegt das Positive.

* * *

I. Der Pole rühmt sich seiner grossen Freiheit, die sich besonders bei der Wahl des Königs zeige, an der alle theilnehmen. Nicht alle — antwortet der Italiener — wählen den König, wie es den Anschein hat, sondern einige einflussreiche Magnaten, und zwar mit Waffengewalt. Wo anders wählt man im verschlossenen Raum und Auserwählte stimmen; hier wählen alle und die Thron-Candidaten liegen sich dann in den Haaren. Auch heisst es im Ausland, man könne in Polen für Geld alles haben. Das alles liesse sich vermeiden, wenn man eine bestimmte Wahlform einführte, etwa wie in Venedig.

Der König darf nicht in's Feld ziehen und nicht alle Mannschaft darf ausrücken, denn das heisst, mit einem Male alles auf's Spiel setzen; das ist Unordnung.

Unordnung?! (so der Pole) ja, wenn hier Ordnung wäre! Dann wäret ihr nicht hier und könntet nicht das Geld aus dem Lande führen. Polen erhält sich durch Unordnung! (Polska nierządem stoi.) Nicht ich allein — antwortet der Italiener — bin mit der Unordnung unzufrieden, wer lobt, was jetzt bei euch geschieht? Sind diese Ausschweifungen, diese Willkür, dass jeder macht was ihm beliebt, die vielgerühmte Freiheit? Nennst Du das Freiheit, dass man nirgends seines Lebens sicher ist? Freilich Verbrechen giebt es überall, aber sie werden auch bald geahndet; in Polen aber währt es Jahre, ehe eine Sache vor Gericht kommt. Das Gesetz, dass Niemand seiner Freiheit beraubt werden darf, nisi iure victus, dient nur dem Verbrecher.

Eure Freiheit ist Willkür. Euch erscheint es als ein Vorzug, dass Ihr nicht Abgaben zahlt; aber wie soll der Staat bestehen, ohne einen Staatsschatz? Ebenso verhält es sich mit Eurer Landwehr (ruszenie pospolite) und in tausend anderen Dingen. Wer eine winzige Sache stiehlt, wird sofort gefangen; und denjenigen, der ein Haus überfallen, die Menschen getödtet, die Tochter geschändet, die Frau verwundet, und das Haus mit Gewalt entrissen hat, den soll man nicht seiner Freiheit berauben dürfen? Und euer Gesetz kennt keine Massregeln gegen all' die Dinge, welche Verbrechen zur Folge haben; gegen Trunksucht, gegen das Tragen von Waffen, gegen das Spiel; euer Gesetz gestattet, dass die Güter unter die Söhne vertheilt werden, wodurch der Besitz zerstückelt wird und die Nachkommenschaft verarmt.

Es ist ein schwerer Fehler, dass die Criminalrechtspflege nicht beständig geübt wird, sondern nur alle zwei Jahre auf dem Reichstage. Und dieser dauert höchstens sechs Wochen.

Früher, so erzählt man, war hier bessere Rechtspflege, als noch geistliche und weltliche Jurisdiction getrennt war. Seit der Geistlichkeit die weltlichen Befugnisse genommen sind, hat die Sittenverderbniss zugenommen.

II. Nach Ansicht aller Verständigen bedarf ein Staat geschriebener Gesetze und diese müssen ad aequitatem ausgelegt werden. Ihr habt nun nach langem Bemühen ein geschriebenes Gesetz, aber welcher Art ist das? Diebstahl straft es mit Erhängen, den Todtschlag mit Geldbusse; unter den Bauern ginge das noch an, aber dass eines Edelmannes Kopf billiger geschätzt werde (120 Gr.) als ein Pferd oder als ein Goldklumpen, ist doch unerhört. Und ferner beruht in Polen das ganze Gerichtsverfahren auf dem Gerichtsausrufer (woźny) und dem Schwur. Der Gerichtsausrufer, der für seine wahrheitsgetreue Aussage einen Groschen erhält — warum soll er nicht lieber die Unwahrheit sagen,

die besser bezahlt wird? Und den Eid leistet ein Verbrecher ohne Bedenken, wenn ihm der Richter denselben zuweist, die Richter aber geben ihn jedem ohne Prüfung. Die langwierige und verwickelte Procedur hält den Geschädigten oft ab, sein Recht zu suchen; häufig lässt sich auch der Richter bestechen. Euere Richter urtheilen nach dem Buchstaben und nach dem, was die Parteien ungefragt aussagen. Das kann nicht zu gerechtem Urtelsspruch führen, zu welchem sich der Richter durch den Eid verspflichtet: quia juste, secundum deum, jus scriptum, aequitatem, et partium controversias judicabo. Er muss selbst fragen und so die Wahrheit erforschen. Bei eurem Verfahren muss ein Missbrauch des Eides eintreten und ihr habet nicht einmal eine Strafe gegen Meineid. Daher die unzähligen Eide; so einer seine Behauptungen, seien sie auch erwiesenermassen unwahr, beeidet, geht er frei aus. Ihr habt vermeiden wollen, dass der Herrscher ein Tyrann sein soll, und so ward bei euch das Volk zum Tyrannen.

Soll etwa – erwidert der Pole – wie in Italien jeder Zeuge einzeln vernommen werden und nur der Unbescholtene den Eid bekommen? Bei euch, die ihr zusammen in Städten wohnet, geht das wohl; bei uns würde ja eine Sache länger als einen Tag dauern müssen. Der Italiener: Wenn Ihr in Städten wohnen würdet, wären Eure Sitten besser, die Rechtspflege leichter und der Wohlstand grösser. Der Pole: Dann könnte der Edelmann keine Pferde, keine Knechte halten, und der Ritterstand würde verderben. Der Italiener: Es gäbe weniger Ritter, aber mehr Fusssoldaten. Doch kommen wir auf die Sache zurück. Das Grundübel ist das Statut, dass nur der eingezogen werden kann, dessen Schuld bewiesen ist. Wie viele machen von dieser Bestimmung Gebrauch und häufen Verbrechen auf Verbrechen. Und dazu die Abhaltung der Gerichte auf dem Reichstage alle zwei Jahre!

In Eurem Statut wird auch nicht unterschieden zwischen einer actio criminalis und civilis, und so muss der Reichstag erst darüber debattiren, ob die Sache überhaupt vor sein Forum gehört.

Verleumdung und falsches Zeugniss haben bei Euch gewonnenes Spiel. Mit einem falschen Eide setzt man das grösste Unrecht durch. Eure Bestimmung über Geächtete und Ehrlose ist ungerecht. Erstens bestraft Ihr leichte Vergehen mit dieser furchtbaren Strafe und dann treffet Ihr den Unschuldigen mit dem Schuldigen, wenn dieser sich im Bereich des ersteren aufhält.

Die Verschleppung einer Rechtssache von einem Reichstage zum andern, muss verhütet werden; ununterbrochen muss Recht gesprochen werden.

Du siehst, euer Gesetzbuch muss von Grund aus reformirt werden. Dazu bedarf es vieler Jahre, nicht weniger Wochen, und dann muss festgestellt werden, dass das neue Gesetzbuch unantastbar sei.

Da ihr einmal die geistliche Jurisdiction verworfen habt, so müsste das erste Gesetz bestimmen, dass alle gleichmässig Gott loben müssen und nicht aus seiner Kirche ausscheiden dürfen; freilich wäre besser, die geistliche Jurisdiction wieder herzustellen. Zweitens ein Gesetz, welches allen und jedem insgemein dienlich wäre; drittens ein Gesetz, welches einem Jedem besonders nützlich. Dann müsste zwischen actio criminalis und civilis unterschieden werden. Dieses Gesetz muss kurz und in polnischer Sprache geschrieben sein.

III. Vor allem muss es mehr Richter und Grods geben, damit nicht durch die Entfernung des Grods vom Orte der That die Gerechtigkeit Schaden leide. Ueber diese Richter muss, wie über alle Beamten, der König und die Senatoren die Oberaufsicht führen, durch eigens dazu ausgeschickte Aufseher. Er selbst bleibe in der Residenz mit den Senatoren nnd halte beständig Gericht. Jede Unregelmässigkeit bei den niederen Gerichten muss streng gerügt werden, und in der endgiltigen Entscheidung des obersten Gerichtshofes sollen die Motive des Urtelsspruchs genau niedergeschrieben werden, und die Namen der Richter, welche für Schuldig, wie derjenigen, welche für Unschuldig gestimmt haben.

Diese Decrete lege man dem Könige und dem Senate zur Prüfung vor, damit sie ihre Beamten controlliren können. Das wird auf die Redlichkeit und den Eifer der Richter einen guten Einfluss üben.

Das Gesetz „Keinen, der nicht gerichtlich überwiesen, zu greifen" kann nicht aufrecht erhalten werden. Für die vier Verbrechen, welche dem Grodgerichte unterstehen[1]), muss der Edelmann eingezogen werden, wenn er peremptorie vorgeladen, nicht sofort vor dem Richter erschiene. Nicht der König soll ihn verhaften, sondern die Republik, und zwar durch tugenhafte Männer von über 40 Jahren, welche bei der Deputirtenwahl zum Tribunal den Starosten auf ein Jahr beigegeben werden. Nur die Deputirten und der Starost gemeinsam dürfen verhaften. Besoldet werden sie aus dem Staatsschatz oder durch eine besondere kleine Abgabe.

Von diesem Gerichte giebt es dann Appellation an den König; wie auch in Sachen, welche die Ehre betreffen, nur der König richten soll. Es wäre auch gut, dass die Appellation, ausgenommen in Ehrensachen, an das Tribunal erginge; dieses müsste aber beständig tagen und zwar so, dass die Klein-Polen zu Piotrków über die Grosspolen, und die Grosspolen zu Lublin über die Klein-Polen zu Gericht sässen. Die Mitglieder des Tribunals, wie überhaupt alle Deputirten müssen geheim gewählt werden und nicht jünger sein als 40 Jahre. Ein Richter, der Bestechung angenommen, soll zu einem Jahr und sechs Wochen Gefängsniss verurtheilt werden. Den Grod-Gerichten muss dann auch die Aburtheilung von Mord, Hausfriedensbruch (invasio domus), Entführung, Beleidigung eines Edelmannes, Holzraub im Walde, Körperverletzung zufallen; sie müssen aber am Thatorte die Sache untersuchen. Finden sie, dass eine falsche Anzeige vorlag, so soll der Verleumder hart bestraft werden. Sie sollen auch nicht jedem den Eid zuschieben, und Meineid mit schwerer Strafe belegen.

[1]) Stuprum, Depraedatio vitae, Incendium, Invasio domus.

Ich sagte schon oben, euere Rechtspflege beruht auf dem Gerichtsausrufer und dem Eide. Ueber den Eid haben wir schon gesprochen. Die Vorladungen aber sollten nur von einem eigens dazu gewählten hohen Beamten ausgeschickt werden können, der seine Diener dazu hätte. Und wenn's nun doch bei den Ausrufern bleiben soll, so müssen die Vorladungen wenigstens in ein Buch eingetragen werden; dann könnte Niemand sagen, er habe sie nicht empfangen.

Ferner muss die Verjährung eingeführt werden, die Feststellung der Identität einer Person und Eintragung eines Signalements, in der Strafe der Aechtung muss es Unterschiede geben (auf längere oder kürzere Zeit) und wenn ein Geächteter, der ein geringeres Verbrechen begangen, einen schweren Verbrecher erschlägt, soll er von seiner Strafe befreit werden. Auch die Duelle, obgleich sie das Concil verboten hat, müssen wieder eingeführt werden, wie zu Sigmund des Alten Zeit.

Wenn Du alles — fragt der Pole — dem Deputirtengericht auflegst, was bleibt dann dem Landgericht?

Der Italiener: Das Landgericht mag, wie ehedem, wegen Grund und Boden, wegen beweglicher Güter, wegen der Grenzen und aller anderen dergleichen Dinge richten.

Was eure Sitten betrifft, so bedürfen diese einer gründlichen Besprechung. Mit den besseren Sitten kommt auch die bessere Ordnung.

Die Haupttugenden nicht bloss des einzelnen Menschen, sondern auch des Staates sind: Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mässigung. Wie nöthig wären euch Vorschriften darüber, wie sich ein Edelmann zu Hause in Essen und Trinken, in Kleidung, in Gesellschaft mit Frauen, gegen seine Pferde und Bedienten zu verhalten habe; Vorschriften über den Brautschatz, über Hochzeiten, Gastmähler, Begräbnisse, Gebäude, Malerei, Stuckarbeit und andern Luxus. Denn die adligen Frauen sind Glieder der Republik, und wenn diese durch übermässigen Luxus zu Grunde gehen, muss der ganze Körper leiden. Nur Einiges will ich berühren, worüber Ihr noch mit Euch sprechen lasset. Eure

Jugend wird sittenlos erzogen. Handwerker müsst Ihr aus Deutschland heranziehen, oder Waaren aus Italien kommen lassen. Die Republik besteht aus fünf Ständen: aus dem Ackermann, dem Soldaten, dem Richter, dem Kaufmann und dem Handwerker. Die Kaufleute aber sind arm, und die etwas besitzen, kaufen Landgüter; so wurden Kaufleute zu Grundbesitzern und der Adel (für den sich das nicht ziemt) ward zu Händlern.

Gute Wirthshäuser findet man in ganz Polen nicht; der Reisende muss alles mit sich führen. Die Städte und Mauern, die ehedem die Deutschen bei euch gebauet, verfallen, und neue bauet Ihr nicht. Seht wie reich Danzig ist! Hättet Ihr mehr Städte, so könnte der Landmann sein Getreide, Vieh, Wolle, Hanf, Flachs, Honig, Felle, Talg, Wachs, ferner alle Milchwaaren, Stroh, Heu, Früchte, ja Schilf und Rohr absetzen. Burgen und Schlösser zwischen Flüssen müsstet ihr an den Grenzen erbauen, dann würden die Tartaren Euch nicht schaden. In diesen Schlössern müssen die Quartianer liegen und wenn diese nicht ausreichen, so zahlt eine Steuer und legt die ärmeren Edelleute hinein, die jetzt vor Elend zu Verbrechern werden. Zu alledem aber gehört ein Staatsschatz. — Mit einer Erzählung aus Plato's Protagoras, wodurch bewiesen werden soll, wie nothwendig Scham- und Gerechtigkeitsgefühl sind, bricht die Unterhaltung ab.

Die „Droga".

Ganz dieselben Lehren findet man in der „Droga". Sehen wir vorläufig von dem Werth der politischen Rathschläge an sich ab, so können wir diese zweite — im Jahre 1650 zum ersten Mal gedruckte — Schrift als eine vorzüglich abgerundete bezeichnen. Fordert man von einer Zeitbrochure — dies ist die „Droga" im vollen Sinne — Kürze, Klarheit, Maass, man findet diese drei Vorzüge in hohem Grade. Hier wird in wenigen Worten das Bild eines Staates, wie er sein soll, immer mit Rücksicht auf das in Polen bestehende Schlechte, entworfen — nicht mehr zer-

streute, zufällige Fragen und ihre Beantwortung, das System ist dem Autor das Wichtige, vor Allem, wie er am Ende deutlich ausspricht folgende Reformen: dass der König an einem Orte wohne mit dem Rath und den Landboten; dass dort beständig der Reichstag berathe, und dass die Landboten Diäten aus einer Steuer erhielten.

Diese Reformen erscheinen ihm unbedingt nothwendig. Dies zum mindesten solle man doch beherzigen, wenn man auch alle seine anderen Vorschläge verwerfe.

Das Bewusstsein von der Nothwendigkeit eines Arztes — leitet Gornicki diese Vorschläge ein — ist der Beginn der Heilung. So bei physischen wie bei moralischen Uebeln. Es giebt wohl aber Niemanden, der an der Krankheit unseres Staatslebens zweifelt. Schlechte Sitten und allzu milde Gesetze sind die Hauptübel der Republik. Nicht derjenige Staat ist mächtig, wo einer unbeschränkt herrscht, auch nicht der, wo eine gewisse Klasse von Menschen herrscht, oder wo alle herrschen; sondern derjenige, wo diese Elemente zusammenwirken, d. h. König, Rath und Abgeordnete.

So war es auch früher bei uns in den Tagen Sigmund's I. Damals berief der König alljährlich den Reichstag und dieser berieth so lange, als es die Bedürfnisse des Staates erforderten. Jetzt tritt der Reichstag nur alle zwei Jahre zusammen und darf nicht länger als sechs Wochen dauern.

Wir brauchen aber einen beständigen Reichstag sowohl zur Abwickelung der Staatsangelegenheiten, als auch zur Pflege der Gerechtigkeit, und zwar in der Residenz des Königs; diese aber sei durch ihre Lage für Polen und Litthauen gleich günstig. Die Mitglieder dieses Reichstages, Senatoren wie Landboten, müssen einen Amtseid leisten, dass sie frei von Eigennutz das Wohl des Staates berathen, und über die Verhandlungen Niemandem Mittheilung machen werden. Auch sollen die Landboten allwöchentlich Zehrgelder (strawne) erhalten. Von den Senatoren sind einzelne, die hohen Würdenträger, reich ausgestattet; die anderen sollen vom Staat erhalten

werden. Senatoren und Landboten berathen gemeinsam, nie getrennt, ich nenne sie kurzweg Reichs-Rath. Aus ihrer Mitte wird der Oberrath (urząd górny) gewählt, bestehend aus vier polnischen und vier litthauischen Senatoren, vier polnischen und vier litthauischen Landboten. Diesem Oberrath liegt die Pflicht ob, dem Reichsrath vorzuarbeiten, der in parlamentarischer Verhandlung ihre Vorschläge verwirft oder zu rechtskräftigen Beschlüssen erhebt. Die Zahl der abstimmenden Senatoren und die der Landboten sollen daher nicht mehr aus den Kreisen (s powiatu) sondern aus Wojewodschaften gewählt werden, aus jeder vier; dann wird ihre Zahl 124 betragen, also ungefähr derjenigen der Senatoren gleich sein (140); ja, da nicht immer alle Senatoren in der Residenz sein können, sogar grösser. Damit ebensoviel Senatoren wie Landboten berathen, haben sich so viele von den letzteren von den Berathungen fern zu halten, als zur Herstellung der Gleichheit nöthig ist.

Dieser so gebildete Reichsrath übt in Gemeinschaft mit dem Könige alle bisherigen Machtbefugnisse des letzteren aus. Sie vertheilen also geistliche und weltliche Aemter, Starosteien, selbst die Gnadengeschenke (laski), die früher des Königs waren. Es geschieht das in der Weise, dass der König stets vier Männer für ein Amt vorschlägt, der Rath einen durch Abstimmung auswählt.

Auch die Männer in den Oberrath schlägt der König vor, der Reichsrath hat über seine Vorschläge zu entscheiden, und zwar durch Majorität der Stimmen. Die Abstimmung geschieht am besten durch das Einwerfen von verschiedenfarbigen Leinwandbällen in grosse Büchsen (wie in Venedig).

Eine zweite Behörde ist der Zwölfmännerrath (urząd dwunastu mężów), entsprechend den Zehnmännern in Venedig. Der Oberrath wird auf ein halbes Jahr, der Zwölfmännerrath auf ein Jahr gewählt. Im Dezember schlagen die Senatoren und Landboten je 24 Candidaten vor, und der gemeinsame Rath, unter Vorsitz des Königs, wählt dann die 16 Mitglieder des Oberraths, die mit dem Januar

ihre Verwaltung antreten. Ebenso werden für den Zwölfmännerrath je 18 vorgeschlagen und je sechs gewählt.

Der Zwölfmännerrath hat in Gemeinschaft mit dem König die Unbescholtenheit des Oberraths zu bewachen und die Ordnung in allen bürgerlichen Angelegenheiten aufrecht zu erhalten. In den Zwölfmännerrath wähle man unbescholtene Männer, die das 50. Lebensjahr überschritten haben, sechs Senatoren, sechs Landboten. Die Zwölfmänner dürfen nach Ablauf ihres Amtsjahres nicht wiedergewählt werden; erst nach vier Jahren ist eine Wiederwahl erlaubt. Auch die Zwölfmänner beziehen aus der Staatskasse Gehalt.

Der Zwölfmännerrath, der beständig in der Residenz tagt, hat alle inneren Angelegenheiten zu verwalten und die Ordnung und die gute Sitte aufrecht zu erhalten. Einen gegen die Ordnung und die guten Sitten Verstossenden laden sie vor sich und überliefern ihn der Gerechtigkeit. In dieser Thätigkeit (welche das ganze Gebiet der weltlichen und ehedem geistlichen Gerechtigkeit umfasst) müssen sie von den Starosten unterstützt werden. Die Strafe über die Vorgeladenen verhängt der Rath unter Vorsitz des Königs.

Die Einzelrichter stehen unter Oberaufsicht des Zwölfmännerraths und dieser selbst ist von seinem Nachfolger, dem neugewählten Zwölfmännerrath, zur Verantwortung zu ziehen.

Die Zwölfmänner haben ferner die Güte der Münze zu beachten und ihre Ausfuhr zu verhüten.

Zur Entscheidung in den wichtigsten Angelegenheiten treten der Oberrath und die Zwölfmänner zusammen. So bilden sie mit dem Könige einen Rath von 29, und die Uebereinstimmung von 20 genügt, um einen Beschluss zum Gesetz zu machen.

Die höchsten Staatsbeamten nehmen an ihren Berathungen theil, doch ohne Stimmrecht, da man auf Lebenszeit angestellten Würdenträgern diese Macht nicht geben darf.

Da nun die höchsten Behörden beständig an einem Orte bleiben, empfiehlt es sich, dass auch das Tribunal in der Residenz seine Sitzungen halte.

Wird eine actio criminalis vor den Reichstag gebracht, so klagt die Partei oder der Zwölfmännerrath. Im ersten Falle stehen die Procuratoren sich gegenüber, in letzterem für den Zwölfmännerrath der Instigator. Das Scrutinium soll in loco delicti abgehalten werden von Abgesandten des Königs. Dann soll geheim abgestimmt werden erst über Schuld oder Unschuld, dann über das Strafmaass. Die Marschalle schlagen dasselbe vor, der König und der Senat stimmen darüber ab. So wird das Senatsdecret perfect. Ein ähnlicher Modus wie in criminalibus liesse sich auch bei den königlichen und Tribunals-Entscheidungen anwenden.

Tausend Mann Soldaten (vierhundert Berittene und sechshundert Fussgänger) sollen den Behörden stets zur Verfügung stehen, damit die Decrete wirksam ausgeführt werden.

Es genügt aber nicht, die Aemter zu reformiren, auch die Gesetze bedürfen der Verbesserung. Zu diesem Zwecke wähle man erfahrene und tugendhafte Männer und und gebe ihnen einige Doktoren bei; diese mögen unser Gesetz von Grund aus prüfen, nicht fremdes einführen, und ihre Resultate in kürzesten Worten und wenigen Paragraphen zusammenfassen. Ueber den Rechtsgang während des Interregnums hätten sie ein besonderes Gesetz zu formuliren.

Die Wehrhaftigkeit des Staates muss dadurch gehoben werden, dass wir beständig Heere an den Grenzen halten, da wir weder feste Schlösser noch grosse Städte haben. Seinen Unterhalt bezahle der Soldat, andererseits bleibe man ihm nie auch nur einen Tag den Sold schuldig. Der Sold fliesst aus der Quarta und wenn nöthig aus der Staatskasse (darüber unten), ausserdem sollen die Starosten eine Anzahl Söldner halten. (So würden an den Grenzen auch bald Dörfer, Städte, Schlösser entstehen.) So wären wir gegen die Einfälle der Tartaren geschützt. Kommt es aber zu einem grossen Krieg, so darf nicht bald die Landwehr (pospolite ruszenie) ausrücken, sondern das stehende Heer (żołnierz) und die Fähnlein der Starosten (poczty Starości). Der König aber bleibe mit den Senatoren im Lande, die

Führung habe der Hetman. Die Theilnahme am Feldzuge darf nie als Ausflucht zur willkürlichen Befreiung von Verpflichtungen dienen.

Der gemeinsame Schatz werde von zwei polnischen, zwei litthauischen Schatzmeistern verwaltet, die nicht bloss unter Oberaufsicht des Königs, sondern auch des Raths stehen. Die Schatzmeister können einer ohne den anderen nicht verfügen, und haben jährlich Rechenschaft zu geben. Die regelmässigen Einkünfte des Schatzes dürfen nicht belastet werden. Die Einkünfte der Starosten sollen nicht wie bisher in fünf, sondern in vier Theile getheilt werden. Davon werden zwei an den Schatz abgeführt, der dritte dient zu seiner und seines Fähnleins Erhaltung, der vierte fliesst nach Rawa (wie früher).

Die Einkünfte können auch durch erhöhte Steuern gehoben werden. Besonders wäre eine geringe Grundsteuer (einige Groschen von dem Joch) und manche andere (Schank-, Mahl-, Schifffahrtssteuer u. s. w. — Czopowe, Mlynowe, Cła Wodne i ine — Steuern von den Handwerkern, Kaufleuten, Juden, Tartaren, Armeniern, Wladyken, Popen, Bojaren) nicht drückend. Die Steuern werden von einem Steuererheber (skarbnik) eingetrieben, der auf drei Jahre in jeder Wojewodschaft gewählt wird. Die Steuererheber haben das Geld an den Schatzmeister abzuführen und ihm Rechenschaft zu geben. Die Steuererheber sollen nach den Registern zu Werke gehen, welche ihnen die Revisoren vorbereiten. Es sind das Beamte, welche den Boden gerecht abmessen und abschätzen und die Höhe der Abgaben bestimmen.

Aus dem gemeinsamen Schatze werden die Ausgaben der beiden Reiche bestritten und dem Könige eine bestimmte grosse Summe ausgesetzt.

Das Vormundschaftswesen bedarf gründlicher Umgestaltung. Die Vormünder müssen von dem Zwölfmännerrath gewählt, oder falls der Verstorbene seinen Kindern einen Vormund gegeben, controllirt werden, damit die fürchterlichen Missbräuche endlich aufhören.

* * *

Das System der Staatseinrichtungen, welches in Gornicki's beiden politischen Schriften vorgetragen wird, ist wie ein Vergleich mit seinen Vorbildern zeigt, ein Gemisch von griechischen und italienischen Lehren. Plato und Contarini haben an demselben gleichen Antheil und was von specifisch polnischen Gedanken in dies griechisch-italienische Gewebe hineinkam, gehört auch nicht unserem Autor an. Gornicki ist, wie jeder politische Dilettant, Eklektiker. Was er in den Büchern des griechischen Philosophen und des venezianischen Rathsherrn gelesen, was in der grossen italienischen Handelsrepublik seine Bewunderung erregt, verquickt er mit Ideen, welche am Hofe Sigmund August's entstanden oder auch auf den Reichstagen Polens ausgesprochen worden und seinen Beifall gefunden hatten.

Dem grossen Griechen entlehnt er fast ausnahmslos alle allgemeineren Ideen vom Staate, von der Bürgertugend u. s. w. Die Entlehnung erstreckt sich sogar auf Gleichnisse und Bilder. Schon die Einleitung zur „Droga", also die Stelle von der Gesundheit und dem Arzte, welche, wie schon oben angedeutet, auch in der „Rozmowa" wiederkehrt, ist nur die Wiederholung eines von Plato oft und gern angewandten Bildes.

Die Ansicht, dass der wahrhaft gute Staat aus allen drei Verfassungen, der monarchischen, oligarchisch-aristokratischen und demokratischen in weiser Vermischung bestehen müsse, findet man bei Plato in dem III. Buche des Dialogs de legibus wieder.

Eine Lieblingsidee Gornicki's -- hier wie in dem Dworzanin zu wiederholten Malen zu finden — dass nämlich das Vieh nicht von seinesgleichen beherrscht werde, der Mensch aber von Menschen, dass also darum Herrscher sich durch Tugenden über die Gesammtheit erheben müsse, ist auch des griechischen Philosophen beliebtes Argument. Und ist nicht seine Eintheilung der Tugend jene bekannte, den Platonischen Dialogen entnommene Socratische Idee? Hilft sich Gornicki nicht nach der Art seines Vorbildes mit Allegorien, die er wiederum demselben entlehnt? Verdankt

er nicht dem „Protagoras“ die Erzählung von Prometheus und Epimetheus, mit der er die Rozmowa abschliesst?

Ob Gornicki hier unmittelbar aus Plato schöpfte? Er citirt ihn sechs Mal (Rozmowa 28. 47. 84. 90. 114. 115) und in dem erwähnten Schlusse der Rozmowa in einer Weise, die es kaum zweifelhaft lässt, dass ihm das Original oder die Ficinus'sche Uebersetzung des griechischen Philosophen vorgelegen.

In weit höherem Grade zeigt sich der Einfluss Contarini's, oder um das Verhältniss richtiger zu bezeichnen, die fleissige Lecture seines Buches: „De magistratibus et republica Venetorum libri quinque.“ Dieses Werk enthält weniger eine Begründung des Lobes der venezianischen Staatseinrichtungen, als das überschwänglichste Lob selbst. Der Verfasser, ein hoher Beamter der Republik Venedig, findet in seiner Vaterstadt alles so unübertrefflich gut und wohlberathen, dass er die Schilderung Venedigs und seiner Institutionen nur niederschreibt, damit andere Staaten sich daran ein Muster nehmen. Wie viel an diesem uneingeschränkten Lobe auf Rechnung eines falschen Patriotismus kommt, in wie weit es dadurch entschuldigt werden kann, dass die Republik zu Contarini's Zeiten wirklich die höchste Machtstufe erreicht hatte und auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste erfolgreich mit den anderen Centren humanistischer Bildung wetteiferte, kann hier nicht untersucht werden.

Uns beschäftigt nur die unzweifelhafte Thatsache, dass Gornicki diesem Buche seine Rathschläge entnahm, als es bereits hundert Jahre alt war, und als, trotz der vielgerühmten Institutionen, Venedigs Grösse mit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der wachsenden Macht der Osmanen längst nur noch in der Erinnerung lebte.

Der ungeheure Eindruck, den die Republik von San Marco mit ihrer Hochschule zu Padua auf den jungen Polen gemacht hatte, wirkte noch immer nach. Er wandte sich also, da es sich um die Hebung des Vaterlandes handelte, um Rath an denjenigen, welcher die Institutionen beschrieben,

die jener vielbewunderten Republik zu Macht und Ansehen verholfen hatten. Diesem Caspar Contarenus entnahm er seine Vorschriften über die verschiedenen Rathscollegien (urząd górny — urząd dwunastu mężów), über ihre Rechte und Pflichten (s. Cont. 37. 92. 96. 100. 102), über Zahl und Zusammensetzung der Berathenden, über die Stellung des Königs, wie sie in der „Droga“ charakterisirt wird, und mutatis mutandis derjenigen des venezianischen dux entsprechen sollte (4. 9); die Form der Abstimmung und des Wahlverfahrens bis auf die Beschreibung der Bälle und der Urne sind wörtlich dem Italiener entnommen. Die Idee des Zusammenwirkens von König, Rath und Landboten — król, rada, posłani (Droga 7) — was dem platonischen Ideal einer Staatsverfassung entsprechen sollte — finden wir auch bei Contarini (28). Den Anstoss zur Reform des Gerichtsverfahrens (Cont. 123. 128) und des Vormundschaftswesens (C. 170) empfing Gornicki aus seinem Vorbilde; und bedürfte es nach dem Gesagten noch eines handgreiflicheren Beweises dafür, dass Gornicki dem Italiener, den er ganz nach der Weise seiner Zeit nur höchst selten und flüchtig citirt (wenn wir nicht irren, zwei mal: Droga 19, Rozmowa 90), drei Viertel seiner politischen Weisheit verdankt, so ist auch dieser nicht schwer zu erbringen.

Gornicki theilt mit Contarenus, wie mit Castiglione die Vorliebe für die platonische Idee von der Erhabenheit desjenigen, der über die Menschen herrschen müsse, da ja auch das Vieh nicht von seines Gleichen regiert werde (C. 20). Dem Contarenus spricht er die Idee nach, dass Sparta, welches seine ganze Aufmerksamkeit dem Kriege zugewandt hatte, im Frieden verweichlichen und untergehen musste (C. 26) und die Erwähnung des Martinus Phaletrus (Marino Falieri Droga 23) ist zweifelsohne dem Contarini (S. 117) entnommen. —

Die Hinweise auf die bewunderten, mit Recht bewunderten Urtheilssprüche des Gobbo Grimmani in Padua und des Gonzaga in Mailand (Rozmowa 53.), deren Namen man in Contarenus' Buche nicht begegnet, lassen darauf schliessen,

dass Gornicki entweder frühere Studien in Italien oder später aus italienischen Schriftstellern erworbenes Wissen für seine politischen Tractate verwerthet hat. Wir können jedoch nichts Bestimmtes darüber sagen.

Dagegen lassen sich in seinen politischen Anschauungen auch solche Ideen nachweisen, welche von polnischen Staatsmännern und Gelehrten lange vor seiner Zeit ausgesprochen und niedergeschrieben worden waren.

Eine Umschau in der gesammten politischen Literatur Polens vor dem Auftreten Gornicki's würde — meinen wir — zu dem Resultat führen, dass er auch nicht einen einzigen neuen Gedanken vortrage. Eine solche Umschau steht nicht in unseren Kräften. Wir müssen uns damit begnügen, die hervorragendsten Vorgänger Gornicki's, Jan Ostrorog, Frycz Modrzewski und Stanisław Orzechowski zu Rathe zu ziehen. Die genannten Männer stehen zu dem Starosten von Tykocin in einem Verhältniss, welches durch den Ausdruck „Vorgänger" eigentlich nicht richtig bezeichnet ist. Denn während jene wirklich staatsmännische Durchbildung besitzen und in Ansehung der Zeitverhältnisse und der nationalen Vorurtheile als wahre Politiker bezeichnet werden können — ist Gornicki auch in seinen politischen Tractaten nur der bescheidene Vermittler fremder Ideen, der wissensreiche Eklektiker, der Gehörtes und Gelesenes zu verwerthen versteht. —

Nicht als ob wir die drei oben genannten Männer als bahnbrechende und selbstständige politische Grössen bezeichnen wollten — es ist bekannt, dass Jan Ostrorog auf deutschen und italienischen Schriften fusst, und Orzechowski und Frycz haben sogar ganz dieselbe Vorbildung wie Łukasz Gornicki. Plato ist es in erster Linie, dessen Ideen vom Staat, citirt oder nicht citirt, den Anschauungen beider zu Grunde liegen. Orzechowski eröffnet mit dem Namen des griechischen Philosophen sein Buch „Dyalog" und leitet es mit dem Platonischen Worte ein: Glücklich die Staaten, in welchen die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren — ein Wort, mit dem auch Gornicki sein

Werk „O dobrodziejstwach" dem Könige Sigmund III. empfiehlt. Modrzewski citirt Plato an unzähligen Stellen (so u. a. 20. 176. 194.) als unbestrittene Autorität neben dem Apostel Paulus. Orzechowski wie Frycz sehen in der Verfassung Venedigs ein unerreichtes Muster: Frycz entlehnt die Darstellung der Wahl dem Buche Contarini's (das er citirt) und Orzechowski erklärt unumwunden, Nürnberg sei nur desshalb so gross geworden, weil es sich nicht gescheut habe, das vorzügliche Gerichtsverfahren Venedigs, obwohl es ein fremdes, bei sich einzuführen. (Frycz 110. Orz. Dyal. 102.)

Diese Anschauungen waren eben allgemein, denn Italien war der Ort und Plato der Gegenstand des Studiums für den jungen polnischen Adel, der auf ausländischen Universitäten höhere Bildung suchte, Plato, wie er durch das Medium Plotin's und des Ficinus'schen Commentars nunmehr Gemeingut aller Gelehrten war.

Aber ausser demjenigen Kreis von Vorstellungen, welcher als gemeinsames Besitzthum aller humanistisch gebildeten gelten kann, begegnen wir in den Schriften Orzechowski's und Frycz's noch so vielem trefflichen, dass man sie Gornicki gegenüber wohl als selbstständige Schriftsteller bezeichnen kann. —

Denn fast alle von Gornicki vorgeschlagenen Reformpläne finden wir, soweit sie nicht auf Contarenus fussen, bei jenen beiden Autoren, vornehmlich bei Modrzewski wieder, viele lassen sich bis auf Jan Ostrorog's „Monumentum" [1]) verfolgen und erweisen sich somit als Forderungen des XV. Jahrhunderts, die aber auch das folgende Saeculum noch nicht verwirklicht hatte.

Damit ist nicht zugleich ausgesprochen, dass Gornicki seine Gedanken jenen Schriften entnommen habe — es ist nicht erwiesen, dass ihm das Werk Ostrorog's bekannt

[1]) Wir citiren Orzechowski und Modrzewski nach der Turowskischen Ausgabe. Ostrorog's Monumentum nach dem Abdruck in Caro's Untersuchung: „Ueber eine Reformations-Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts". Danzig 1882.

gewesen — aber das ist gewiss, dass er nichts Neues sagte, nichts, was nicht jedem Polen von akademischer Bildung geläufig gewesen wäre. Beinahe möchte man glauben, jene Männer, denen Gornicki seine Schrift vorlas (s. oben S. 130.) hätten deshalb vom Druck abgerathen, weil sie das hundertmal gesagte nicht noch einmal vergeblich ausgesprochen wissen wollten.

Zunächst, was unserem Autor das Wichtigste dünkt: dass der König, der Rath und die Landboten an einem Orte wohnen, dass daselbst ununterbrochen Rath (und Gericht) gehalten werde und dass die Landboten aus einer Steuer Diäten erhalten sollen. Das beständige Zusammenwirken der drei Factoren des besten Staatswesens ist eine Art Verquickung Plato-Contarinus'scher Ideen; die beständige Rechtspflege dagegen eine Forderung, welche Frycz Modrzewski so klar und so entschieden aufstellt, dass man die Ueberzeugung gewinnt, sie sei auch damals, als er sein Buch „de emendanda republica" schrieb — 1551. — nicht mehr neu gewesen (Modrz. 218. 221. ff.). Auch über die Besoldung der Richter und einen bestimmten dauernden Wohnort derselben — bei ihm Krakau und Petrikau, bei Gornicki Lublin und Petrikau — spricht sich Frycz (225) klar und deutlich aus. —

Die Einzelheiten das Gerichtsverfahren betreffend hat Gornicki, wie schon gesagt, der Contarini'schen Schrift entlehnt. Doch finden sich bei ihm auch Bemerkungen, welche nicht dem Italiener entnommen sind, nicht entnommen sein können.

Hierher gehört seine Ansicht von dem Magdeburgischen Recht. „Ich rede hier keineswegs von den Bauern — sagt der Italiener in der Rozmowa (45.), wohlgemerkt der Italiener, also der Vertreter von Gornicki's Ansichten — die mögen immer unter sich den Kopf bezahlen, ingleichen das Magdeburgische Recht behalten, welches letztere ausserdem nicht den Guckguck werth ist."

Was der Vertreter des Fortschritts an dieser Stelle so obenhin, so ganz nebensächlich ausspricht, ist ein oft er-

wogener Gedanke polnischer Staatsmänner. Ostrorog, welcher gegen die Annahme fremden Rechts im Princip nichts einzuwenden hat, („Nihil est, quod dici possit, his legibus uti — er spricht von dem römischen Recht — subiectionis est indicium, utuntur enim et alii legibus scriptis . . . nec tamen per id subjecti esse iudicentur his, quorum utuntur legibus". S. 74.) ist entrüstet über den Gebrauch des Magdeburgischen und giebt in geradezu unschönen Worten seiner Entrüstung Ausdruck über eine Rechtspflege, die nicht von Gelehrten geübt wird, sondern „a sordidis squallidis opificibus, extremaeque classis hominibus, quos tantum abest, ut eruditorum ordini adnumerem, ut etiam cum extremis fecibus censeam contemnendos." (71.) Doch entspringt diese Entrüstung nur zum Theil der Verachtung der ungelehrten Handwerker und dem nationalen Hasse; denn an andrer Stelle (51) fordert Ostrorog gleiches Recht für Volk und Adel („Tanta iuris diversitas non omnino bona est, quod aliud nobiles ius habent, aliud plebei") aber dem Vorurtheile der Menge weichend, gestattet er, wenn anders der Senat nicht wolle, „aliud ius plebeiorum, aliud nobilium fieri" nur — „vocetur illud ius civile et non Theutonicum (72).

In dem oben citirten Satz ist auch ein zweiter Cardinalpunkt von Gornicki's Ausführungen enthalten, die energische Bekämpfung der fürchterlichen Bestimmung, dass der Kopf eines Edelmannes durch eine Geldstrafe gebüsst werden kann.

Dieses unbegreifliche Gesetz hat sich bekanntlich in Polen bis 1768 erhalten und ist zweifelsohne eine der Ursachen des Unterganges dieses unglücklichen Volks gewesen. Was hätte es auch gefrommt dem Rathe eines Gornicki zu folgen, dem das Leben des Edelmannes mehr gilt, als das des Bauern, der wohl für die Ermordung eines nobilis die strengste Ahndung fordert, den arbeitsamen Ackersmann aber niedriger schätzt als sein Pferd (s. Rozm. 45). Und gerade in diesem Punkte hatte Polen doch einen Lehrer gehabt, der sein ganzes Leben daran arbeitete, diesen Schandfleck aus dem Gesetze zu tilgen. Nicht gegen das Magdeburgische Recht, als

fremdes, wendet sich Frycz Modrzewski, er fordert Gleichheit vor dem Gesetz von einem höheren Standpunkte, unbedingte Gleichheit des Rechtsverfahrens gegen Bauer und Edelmann. Ueber die brennende Frage der Strafe für Mord und Todtschlag „de poena homicidii" hat dieser edle Mann ein Buch geschrieben, und in dem wiederholt citirten Werke „de emendanda republica" wird die Forderung aus Gründen der Menschlichkeit in schlichten aber entschiedenen Worten noch einmal ausgesprochen (bes. 345. ff.). Gornicki stand also in dieser Frage nicht einmal auf dem hohen Standpunkte, den Frycz 30 Jahre früher eingenommen hatte.

Ein andrer Vorschlag Gornicki's, das Gerichtsverfahren betreffend, lässt sich in seinem Ursprung noch weiter zurück verfolgen. Offenbar ist es die Idee der höchsten Gerechtigkeit, welche den Gedanken angeregt hat, die Grosspolen von den Kleinpolen, die Kleinpolen von den Grosspolen richten zu lassen. Aber auch diesen Gedanken finden wir schon bei Orzechowski (101) und dieser giebt ihn nicht als seinen eignen aus. Den Vorschlag hatte schon Johann Tarnowski „auf dem vorigen Reichstage zu Petrikau" — also 1552 — gemacht.

Die Klage über die Gerichtsausrufer (woźni), über ihre leichte Bestechlichkeit, die gefährlichen Folgen des allzugrossen Vertrauens in ihre Aussage, die Nothwendigkeit einer Reform — alles das findet man schon in kurzen, aber klaren Worten bei Johann Ostrorog. „Ministerialibus (d. i. woźnym) nimium profecto creditur quorum recognitione prava multoties falluntur homines, et iudices false iudicare contingit. Eorum itaque officio satis esset citationem ferre, vulnera conspicere, in conspectu iudicii proclamare, ita tamen, ut probatio sufficiens in contrarium contra eosdem admittatur". (72.) Auch allen den Gedanken, welche in diesem letzten Satz zusammengedrängt sind, begegnen wir bei Gornicki; sie werden bei ihm nur in grösserer Ausführlichkeit dargestellt. —

Ostrorog berührt auch schon den grossen Mangel an Handwerkern (37.) und wenn dies bei ihm nur in wenigen

Worten geschieht, so erklärt sich das aus der ganzen Anlage seiner Schrift, die ja nur das Mangelhafte aufdecken und die Wege zur Besserung zeigen sollte, ohne die Begründung in vielen Worten zu geben. Wir haben uns vorzustellen, dass diese mündlich erfolgte.

Auch die Nothwendigkeit beständiger Kriegsbereitschaft erkannte bereits der scharfsichtige Mann (Ostr. 74. XL) und alles, was Gornicki in Bezug auf die Vorbereitung des Krieges, über ein stehendes Herr und dessen Besoldung sagt, was er über den Staatsschatz, einer mit jener in engster Beziehung stehenden Frage vorbringt, war längst Gemeingut aller gebildeten Polen.

Man höre Orzechowski (Dyalog 105): Jest w koronie polskiéj pięcioronaście województw; niechajże oszacują powiaty w każdem województwie, zkąd się najdzie, co które województwo ludu mieć może; a potem województwa niechaj między sobą wyrównają i na części wszytkę koronę rozdzielą, już tak rzekąc na sześć części. Niechajże jedna część tego roku służy na Podolu wojnę; drugiego roku druga część; trzeciego trzecia; czwartego czwarta etc. . . . . . Tym obyczajem by i ćwiczenie w ludziach było i gotowość i zbytki tymby obyczajem u nas przestały . . . . . Man vergleiche auch, was Modrzewski (Seite 287 ff.) darüber sagt.

Die pünktliche Besoldung, welche Gornicki mit Recht als die Basis der Disciplin hervorhebt, ist schon eine Forderung Modrzewski's (S. 285.), der sie ja auch keineswegs zuerst gestellt hat.

Die hochwichtige Frage des Staatsschatzes beschäftigte von je die besten Köpfe Polens und Gornicki's flüchtige Andeutungen fassen kaum die Hauptgedanken zusammen, welche andere vor ihm ausgesprochen haben. Modrzewski (S. 292.) rühmt, nachdem er zwei Arten der Geldbeschaffung für das Heer besprochen, den Plan Jan Łaski's. Dieser weise Mann wollte unter dem Namen mons pietatis einen allgemeinen Schatz begründet wissen und führte diesen Plan in allen Einzelheiten aus.

Aber — fügt Modrzewski hinzu — „jedes neue und noch nicht dagewesene, sei es auch noch so redlich und nutzbringend“, wird verworfen — beiläufig ein Gedanke, der auch am Schlusse der „Droga“ wiederkehrt (36/37). Mikołaj Dzierzgowski, der sechste Nachfolger Johann Łaski's im Primat von Polen, wiederholte, wie Modrzewski berichtet (339) die alte Forderung seines Vorgängers im Reichstag — wohl im Jahre 1550 zu Piotrków — aber ebenfalls vergebens. Gornicki brachte also auch in diesem Punkte eine hundert mal angeregte Frage nur zum hundertundeinten Male vor.

Selbst Lieblingsideen seines königlichen Wohlthäters — oder, was der Wahrheit näher kommen dürfte — Ideen die in dem humanistisch gebildeten Hofkreise oft erörtert wurden, und nur zum Theil Eingang in die Gesetzgebung gefunden hatten, kehren in Gornicki's Tractaten wieder. Sowohl die schon oben gedachte Frage der Bestrafung von Mord und Todtschlag, wie die Fürsorge für Wittwen und Waisen lag dem tief empfindenden Fürsten am Herzen.

Viduae profecto et pupillae — sagt Solikowski in seiner Leichenrede — sempiternam eius justitiae, clementiae et misericordiae memoriam retinebunt. Js enim effecit, ut leges illae de solido iure uxoris cum viro et de rationibus a tutoribus pupillo postquam ad maturam aetatem pervenerit, reddendis ferrentur ac sancirentur. Is et legem illam, qua de homicidio commisso, vir bonae famae iureiurando veteribus nostris legibus evadebat, abrogavit, et scrutinium seu inquisitionem iuratoriam in palatinatu fieri sanxit.

Wir wollen noch die Worte Solikowski's über die Gesetzesbestimmung selber hinzufügen, da sie für den klaffenden Widerstreit von theoretischer Rechtsauffassung und praktischer Gesetzgebung im damaligen Polen charakteristisch sind. „Atque utinam tandem — sagt der Bischof — non humanis sed divinis poenis haec tam nefanda homicidia vindicetis. Fieri non potest, quin horreat animus, quoties apud me caeterarum gentium iudicium de nostris hisce legibus perpendo. Non pudeat corrigere errorem, si fuit

error; non pigeat antiquare legem, si eam iuri divino contraria esse animadvertitis.

Wie sollte aber auch dies himmelschreiende Unrecht, das der Bischof selbst an so unpassender Stelle nicht stillschweigend übergehen konnte (silentio praeterire non potui), so bald aus der Welt geschafft werden, wenn Männer von Gornicki's hoher Bildung noch zwischen Menschenleben und Menschenleben nach Rang und Geburt unterschieden!

Die Forderung polnisch geschriebener Gesetze war schon vor Jahrzehnten im Reichstage erwogen worden; es wurden sogar von Sigmund August Deputirte bestellt, welche dem nächsten Reichstage ihre Gedanken darüber vortragen sollten (Const. 16). —

Wir können unmöglich jeden einzelnen Vorschlag Gornicki's auf seine Originalität hin prüfen, die obige, wenn auch wenig systematische Zusammenstellung, genügt, um das zu beweisen, was wir behauptet haben, dass nämlich Gornicki keine selbständigen politischen Ansichten hatte.

Unselbständigkeit der Ansichten schliesst jedoch nicht Unwerth ein. Der politische Eklektiker ist wohl im Stande aus fremden Ideen ein einheitliches System zu gestalten, das unter den gegebenen Verhältnissen eine grosse praktische Bedeutung haben kann. Wie verhält es sich in dieser Beziehung mit Gornicki's Lehren?

Ohne Zweifel hatte Gornicki einen scharfen Blick für alles Tadelnswerthe im Lande, für Grosses und Kleines.

Der Gegenstand, der alle hervorragenden Männer des XVI. Jahrhunderts beschäftigte, die Abschaffung der Geldsühne für Mord, der leichtfertig überwiesene und geleistete Eid, die nachlässige Gerichtsbarkeit nach dem Grundsatz „neminem captivabimus, nisi iure victum", die Gefahr, welche, um mit seinen Worten zu sprechen, in der Tyrannei des Volkes lag u. s. w. u. s. w. alles sah er — aber das Mittel, um das gefürchtete Unheil zu beschwören, fand er nicht, er

noch weniger als die anderen. Denn der Gesichtspunkt, von welchem er ausging, war ein falscher.

Nicht, weil er aus der Fremde seine Muster holte, tadeln wir ihn — wir sind hier ganz der Ansicht Ostrorog's und Gornicki's: Das Gute darf, ja soll man aus der Fremde holen — sondern weil er ein Staatswesen zum Vorbilde nahm, das mit seinem Vaterlande nicht das geringste gemein hatte. Dort die Bewohner einer Weltstadt, welche ihren Reichthum und ihre Macht auf ihre ungeheuere Handelsverbindungen gründete, hier ein millionenstarkes Volk, über grosse Länderstrecken ausgebreitet; dort eine Seemacht, hier ein Binnen-Staat; dort eine Aristokratie aus Grosshändlern, hier ein Adel, der den Handel verachtet und ihn dem fremden Bürger überlässt; dort ein jährlich zu wählender Doge, hier ein Fürst auf Lebenszeit; dort höchste Bildung, blühendes Kunstleben, hier Abhängigkeit von italienischem Wissen oder gänzliche Unwissenheit; dort die lobenswertheste Unterordnnug des Individuums unter die Satzung der Gemeinschaft, hier störrischer Trotz einer Adelsdemokratie, die eifersüchtig über die Macht des Königs wacht; dort die hundertjährige Herrschaft eines geschriebenen Gesetzes, hier das erste Saeculum, welches sich dieser Errungenschaft freut — es war ein arger Irrthum, von den Einrichtungen, welche Venedig gross gemacht, das Heil Polens zu erwarten. Gornicki war ein blinder Nachahmer des Fremden und darin liegt der ganze Unwerth seiner positiven Vorschläge. Diese blinde Nachahmung führte auch zu Widersprüchen. Wenn er selbst die beiden politischen Tractate zum Druck gegeben hätte, wären ihm diese vielleicht zum Bewusstsein gekommen. Wie sie heute vor uns liegen, nöthigen sie zu dem Schlusse, dass Gornicki in der Zeit, als die „Rozmowa“ entstand, anderen Ansichten huldigte, als wenige Jahre später, da er die „Droga“ schrieb.

Schon aus unserer oben gegebenen Analyse erkennt man den Unterschied in der Anschauung. Er betrifft die Macht des Königs. Während durch die Rozmowa der Gedanke geht, der König müsse weit grössere Macht-

vollkommenheit in seiner Hand concentriren, als er wirklich besitze und dürfe nicht gestatten, dass der Adel ihm immer mehr Privilegien abringe, heisst die leitende Idee der „Droga“, um in modernen Schlagwörtern zu sprechen, parlamentarisches System und Einschränkung der königlichen Macht. In der „Droga“ wird der König förmlich zum Repräsentanten des Staats und zum Vollstrecker des vom Volke, d. h. von den gewählten Volksvertretern, Gewollten.

Die Erklärung dieses Widerspruchs ist nicht leicht zu finden. Ueber Vermuthungen kommt man nicht hinaus. Entweder nimmt man an, dass bei der früher geschriebenen Rozmowa dem Autor die mächtige Gestalt Bathory's vorschwebte, da Sigmund III. seine Untüchtigkeit noch nicht gezeigt hatte, während die ersten Regierungsjahre des neuen Electen ihn umstimmten, oder man schreibt die Widersprüche auf Rechnung der Unachtsamkeit. Gornicki — das wäre wohl möglich, folgte dem Italiener in der „Droga“ so sclavisch, dass ihm der Gegensatz seiner in diesem Buche niedergelegten Anschauungen zu denen der „Rozmowa“ gar nicht zum Bewusstsein kam. In Einzelheiten stimmen ja die beiden Bücher genau überein, den Unterschied der Form haben wir schon oben hervorgehoben.

In der Vermuthung blosser Unachtsamkeit und das bedeutete hier den völligen Mangel einer klaren politischen Ueberzeugung, wird man durch einen Brief bestätigt, den Gornicki viele Jahre später an Radziwill richtet. Hier kommt er wieder auf die absoluta potestas zurück.

I zassby to niemogllo byd' — schreibt er am 28. Oktober 1601 — zzebysmy spowinnosci zzollnierza doma mieli, na ktorego zzeby sie zbierac nie byllo potrzeba a o wsselaką krzywdę zzeby zaraz byll praw? Iscie to byd' mozze, a bylla by to taka gotowosc zze lepssa byd' by nie moglla. Lecc podobno nie dokazze tego iedno tęn, kto niekiedy będ'ie u nas miall absolutam potestatem, abo zze kiedys będ'ie miall siłą synow, izz s tei wielkosci iaka iest teraz ziemie, rozdieli sie na wiele cc꜒ści (Mac. Dod. 167).

Das Resultat unserer Untersuchung ist kein günstiges. Sowohl als politischer Charakter, wie als politischer Denker erscheint der Starost von Tykocin klein. Ihm fehlte das Talent, heilsame Massregeln zu finden, ihm mangelte der Muth, seine Ansichten auszusprechen.

3. Die „Dzieje".

Lange nach Gornicki's Tode — im Jahre 1537 — widmete sein Sohn Łukasz Władysław IV. des Vaters Werk „Dzieje w Koronie polskiej z przytoczeniem niektórych postronnych rzeczy: od Roku 1538 aż do Roku 1572. Man begreift nicht recht, warum dieses Werk so lange ungedruckt geblieben. Eine politische Ansicht, welche das Missfallen einer Partei erregen konnte, ist nirgends ausgesprochen, man müsste denn das durchaus zahme Eintreten für die Jurisdiction der Geistlichkeit für einen genügenden Grund zur Unterdrückung des Buches ansehen. Möglich ist es. Denn wir haben bei der Betrachtung der beiden politischen Schriften Gornicki's gesehen, wie diesem Manne vollkommen der Muth fehlte, mit einer Meinung hervorzutreten, die auf irgend welcher Seite den geringsten Anstoss erregen könnte.

Mit dem Plan der „Dzieje" muss sich Gornicki schon als junger Sekretär getragen haben. Wir wissen ja, dass er von Sigmund August in Geheimnisse eingeweiht wurde, welche ausser ihm nur noch die höchsten Beamten wussten (s. S. 38), dass er zu ganz besonders heiklen Aufgaben verwendet wurde, weil er das vollkommene Vertrauen des Königs besass; aus Aeusserungen an verschiedenen Stellen der „Dzieje" (119. 124) geht hervor, dass er aus dem Munde der betheiligten hohen Beamten über gewisse Ereignisse Erkundigungen einzog — und so darf man wohl den Schluss wagen, dass alles später in den „Dzieje" erzählte schon früher von ihm einzeln notirt wurde.

Wir können nicht mit Bestimmtheit angeben, in welchen Jahren Gornicki die „Dzieje" verfasste. Für den Termin

ad quem finden wir in dem Buche selbst nicht den geringsten Anhalt, und eine andere Quelle steht uns nicht zu Gebote. Der a quo = Termin ergiebt sich aus einigen gelegentlichen Andeutungen mit unzweifelhafter Gewissheit. Gornicki pflegt häufig, wenn er von der Theilnahme hervorragender Männer an irgend einem Ereignisse zur Zeit Sigmund August's spricht, auch kurze Notizen über ihre spätere Laufbahn, oft auch über ihren Tod zu geben. Und so erwähnt er, um diejenigen Notizen herauszugreifen, die am meisten von dem Todesjahre des Königs entfernt sind, den Tod Myszkowski's (114) und Dulski's (106). Letzterer starb im Jahre 1590, ersterer erst 1591. Das Jahr 1591 wäre also der früheste Zeitpunkt für die Abfassung der „Dzieje".

Ohne einen Schluss zu wagen, bemerken wir in diesem Zusammenhange, dass eine Stelle in den „Dzieje", die einzige, die ein Urtheil enthält, sehr auffallend an Ideen der „Droga" und „Rozmowa" erinnert und selbst im Wortlaut sich nur wenig von dem dort Gesagten entfernt.

Die Stelle lautet: A zatem zepsowaniem jurysdykcyi księżej do tego przyszło, iż impune teraz bracia, siostry, synowcy, stryje i insze powinne powinni pojmują; są i ci, co po dwoch żon mają, są i ci, którzy z cudzemi żonami ślub biorą i mieszkają. Co jeźli dobrze? czas to pokaże (35). — In der „Rozmowa" wird derselbe Gedanke so ausgedrückt: Nuż co się w tych domach dzieje, gdzie mężowie obstarz mają żony a te żony powinne swe przy sobie chowają, niechcę wspominać. A naostatek bracia u nas w tej swej woli pojmują siostry bliskie, siestrzenice, a któż go o to skarze? . . . . ma drugi dwie, drugi trzy żony; są i ci którzy się frymarczą z żonami. . . . . . Otóż ście byli nie zepsowali jurysdykcyi duchownych, toby wnet o to pozwał biskup (Or. A. Bog. F. 1[a]).

Trotz dieser Uebereinstimmung — mehr Aehnlichkeiten vermögen wir nicht nachzuweisen — wollen wir nicht behaupten, dass auch die „Dzieje" zwischen 1591 und 93

entstanden sind. Wir können nur behaupten, dass sie in das letzte Jahrzehnt von Gornicki's Leben fallen.

Die „Dzieje" sind keineswegs eine Geschichte des im Titel angegebenen Zeitraums. Weder strebt Gornicki nach Vollständigkeit, noch forscht er nach den Beweggründen der Handlungen, weder ist es ihm um ein abgerundetes Charakterbild seines eigentlichen Helden Sigmund August's, noch um die Hervorhebung irgend eines, seine Regierungszeit oder seine Politik beherrschenden leitenden Gedankens zu thun. Eine Mosaik von Erzählungen aus dieser Zeit, ohne einen anderen Zusammenhang, als den der persönlichen Theilnahme Gornicki's. Mit Recht hat man daher die „Dzieje" als „Denkwürdigkeiten" bezeichnet, und man wird bei einer Kritik derselben stets den fragmentarischen Charakter solcher Aufzeichnungen im Auge behalten müssen, um nicht durch den strengeren Maassstab, welchen wir an ein Geschichtswerk anzulegen pflegen, ungerecht zu werden.

Gornicki schrieb seine „Denkwürdigkeiten" nur aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter Sigmund August. Diese Absicht liest man ganz deutlich aus dem Vorwurf heraus, den der Schriftsteller den Beamten Sigmund's des Alten macht, dass sie nämlich das Leben ihres Königs und Wohlthäters nicht beschrieben hätten (3). Aus dieser Absicht resultirt auch die Milde des Urtheils, welche die Schwächen Sigmund August's kaum erwähnt und wo dieses überhaupt geschieht, in einer so wohlwollenden, ausweichenden Form, dass man nicht umhin kann, Gornicki der Feigheit und Wahrheitsscheu zu zeihen.

Nicht als ob uns das Verständniss für das Gefühl der Dankbarkeit fehlte, das wir uns in dem Herzen des von Sigmund August mit Wohlthaten überschütteten Hofmanns zu beträchtlicher Höhe gesteigert denken können; nicht als ob uns Sigmund August's grosse Vorzüge nicht auch Bewunderung abringen könnten — aber offenkundige Thatsachen und bekannte Fehler verdecken wollen, überschreitet die Grenzen, welche die Wahrheitsliebe der Dankbarkeit setzt.

An der Wahrheit dessen, was Gornicki erzählt, wird nicht zu zweifeln sein. Seine Quellen sind die besten, die ein Geschichtsschreiber haben kann. Er erzählt nur, was er miterlebt, was er mit eigenen Augen gesehen oder von den handelnden Männern persönlich gehört hat (102. 116. 119. 124) und bricht sogar mitten in der Erzählung ab, wenn ihm diese zuverlässigsten Quellen fehlen (131). So beschränken sich seine Denkwürdigkeiten auf einige hervorragende Ereignisse aus Sigmund August's Regierungszeit, wie die Verhandlungen über die Heirath des Königs, die Erzählung vor der Entführung der Halszka von Ostrog, die Abreise der Königin Bona; auf andere weder politisch noch sittengeschichtlich bedeutsame Thatsachen, beispielsweise die Entwendung des Staatssiegels, die Beleidigung des Königs in Rudniki u. drgl. mehr.

Zusammengehalten werden diese Fragmente durch eine chronologische Schilderung des Lebens Sigmund August's, wenn man die Berichte über seine Reisen, über die Anberaumung der Reichstage und seiner Theilnahme an denselben mit diesem anspruchsvollen Wort bezeichnen kann. Den grössten Theil des Werkes nehmen Reden ein. Die Reden Boratynski's und Maciejowski's auf dem Reichstage zu Petrikau (1548), des ersteren Rede gegen den zweiten für Sigmund August; die langen Reden pro und contra in der Sache der Halszka, die Rede Przerębski's gegen Bona's Reise, die Rede des Erzbischofs Dzierzgowski gegen Podlodowski, die Rede Myszkowski's am Hochzeitslager der Prinzessin Katharina sind absichtlich so wiedergegeben, als hätte sie Gornicki mit angehört, oder gar aus dem Concept der Redner copirt. Nicht von allen wird man das in Wirklichkeit glauben können. Man muss vielmehr annehmen, dass die meisten diejenige Form, in welcher sie vorliegen, erst von Gornicki erhalten haben; ja, in einem Falle können wir nachweisen, dass er eine Rede erfunden hat, die überhaupt nie kann gehalten worden sein. Stanisław Czarnkowski, welcher die Mutter der Halszka vertritt, spricht bei Gornicki (Dz. 51) davon, dass Fürst Ilija

(Eliasz) seiner Tochter eine ihrem hohen Stande angemessene Erziehung gegeben habe; er legt ihm ferner rührende Worte in den Mund, welche der Vater auf dem Todtenbette zur Tochter gesagt haben soll (52). „Aus authentischen Dokumenten geht aber hervor, dass Fürst Ilija Ostrogski ein halbes Jahr vor der Geburt seiner Tochter Halszka gestorben ist“ (Jag. II. 81).

Es zeigt sich auch in diesem Werke ganz deutlich wieder der Einfluss des Humanismus. Unbekannt waren Livius Werke in Polen auch früher nicht. Denn schon Długosz hatte bei seiner Rückkehr aus Italien ein Manuscript des römischen Geschichtsschreibers mitgebracht (Zeissberg 220). Aber man verspürt seinen Einfluss auf die polnische Geschichtsschreibung erst ein Jahrhundert später.

Halten wir die zwei Thatsachen zusammen, dass Gornicki in Padua studirt hat, und dass gerade hier die Verehrung des Livius zum Theil aus Localpatriotismus eine unbegrenzte war, so wird uns das Verhältniss klar.

Livius Name war — wie Seneca's — im Mittelalter nie vergessen gewesen, auch hat er zu allen Zeiten einzelne Leser voll Liebe und Verehrung gefunden (Voigt. I., 251). Jede Nachricht, welche über irgend ein Fragment einer Liviushandschrift nach Italien gelangte, setzte die Gelehrten in fieberhafte Aufregung und verursachte wiederholte vergebliche Nachforschungen an dem vermeintlichen Fundort.

Auch die Nachahmung des livianischen Stils begann früh. Lionardo Bruni und Poggio, von welchen Vespasiano mit Stolz sagte, dass ausser der altrömischen Republik kein Staat Italiens sich solcher Geschichtsschreicher zu rühmen hätte, suchten ihr Verdienst in livianischem Stil, in der Lebhaftigkeit der Darstellung und den eingelegten Kunstreden.

Der herrschende Livius-Cultus erhielt neue Nahrung als zu Padua die vermeintlichen Gebeine des Titus Livius gefunden wurden. Dass er hier (d. h. in Padua) gestorben — sagt Voigt I., 439 — wusste man aus der Chronik des Hieronymus. Auch behaupteten die Mönche von St.

Giustina nach gewissen Versen, die sich in ihrem Kloster erhalten, dass Livius bei ihnen beigesetzt worden. Von alten Mauern am Oratorium des Klosters hiess es, sie hätten einst dem heidnischen Tempel der Concordia angehört; gewöhnt an den Gebrauch, dass grosse Männer in Kirchen beigesetzt wurden, scheint man ihn auch den alten Römern zugeschrieben zu haben. Dazu kam zur Zeit Giacomo's von Carrara die Auffindung des bekannten Grabsteines des freigelassenen T. Livius, den der Fürst reinigen und in S. Giustina aufstellen liess und den man allgemein auf den Geschichtsschreiber bezog. So war der Boden für den guten Glauben vorbereitet, als man am 31. August 1413 bei einem Umbau im Kloster auf ein vermauertes Grabmal stiess, in dem sich ein bleiernes Gefäss befand. . . . In Kurzem durchflog die Stadt der Ruf, man habe die Gebeine des Livius gefunden. Bruder Rolando, der für einen Gelehrten, aber auch für einen patavinischen Patrioten galt, rief Polentone herbei, der in die Grube stieg, den Deckel der Cista abhob und die Gebeine in schönster Ordnung fand. Nachdem man den Sarg emporgehoben, eilte Polentone in's Rathhaus, wo auch sofort einstimmig beschlossen wurde, ein würdiges Mausoleum zu errichten, wozu Polentone den Auftrag erhielt. Unterdess waren Schaaren von Handwerkern und Leuten aller Art nach S. Giustina gewallfahrt und hatten dem schlecht bewachten Gerippe fast alle Zähne gestohlen, was man zumal den fremden Studenten Schuld gab, die offenbar wunderkräftige Reliquien zu erbeuten meinten. Jetzt erst wurden die Gebeine in einem sicheren Raume des Klosters verschlossen. Aber der Vertreter des nicht anwesenden Abtes nahm ein Aergerniss daran, dass die Massen so zu den Gebeinen eines Heiden pilgerten, dessen Schriften, wie er gehört, auf Befehl Papst Gregors verbrannt worden, und damit das Volk nicht gar noch den Livius als Gott verehre, nahm er heimlich dessen Schädel aus dem Sarg und zertrümmerte ihn mit dem Hammer in kleine Stücke. Die Stadt übernahm die Gebeine von den Mönchen und sie wurden zur Aufbewahrung, bis das Mau-

soleum fertig sein würde, in das Haus des Capitano, des bekannten Venetianers Zaccaria Trevisano, übergeführt. Wie bei einer Translation halfen edle Venetianer und die ersten unter den Bürgern den mit Lorbeerzweigen bedeckten Sarg tragen, das Volk flutete von allen Seiten herbei. Es gab freilich auch solche, die jeden Beweis vermissten, dass die verehrten Reste die des Livius seien, und andere behaupteten sogar, es seien die eines weiblichen Wesens. Polentone sucht wenigstens nach Wahrscheinlichkeitsgründen, im ganzen aber nahm Padua die heidnische Reliquie mit patriotischem Taumel auf.“ Noch 1451 bat König Alfonso von Neapel, ein besonderer Verehrer des Livius, um einen Arm der Reliquie und die Republik Venedig gestand ihn dem Fürsten als unschätzbare Gabe zu. Der Panegyrist von Padua, Michele Savonarola, um das Jahr 1450, der alles herbeizieht, was den Stolz der Stadt ausmacht, zählt Livius unter denen auf, welche keine Heiligen gewesen sind, jedoch „durch ausgezeichneten Geist und hohe Kraft (virtus) verdient haben, den Heiligen angeschlossen zu werden“ (Burckhardt 118.) Livius Ansehen stand so fest, dass Benedetto Morando von Bologna dem Valla, als dieser gegen den von ihm geliebten und verehrten römischen Historiker die Ansicht begründete, Lucius Tarquinius sei nicht der Sohn, sondern der Enkel des Tarquinius Priscus gewesen, den lächerlichen Vorwurf machen konnte, er sei durch den Neid gegen Livius angestachelt worden, und kurzweg erklärte, es sei unerhört, den Livius anzugreifen (Voigt II., 503).

Das Kunstmittel, das die humanistischen Historiker diesem ihrem verehrten Meister absahen, und das schon bei diesem mehr zur Erhöhung der Lebhaftigkeit, der Darstellung, als zur Charakteristik der Personen diente, wurde nun vollends Selbstzweck. An das wohltönende Wort Cicero's anknüpfend: die Geschichte sei die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben der Vergangenheit, die Lehrmeisterin des Lebens, die Verkünderin des Schönen, betonen auch die Humanisten mit Vorliebe den moralischen

Nutzen der Geschichte. Sie hat nach ihrer Meinung den Beruf, zu allen Tugenden anzuspornen, die das Alterthum preist, zur Tapferkeit und Bescheidenheit, zur Vaterlandsliebe und Grossherzigkeit, zur Gewandtheit in den Geschäften des politischen und socialen Lebens und vor allem — zur Beredtsamkeit. „Ein Geschichtswerk ohne Reden hätte nicht auf den Charakter eines klassischen und auf Ewigkeit Anspruch gehabt.“

Ist Gornicki schon in Beziehung auf die Form seiner Geschichtsschreibung unbedingt ein Schüler des Humanismus, so ist auch der Gedanke, mit welchem er an sein Werk herantritt, ganz aus dem Geiste der italienischen Wissenschaft geboren.

Die Humanisten, die meist im Solde der Fürsten standen, waren leicht geneigt, den Wünschen ihrer Herren entgegenzukommen; auf der anderen Seite wussten sie, dass diese ihre Herren ihrer nicht leicht entbehren konnten. Denn es war allgemein gültige Regel, was ein ferraretischer Chronist (Voigt II., 505) in den wenigen Worten ausspricht: Marmor und Erz schwinden dahin, Redner, Dichter und Geschichtsschreiber führen den, den sie feiern, sicher der Unsterblichkeit zu. Wie gross sich diese Geschichtsschreiber neben ihren Helden dünkten, zeigt desselben Chronisten Ausruf: Was sind Julius Cäsar's Siege gegen die Feinheit und Eleganz seiner Commentarien!

Aus dem Wunsche, den Herrn und Brotgeber zu verherrlichen und so nebenbei vielleicht auch sich ein kleines Denkmal zu setzen, entspringen die Lieblingsformen der italienischen Geschichtsschreibung, die Memoiren und die Biographie. Liest man das Urtheil über des ersten Memoiristen, Leonardo Bruni Werk: „Rerum suo tempore gestarum Commentarius“, so wird man unwillkürlich an unseren polnischen Humanisten erinnert. „Er beginnt mit seinen Erinnerungen aus den Knabenjahren — sagt Voigt (II., 504) und erzählt dann, was ein Curiale zu hören bekam und das Wenige, was er selbst mit angesehen. Auf den klaren edlen Stil legt er höheren Werth, als auf die Berichte.“ Gilt

nicht wörtlich dasselbe von Gornicki's „Dzieje“? Selbst das Zurückgreifen auf die Knabenjahre trifft zu; und das Uebrige spricht ja Gornicki selbst von sich aus: Ja tylko to piszę, com widział, albo czegom miał wiadomość dostateczną.

Gornicki's „Dzieje“ bieten eine Verbindung von Memoiren und Biographie dar, dieser von den Humanisten gepflegten Formen der Geschichtsschreibung; und besonders die Idee, nicht gegen seinen Wohlthäter zu versäumen, was die Hofleute Sigmund des Alten versäumt, ist durchaus humanistisch. Wir müssen jedoch, um gerecht gegen Gornicki zu sein, hervorheben, dass er mit ausserordentlicher Bescheidenheit seine Person ganz in den Hintergrund stellt. Wo er seiner selbst erwähnt, ist es entweder ganz zufällig oder auch zur Bekräftigung der Glaubhaftigkeit. Und so besteht der Werth seiner „Dzieje“ hauptsächlich darin, dass das wenige Thatsächliche unzweifelhaften Glauben verdient. Dass Gornicki polnisch geschrieben, brauchen wir nicht aus italienischen Einflüssen zu erklären. Ohne Zweifel haben die nationalen Dichter Italiens auf alle dort studirenden Polen tiefen Eindruck gemacht und ihre Historiker, lateinisch und italienisch schreibende, wurden von den Polen gelesen — Orzechowski verweist (Dyalog 102) auf des Petrus Bembo Historia veneta — aber Gornicki, der stets nur polnisch schrieb, bedurfte keiner Anregung zum Gebrauche der Muttersprache.

Dass wir in Gornicki's Denkwürdigkeiten, wie schon sein Sohn Łukasz in der Widmung bemerkt, manches finden, was die Historiker jener Zeit gar nicht berühren („pismo nie długie wprawdzie, ale w rzeczy, których głównie historykowie podobno nie dotknęli, nie ubogie“), ist ein glücklicher Zufall, und ebenso wenig ein Verdienst des Schriftstellers, wie der günstige Umstand, dass diese Memoiren fast die einzige Quelle für seine eigene Biographie abgeben.

V. Gornicki's Alter.

Es ist eine auffallende Erscheinung, dass der Zeitraum, welcher auf das Todesjahr der Gattin folgte, der fruchtbarste für unsern gelehrten Starosten war. Zwischen 1587 und 1597, d. h. zwischen dem sechzigsten und siebzigsten Lebensjahre vollendete Gornicki die beiden Seneca-Uebersetzungen, die beiden politischen Tractate, seine Orthographie (s. unten) und höchst wahrscheinlich (s. S. 163) auch die „Dzieje", während er vor 1587 nur den einen „Dworzanin" und nach 1597 nichts als den Scherz „Raczyl" herausgab.[1])

Diese Thatsache steht sicherlich im Zusammenhange mit seiner Thätigkeit als Beamter. Unter Sigmund August fand er Musse und Anregung zum Studium, unter Stephan Bathory fehlt ihm eines, wie das andere. Der Tod des energischen Monarchen mag auch auf Gornicki's persönliche Verhältnisse insofern eingewirkt haben, als das schlaffere Regiment Sigmund's III. den Starosten weniger in Athem hielt und ihm Zeit zur Wiederaufnahme der Studien gewährte.

---

[1]) Für die Entstehungszeit des Demon Socratis, auf welchen wir noch unten zurückkommen, haben wir gar keine Anhaltspunkte.

Gornicki lebte jetzt in Lipniki, einem Dörfchen unweit Tykocin's,[1]) und seine Amtsthätigkeit nahm ihn nur wenig in Anspruch. Aus dieser Zeit besitzen wir eine hübsche Anzahl von Briefen, welche zugleich die wichtigste Quelle für die Kenntniss seiner Lebensäusserungen während der letzten Jahre bilden. Mit Hilfe dieser Briefe und einiger Actenstücke werden wir im Stande sein, ein ungefähres Bild seiner Thätigkeit zu gewinnen; auf abgerundete Darstellung müssen wir auch hier ganz verzichten.

Nicht unwichtig für die Beurtheilung des Menschen Gornicki ist ein kleines Ereigniss aus dem Jahre 1589.

Der Grosskanzler Zamojski hatte dem Starosten von Tykocin aufgetragen, in der Streitsache der Bauern von Szpakowo gegen den Pfarrer der Ortschaft Recht zu sprechen. Gornicki fuhr deshalb nach Knyszyn, untersuchte die Sache und berichtete am 20. August 1589 ausführlich an den Kanzler. Die Bauern von Szpakowo -- dies der Inhalt des Briefes (s. Ateneum 198) — gehörten ehedem zur Pfarre Kalinowo, hier zahlten sie als Zehnten ein Schock Roggen und ein Schock Hafer vom Joch. Es gab aber zwei Szpakowo, eines diesseit der Niereśla, das gehörte zu Knyszyn — das andere jenseit des Flüsschens, das gehörte zu Goniądz. Die Bewohner dieses letzteren hat Herr Bielawski nach der Knyszyner Seite auf ein neu angelegtes Vorwerk versetzt mit demselben Zins, welchen sie in Goniądz zahlten, d. h. zwei Schock Groschen vom Joch. Zehnten zahlten sie dort nicht. Gornicki erklärt nun weiter, man könne doch den Leuten bei gleichgrosser Arbeit nicht neue Lasten auflegen und räth Zamojski, den Zins zu verringern, damit dem Pfarrer bleibe, was ihm zusteht, ohne die Bauern zu drücken. Inzwischen liess er jedoch – wie ein Postscriptum lehrt —

[1]) Von Lipniki aus ist die Vorrede des Seneca „O dobrodziejstwach“ datirt; alle Briefe an Zamojski, Radziwiłł u. s. w. sind von Lipniki aus geschrieben und in einem Actenstücke vom 31. Juli 1586 wird gesagt, dass er den Mathias Machowicz „de Curia Lipniki“ vertreiben liess (Czarnik 29).

vorläufig den Zehnten zusammenbringen und wartete die Antwort des Grosskanzlers ab.

Aus diesem Briefe spricht Gerechtigkeitsgefühl und Milde gegen die Untergebenen. Aus einem Ereigniss, welches im folgenden Jahre ebenfalls im Bezirke von Gornicki's Starostei sich abspielte, könnte man vielleicht den Schluss ziehen, dass er gegen seine Bauern auch hart sein konnte.

Die Landleute von Sierki wandten sich an ihre Oberherrin, Königin Anna, mit der Klage, ihr Starost thue ihnen Unrecht und sie wollten lieber die Steuern direct an die Königlichen Steuereinnehmer, als an den Starosten — wie das Gesetz vorschrieb — zahlen.

Die Königin gewährte ihnen die Bitte. Aber die Bauern entzogen sich nun vollkommen der Botmässigkeit und Gerichtsbarkeit des Starosten und somit auch ihrer königlichen Oberherrin. Darauf richtete diese an ihren Vertreter folgenden Brief:

Anna z Bożej Laski Królowa Polska. Urodzonemu Łukaszowi Górnickiemu Staroście Naszemu Tykocińskiemu, Wiernie Nam miłemu, łaskę Naszą Królewską.

Urodzony wiernie Nam miły. Dano Nam dostateczną sprawę, iż poddani Nasi z Sierków co z łaski .... (unlesbar) dla tego skarzyli się na Wierność Twoją, iżby jako od Wierności Twojéj mieli krzywdę; ale dla tego iżby się z posłuszeństwa W. T. i Zamkowéj powinności wyłamali; zaczem daliśmy ci byli do W. T. list, iżbyś W. T. od nich poboru nie odbierał, ale żeby go sami oddawali do Poborców; co iż widzimy być ku szkodzie Naszéj, bo temi poborami wciągnęli by się w Juryzdykcyą Grodu Bielskiego, który nad poddanemi Naszemi zwierzchności żadnej niema, ani mieć może, gdyż Szlachta tylko a Mieszczanie pobór do Poborcy oddawają, a Starostowie od wszystkich poddanych odbierają i sami do Poborców pospołu z regestry oddawać powinni, przeto rozkazujemy W. T. iżbyś tego nie dopuszczał, żeby oni mieli sami oddawać Poborcy pobór. Ale jako do tych czasów bywało W. T. od nich odbieraj i do Poborcy oddawaj, a jeśliby się który ważył oddawać ten pobór Poborcy

tedy żebyś go we wsi Naszéj Sierkach niecierpiał, ale precz ze wsi żebyś im kazał. Nadto pokazano Nam protestacyę którą na W. T. obyczajem szlacheckim w Wiźnie uczynili, odzywając się do jakiejś inszéj juryzdykcyi, niźli do téj, do któréj należą; wspominając Ziemię Bielską, i jakieś swoje Powiaty; o Zamku Tykocińskim do którego służą, nie czyniąc żadnéj wzmianki; co iż uczynili przeciwko zwierzchności Naszéj, tedy W. T. rozkazujemy, iżbyś te buntowniki którzy tę protestacyą czynili, więzieniem dwuniedzielnem, i po tem karaniem sroższem jeśliby tego zuchwalstwa nie poprzestali, a do W. T. stawać niechcieli. Aktemu żeby ciż buntownicy stanęli za się do ksiąg Wizkich a występek swój wyznawszy, tamtą protestacyą tym kształtem, jako im W. T. dasz napisano, kassowali. A to na łasce Naszéj zostawujemy, jeśli je tak zachować mamy jako teraz są, czyli jako w Lustratorskim Regestrze stoi żeby z dziesięci włók Służbę Putną służyli, inaczéj pod łaską Naszą żebyś nieczynił. Dan w Warszawie D. 15. Czerwca R. P. 1590.

Anna Królowa Polska[1]).

Trotz der Studien, welche Gornicki jetzt mit grossem Eifer trieb und der mancherlei Misshelligkeiten, die von einem Amte, wie das des Starosten, ja nicht zu trennen waren, fand der practische Mann noch Zeit, an den Ausbau seiner Besitzung im Sendomirischen zu denken. Er wendet sich am 16. Februar 1591 brieflich an seinen „guten Freund" Oprzałko, einen Beamten des Grosskanzlers Zamojski, mit der Bitte, Oprzałko möchte, da sein (Gornicki's) Bruder jetzt abwesend sei, bei dem Kanzler erwirken, dass er ihm aus dem Krzeszowski'schen Gehölzern einige Schock Holz nach Sendomirz senden möge, da er drei Meilen davon ein Herrenhaus (dwór) baue. Oprzałko möchte ihm ferner einen Brief an den dortigen Beamten mitgeben, damit dieser seinem Diener behilflich sei (s. Ateneum 199.).

---

1) Bibl. W. 1862. II. 103.

Aus dem Schreiben geht nicht klar hervor, ob er um den Verkauf des Holzes oder um ein Geschenk bittet. Wir erfahren aber aus demselben mit Bestimmtheit, dass Gornicki im Sendomirischen Besitzungen hatte. Wann und wie hatte er diese erworben? Unsere Antwort auf diese Frage können nur Combinationen sein. Sowohl Gornicki's Vater als auch sein Schwiegervater wohnten nicht weit von Sendomirz. Von letzterem wissen wir, dass er in der ganzen Gegend grosse Besitzungen hatte (Papr. 575), von ersterem wissen wir wenigstens nicht, dass er unbemittelt gewesen wäre. Es liegt nahe, anzunehmen, dass er von einem derselben in der Gegend eine Besitzung überkommen, und nun, da seine Kinder grösser wurden, an den Ausbau derselben dachte.

Dieser Bau auf seinem Gute im Sendomirischen und die Drucklegung seines in diesem Jahre (1591) fertiggestellten Werkes „O dobrodziejstwach" werden wohl die Veranlassung für die um diese Zeit erfolgte Reise gewesen sein. Jego M (zaś) pan Gornicki, Starosta Tykocinki, y Wasiłkowski etc. — sagt Januszowski in „Nowy Karakter"[1] — niemniey godnością jako zacnością u swych y u postronnych także zawolany, bywszy nie dawno w Krakowie y mówiąc także zemną o teyże Orthographiiey y o Polczyznie nowéy dosyć szeroko, y widząc intentią moię, powiadał mi także o swey Orthographiiey, którąmem iuż przed tym w pisanych księgach iego widział: Tęż potym po swym do domu odieździe na pismie posłał: napisawszy te słowa do mnie w liście swoim.

Der Brief, den Januszowski nun wörtlich folgen lässt (s. unten) trägt das Datum: Z Lipnik 13. Febr. 1594. Gornicki war also nicht lange vor diesem Tage in Krakau. Wenn wir aus den uns bekannten Daten auf diese nicht näher fixirte Reise schliessen dürfen, muss sie im Jahre 1592 oder 1593 erfolgt, oder gar in beide Jahre gefallen sein. Der oben erwähnte Brief an Oprzalko ist am 16. Februar 1591 von Lipniki aus geschrieben, die

[1]) s. meine facsimilirte Ausgabe D^{3b}.

Widmung des Seneca (De beneficiis) ist ebenfalls in Lipniki verfasst und zwar am 9. April 1591; wir besitzen ferner aus dem Jahre 1592 die Nachricht, dass der Starost wegen unberechtigter Einforderung von Maut auf der Brücke, die zur Stadt Tykocin gehörte, von dem städtischen Steuereinnehmer, dem Grundbesitzer auf Tokowisko und von Johannn Łazowski, einem Bauern aus dem Bielsk'er Kreise verklagt wurde. Die Sache wurde vor Balthasar Mężeński auf Ożary, Landesrichter (podsędek ziemski) von Zambrow und Ostrołęka verhandelt und wie es scheint, bis zum folgenden Reichstag verschoben. Das Resultat ist uns unbekannt (Bibl. W. 1862. II. 104). In demselben Jahre verklagt Gornicki's Vertreter Mikołaj Głodowski in seinem Namen und im Namen der Bauern von Jeżowo den Edelmann Pogorzelski. Schon zum fünften mal, klagt Głodowski, überfallen die Leute des Pogorzelski das königliche Dorf Jeżowo, plündern, rauben und morden, und alles das, weil seit fünf Jahren kein Landgericht (roki ziemskie) in Tykocin abgehalten wurde; so haben sie wieder in der Nacht von Dienstag zu Mittwoch vor Margarethae etwa 20 Mann stark das Dorf überfallen, den Schulzen gemisshandelt und in der üblichen Weise gehaust (a. a. O. 105.).

Diese letzte Angelegenheit kann ja möglicherweise in Abwesenheit des Starosten verhandelt worden sein, was dadurch wahrscheinlich wird, dass ein Vertreter klagt. Die nächste Nachricht über unsern Humanisten stammt vom 16. Dezember 1593. An diesem Tage schreibt Gornicki an Zamojski und zwar wieder aus Lipniki. Der Brief ist von ausserordentlichem Interesse. Er beleuchtet das intime Verhältniss Gornicki's zu dem grossen Kanzler — wenn man das Verhältniss eines wenig stolzen Gelehrten zu dem hochgebildeten und die Wissenschaft schätzenden Zamojski als intim bezeichnen kann — und lässt erkennen, wie Gornicki die Erfahrungen seiner Amtsthätigkeit zu practischen Reformen zu verwerthen bestrebt ist.

Er berichtet zunächst über einen Prozess, den Zamojski durch seine Vertreter führen lässt.

Dziwnie sie to trefillo — fährt er er fort, indem er an den einzelnen Fall allgemeine Bemerkungen knüpft — moi M panie, izz ia niedawno pissąc do w m mego M pana, a nic niewiedząc ani tussąc, zzeby to kiedy, a zwllasscca fortylnie w m pozwać miano: napisallęm do w m o tęm pozywaniu, i o calumniach, i o tych dziwnych fortylach. ccęmu zaprawdę godzilloby sie zabiezzeć, bo wieldze są ućisnięni ludzie dobrzy, a zli ludzie triumphuią. A kto to powieda, izz tęmu zabiezzeć sie niemozze, tęn mym zdanięm nie mądrze mowi. Jabych chćiall, zzeby fortilnik taki, gdyby go iasnie dossedll sędzia, causa caderet. pozwy zaś po wydaniu ich, zzeby w księgi grodzkie tydzięn przed rokami wpisowane byllу, a ktoby ich tak nie wpisall, zzeby na nie wolno byllo nie odpowiedać. Ow tess zasię co powieda, zze o pozwie o processie nie wiedziall, zzeby sie iuss odprzysięgać niemogll, za takim porządnem pozwow oddawaniem i wpisowanięm zasię w calumniach, gdy mie kto pozowie o to, ccegom ia iakozzyw nie winien, zzeby mi wolno byllo Calumnią zadać, i zaraz prosić na inquisitią zzeby urząd zesllall, i wedllug zdania swego od kogoby mu sie zdallo, zzeby sie wywiedywall inquisitor, albo dwa inquisitores, a gdyby dossli, zze calumnią wllozzyll. zzeby byll karąn jako calumniator. A iesliby tess ow, ktory powiedall zze nań calumnią wllozzono, nalezion byll reus, zzeby toss cierpiall, co miall calumniator cierpieć. Odpusć W m moi M pán, izz dllugo i ledaco do W m mego M P pissę, bo mie to kilka iuss kroć barzo doleglło, i Jo M P Starostę llomzynskiego. a po nas infinitos homines to dolega.

Niedawo wziąll mi iedęn dwu poddanych z maiętnoscią, pozwallęm o to, on mię zasię pozwall, zzęm wziąll mu piąci poddanych, ja dla przysiąg musiallem swych dwu odstąpić, zzeby mi o piąci prysięgać nie przyssllo.

Die Zwischenzeit, aus welcher wir nichts erfahren, umfasst also einen Theil des Jahres 1592 und fast das ganze folgende Jahr. In diese Zeit fällt die Reise, welche, wie wir vermuthen, durch die Drucklegung des Seneca und durch den Ausbau seines Gutes im Sendomirischen veranlasst war.

Das erstere lässt sich dadurch wahrscheinlich machen, dass wir Gornicki bei seinem Drucker und Verleger Jan Januszowski begegnen, und dass die schon 1591 fertige Handschrift erst im Jahre 1593 gedruckt erschien. Er wird doch aber keineswegs versäumt haben, seine Besitzung zu besuchen, da er sich so ganz in ihrer Nähe befand.

Nach der Heimath zurückgekehrt, versandte er sein neuestes Werk an seine vornehmen Freunde. Am 2. März 1594 schickt er ein Exemplar an Mikołaj Krysztof Radziwiłł, Fürsten auf Ołyka und Nieśwież und Wojewoden von Troki und empfiehlt das Werk als ein — „wenn nicht gut, so doch fleissig geschriebenes. Missfalle es, wem auch immer, wenn es nur Ew. Durchlaucht scharfsinnigem Witz und Verstand gefallen wird so kann ich wie einst Jemand in Griechenland sagen: Plato mihi instar omnium.“ An den Grosskanzler Zamojski muss er das Buch schon früher geschickt haben; denn in einem Briefe vom 19. Januar 1594 — fordert Gornicki schon eine Gefälligkeit.

Dieser Brief gewährt einen so genauen Einblick in Gornicki's materielle Verhältnisse, dass wir es vermieden haben, dieselben zusammenfassend zu betrachten, ehe wir zu der Zeit kamen, aus welcher das Schreiben stammt. Zudem zeigt er den gelehrten Starosten von seiner menschlichsten Seite. Wir wollen damit keinen Tadel ausgedrückt haben. Gornicki war Vater von acht Kindern und hatte eben so sehr die Pflicht, für ihr materielles Wohl zu sorgen, wie für ihr geistiges und moralisches.

Zum Verständniss dieses Briefes bemerken wir, dass, wie schon gesagt, Königin Anna seit dem Jahre 1574 Besitzerin eines Güterkomplexes war, zu dem auch die Starostei Tykocin gehörte, und dass diese Güter durch einen Erlass des Königs an die Deputaten zu Rawa seit dem 10. Juni 1577 von der Zahlung der Quarta befreit waren[1]). Im Jahre 1581 hatte zwar die Königin auf den Besitz der Güter verzichten müssen[2]), allein die Nutzniessung blieb ihr.

---

[1]) Paw. Źrodła IV. 190. [2]) Paw. Źródła VIII. 225.

Seit dem nun die Königin von der Quarta befreit ist — klagt der Starost von Tykocin — ist sie gegen uns ganz verändert. Uns nimmt sie ein Joch nach dem andern und giebt es ihrem Hauswärter, „und die armen Unterthanen werden sehr bedrückt werden[1]). Das Dorf ist Łopuchowo an der masovischen Grenze. Und nun bittet noch Jemand am Hofe um ein Stück von dem Meinigen und ich werde allmählig um alles kommen. Alles das würde die Königin nicht thun, wenn sie, wie früher, die Quarta nach Rawa zahlen würde.

Bóg wie, moi M. panie, ktorém światszę — fährt er fort — izz tak mallo mam s tego Tykocina, zze wielokroc a mogę rzec, zze wiencei razow swymi wllasnymi pieniądzmi doklladąm. Owa gdybych Wasilkowa niemiall, musiallbym puscić to starostwo. Więc i to co sie byllo zebrallo pięniąsskow za krola Augusta, pokim starostą niebyll, wssytko się potrawillo wydallo. Llatwie mi wdy byllo za krola Augusta, bo mi i strawne fl. 5. na tydięń dawano, i Jargieltu fl. 200, bom niechciall inaccei starostwa wziąc. Nad to w skarbie koronnym miallęm na kazzdy rok fl. 200, ze clla fl. 100. To mi to wssytko dawano, a ktęmu miallęm duchowne z beneficij dochody. Teraz na tęn sąm Tykocin, a Wasilkow patrzę. Wccym iesli ratunku w m mego M pana nie będzie, tedy i tęn Tykocin po trossę odeimując odeimą wssytko.

Gornicki hatte also jetzt im Jahre 1594 — nach seiner eigenen Angabe — keine anderen Einnahmen aus dem Staatsgut, als das, was Tykocin und Wasilkow abwarfen. Unter Sigmund August hatte er ausserdem noch 5 Gulden wöchentlich Zehrgelder, 200 Gulden Jahrgeld, aus dem Schatze 200 Gulden, 100 Gulden Einnahme aus dem Zoll — in Summa also, ohne die geistlichen Beneficien, 760 Gulden.

Wie vereinigt sich diese Angabe Gornicki's mit dem, was uns über seine Einnahme bekannt ist und was oben

---

[1]) Den ganzen Brief s. Ateneum 193.

an verschiedenen Orten erwähnt wurde? Unter den beneficien sind offenbar die Einkünfte aus der Probstei von Wieliczka gemeint, welche ihm Anserinus abgetreten hatte (S. 23); die 200 Gulden Jahrgeld bilden sein Gehalt als Secretär, die 200 aus dem Schatz sind die Bezahlung für die Bibliothekarsdienste; nun fällt es aber auf, dass Gornicki nur einer Summe von 100 als Ertrag von Steuern gedenkt, während wir doch wissen, dass er eine Summe von dieser Höhe aus den Krakau'er Zöllen, 100 ungar. Goldgulden aus dem Zoll der Krakau'er Juden (S. 39.) und ausserdem noch die Steuern der Stadt Wojnicz (S. 38.) vom Könige erhalten hatte?

Wir finden die Erklärung in den Worten des citirten Briefes, „bom niechciał inaczéj starostwa wziąć. Gornicki sollte offenbar, als er Starost wurde, auf die früheren Einkünfte oder wenigstens auf einen grossen Theil derselben verzichten — unter solchen Bedingungen wollte er aber die Starostei nicht annehmen, und verzichtete nur auf einen kleinen Theil derselben. Einige ihm von Sigmuud August neben der Starostei zugestandene Gehälter bezog er auch noch nach seines Wohlthäters Tode. Erst Stephan Bathory setzte an ihre Stelle die vergrösserte Einnahme aus den Gütern von Tykocin — durch den Erlass vom 10. Juni 1578[1]).

Wenn wir seinen Brief an den Kanzler wörtlich nehmen dürfen, hatte er also wirklich grosse Einbusse erlitten und seine Klage erscheint nicht unberechtigt.

---

[1]) „Cum generosus Lucas Gorniczki, Capitaneus noster Tykoczinensis, capitaneatum Tykoczinensem ita hactenus obtinuerit, ut nullam aliam provisionem in capitaneatu Tykoczinensi haberet, nisi eam, quae illi a Divo Sigismundo Augusto antecessore nostro ex proventibus capitaneatus praedicti Tykoczinensis assignata fuerat, diaria scilicet pensiones annuas et reliqua ad sustentationem familiae essent, quae nunc multa in illo capitaneatu per revisores nostros ex conventione felicis coronationis nostrae in Podlachiam missos, ita immutata, ut iam amplius provisionem hanc habere, et ea, quae quotannis ad hoc usque tempus percipiebat, et de quibus eum thesaurus noster et nos in perpetuum quietavimus, percipere non possit . . . . .

Nur darf man daraus nicht schliessen, dass ihm die Starosteien von Tykocin und Wasiłkow gar so wenig eintrugen. Das kleine Wasilkow, das ursprünglich nicht mehr als $1^{1}/_{2}$ Tonne ergab[1]), kann um diese Zeit nicht mehr so steril gewesen sein, sonst könnte Gornicki nicht sagen, dieses Wasilkow rette ihn, wie wir in dem citirten Brief lesen. Wir haben aber nicht eine einzige bestimmte Nachricht über den Ertrag dieser Starostei.

Ueber Tykocin dagegen besitzen wir unzweifelhafte Angaben. Zunächst die Schätzung der Lustratoren aus dem Dezember 1576. Nach diesem Actenstück brachte die Starostei Tykocin in diesem Jahre 1088 Gulden 5 Gr. $12^{1}/_{4}$ Denare.[2]) Diese Angabe wird auch durch die schon erwähnte Quittung (S. 102) Stephan Bathory's bestätigt; denn da Gornicki für die zwei Jahre 1576. 1577 zusammen 1735 Gulden (11 Gr. 1 Den.), für jedes Jahr also 867 Gulden (20 Gr. $9^{1}/_{2}$ Den.) an die Königin ablieferte, so folgt nach der bekannten Eintheilung von 0,20 + 0,60 + 0,20%, dass die ganze Summe der von den Lustratoren angegebenen vollständig entspricht. Denn Anna bezog nicht bloss die 60%, welche dem Schatz zufielen, sondern auch die Quarta in der Höhe von 20%.

Wollte man in der von uns angegebenen Eintheilung, welche aus der Zeit Sigmund August's stammt, einen Widerspruch gegen Stephan's Worte „wedle rozporządzenia niegdyś Najjaśniejszego Henryka króla" finden, so entkräften wir diesen Vorwurf durch die genaue Uebereinstimmung unserer Rechnung mit allen überlieferten Angaben.

---

[1]) „tak mally folwark byll, izz telko poltory beccki s Folwarku Wasilkowskiego namierzono, gdy naprzod mnie to starostwo podawano — so lauten Gornicki's eigene Worte in einem Actenstücke vom 1. November 1602 (Bibl. W. 1843. III 86.)

[2]) S. oben S. 91. Wejnert (Bibl. W. 1875 I. 430.) giebt die Summe von 2696 Gulden 29 Groschen an. Wir müssen jedoch unsre Acte für glaubwürdiger halten.

Wir beziehen diese Worte Bathory's darauf, dass nach Henri von Valois' Bestimmung der Königin der Antheil des Schatzes und die Quarta abgeliefert werden sollte, was übrigens auch durch Stephan's Erlass vom 10. Juni 1578 bestätigt wird.[1])

Nach dieser Rechnung waren Gornicki in diesen Jahren 217 Gulden geblieben.

Die Schätzung aus dem Jahre 1580[2]) beziffert den Werth der Güter der Starostei Tykocin auf 2263 Gulden 12 Groschen. Inzwischen hatte sich aber der Modus der Besoldung des Starosten verändert, denn Gornicki's Einkünfte regelten sich jetzt nach dem für die Starosten günstigerem Verhältniss, welches die Ordination Heinrich's eingeführt hatte. Ihm kamen nun statt der 20% — 30 Gulden von 100, im vorliegenden Falle von der Gesammteinnahme von 2263 Gulden — 452,6 Gulden.

So blieben höchstwahrscheinlich Gornicki's Einkünfte bis zu Anna's Tode im Jahre 1596.

Am 27. Februar 1597 übertrug ihm Sigmund III. endlich die gesammten Einkünfte der Starostei Tykocin, fast bedingungslos.

Quod cum generosus Lucas Gorniczki Tykocinensis et Wasilnicensis noster capitaneus — schreibt der König — omnes vitae suae rationes ad ornamentum reipublicae nostrae et ad gloriam laudemque optimi civis conferat, et ita optime de nobis deque praedecessoribus nostris, optime de nostra republica, optime de aliis omnibus tam publice quam privatim meritus sit, faciendum nobis putavimus, ut huiusmodi ipsius virtutes aliquo luculento munificentiae nostrae regiae argumento prosequeremur et insigniremus. Proinde omnes et singulos proventus ex capitaneatu suprascripto Tykoci-

---

[1]) „Assignamus illi, damus et largimur praesentibus litteris nostris eos fructus, quos secundum Ordinationem Serenissimi Henrici Regis, Capitanei, ubi nulla est iurisdictio publicorum iudiciorum, percipere debent."

[2]) Paw. Źródła IX. B. 267.

nensi, quem praenominatus generosus Lucas Gorniczki, capitaneus Tykocinensis, a serenissimis praedecessoribus nostris sibi collatum iure advitalitatis hucusque obtinet et possidet, nobis et thesauro nostro debitos et reservatos, ei ipsi generoso Lucae Gorniczki, capitaneo nostro Tykociniensi, damus, conferimus et condonamus praesentibus nostris literis ad extrema vitae suae tempora, ita tamen, ut nihilominus pro aedificiis et restauratione arcis illius Tykocinensis ducentos florenos polonicales, quinquaginta vero itidem florenos polonicales armamentarii seu tormentorum bellicorum in eadem arce Tykocinensi curatori, et ad extremum pensionem annuam monasterio ordinis fratrum minorum sancti Francisci de observantia regulari in oppido Tykocinensi consistenti, iuxta ordinationem serenissimi olim Sigismundi Augusti regis, avunculi nostri desideratissimi, annis singulis solvere et pendere sit astrictus, reliquos vero omnes et singulos proventus pro se tollat et pro beneplacitis suis usibus conferat. Neque praeterea ex eisdem proventibus nobis, vel thesauro nostro, vel alteri cuipiam quicquam, quod vixerit, dare et pendere debeat aut teneatur. Promittimus itaque verbo nostro regio pro nobis et serenissimis successoribus nostris, quod quandiu praenominatus generosus Lucas Gorniczki, capitaneus noster Tykocinensis, vixerit, eundem circa huiusmodi nostram concessionem relinquemus et conservabimus, serenissimique successores nostri relicturi et conservaturi sunt, salvis iuribus nostris regalibus reipublicae et ecclesiae catolicae ibidem per omnia manentibus. —

Diese grosse Gnade des Königs, welche ihn auf einmal zu einem reichen Manne machte, verdankte Gornicki vielleicht wirklich der Fürsprache Zamojski's, und also mittelbar jenem Schreiben an seinen hohen Gönner.

Der Umschwung in den Vermögens-Verhältnissen Gornicki's spiegelt sich auch in seinen Lebensverhältnissen wieder.

Während seine kurz nach des Vaters Tode verheirathete Tochter Sophie eine ansehnliche Erbschaft in die Ehe mitbringt, erhält ihre älteste Schwester eine verhältniss-

mässig bescheidene Mitgabe. Sie heirathet im Jahre 1594 den Nicolaus Strembosz, Sohn des Ambrosius Strembosz, Besitzer von Wola Domajowska im Distrikt Opoczno, und der Vater giebt dem Schwiegersohn 1500 Gulden.[1]) Zu ihrer Hochzeit war auch Mikołaj Krysztof Radziwiłł geladen; er liess sich jedoch, weil er krank war, durch seinen Untergebenen, Herrn Klukowski, vertreten und der Braut ein schönes Angebinde überreichen. Gornicki dankt ihm in einem Briefe vom 30. Mai 1594 in überschwänglichen Worten für das Geschenk sowohl, wie für die erwiesene Ehre.[2])

Kurz darauf scheint Gornicki dem Fürsten Radziwiłł einen Krankenbesuch gemacht zu haben.[3]) Nach Hause zurückgekehrt, wendet er sich (am 17. Oktober) an ihn mit der Bitte, von den Gütern seiner (Radziwiłł's) Frau mehrere, oder wenigstens eines, seinem Schwiegersohn Strzeboss in Pacht zu geben. „Die Fürstin wird in ihm einen wohlgesinnten und guten Diener haben, dafür bürge ich.“

Gornicki war ein fürsorglicher Vater. Kaum hatte er die erste Tochter ausgestattet und ihren Gatten, seinem einflussreichen Protector, empfohlen, so macht er auch schon einer zweiten Tochter Hochzeit. Sie heirathet einen Podlodowski, einen Schwestersohn des Starosten Latowicki, einen in religiöser Beziehung schwankenden Menschen. Er ist — nach Gornicki's eigenen Worten[4]) — im Herzen gut katholisch, bleibt aber äusserlich dem Protestantismus treu aus Rücksicht gegen die Mutter, welche ihm ihr Vermögen abgetreten hat, und gegen den Onkel.

---

[1]) S. Herbarz Ignacego Milewskiego w Krakowie 1870. S. 131 und Bibl. W. 1862. II. 107.

[2]) Maciejowski Dodatek 101.

[3]) Ich lese das aus den Anfangsworten des Briefes an Radz. vom 17. Oktober 1594 (Mac. Dod. 163) heraus; „Przyiechawszy do domu zastallęm tu nieco listów i nowin, acc niepociessnych, ale nieco inakssych nizzli one bylly, które W. Ks. M. poslląno.“

[4]) Brief an Radziwiłł vom 27. Januar 1595. (Mac. Dod. 165.)

Die Trauung vollzog ein katholischer Priester nach katholischem Ritus. Gornicki hofft, sein Schwiegersohn würde bald öffentlich zum Katholicismus übertreten.

Wir übergehen einige Ereignisse von geringer Bedeutung an dieser Stelle, weil wir unten darauf zurückzukommen genöthigt sein werden; es sind das Klagen, welche gegen den Starosten von Tykocin beim Landgericht zu Suraż anhängig gemacht wurden, und die ihre Erledigung erst kurz vor dem Tode Gornicki's fanden.

Wir wissen ja, aus dem oben (S. 177) citirten Briefe, dass er oft in Prozesse verwickelt war und wir können selbst aus den geringen Nachrichten, die uns zu Gebote stehen, die Richtigkeit dieser Angabe bestätigen. In den erwähnten Fällen vor dem Landgericht zu Suraż, welche in das Jahr 1596 und 1597 fallen, ist er der Beklagte, in anderen tritt er als Kläger auf.

So klagt er um diese Zeit (1596) gegen Stanisław Załęski, den Podstarosten von Kamieniec, weil er unberechtigterweise von den Bauern der Dörfer Leśniki und Sawino Maut auf dem Bug bei der Stadt Kamieniec verlangt und sie sogar gemisshandelt habe. Es ist eine unangenehm auffallende Erscheinung, dass die Nachrichten, welche uns über die letzten Lebensjahre Gornicki's vorliegen, fast nur Prozessebetreffen, welche gegen ihn geführt wurden, oder die er gegen andere führte.

Von dem Zeitpunkte an, wo er durch die Gnade Sigmund III. die uneingeschränkte Nutzniessung der Starostei erhalten hatte — am 27. Februar 1597 (s. S. 182) — begegnet er uns fast immer nur als Kläger oder Beklagter.

Im Jahre 1599, als Gornicki im Sendomir'schen war, versagte die Frau des Forstmeisters von Tykocin (leśniczyni) die Lieferung von Holz zum Ausbau des königlichen Schlosses und der Vorwerke. Bisher hatte Frau Katarzyna Pilchowska pünktlich ihre Pflicht gethan, jetzt benutzte sie die Abwesenheit des Herrn, um sich derselben zu entziehen. Die Diener des Starosten wandten sich an den Hof. Die Forstmeisterin erhielt nun aus der

königlichen Kanzlei den Befehl, das Holz zu geben. „Sie erlaubte aber nur drei Fuhren mit je einem Pferde zu nehmen, als die Wege schlecht wurden (also offenbar als der Schnee aufthaute), mehr erlaubte sie nicht, und verbot darnach zu kommen. Indessen kam der Herr Starost zurück und wandte sich wieder an den König; aber ehe die Antwort kam, waren die Wege unfahrbar und man konnte zu Wasser (przez rzekę) nicht mehr in die Wälder gelangen." Aus diesen Gründen wurden die Bauarbeiten auf dem Vorwerk vernachlässigt. Darum klagte am Montag, den 29. März,[1]) Mikołaj Waszkiewicz im Namen des Starosten Łukasz Gornicki gegen die unbotmässige Forstmeisterin.

Der greise Gornicki war also im Jahre 1599 noch einmal auf seiner Besitzung.

Er muss ein sehr rüstiger Greis gewesen sein, denn noch im fünfundsiebzigsten Lebensjahre ist er als Krieger und Richter thätig.

Sigmund des III. katholische Propaganda und seine Sorglosigkeit hatten die Pläne Karl's von Südermannland sehr gefördert.

Auf dem Reichstage von Abroga (1597) hatte er dem König von Polen den schwedischen Thron abgesprochen, auf dem Schlachtfelde war er der stärkere geblieben und erst nach der Einverleibung Esthland's (1600) und der Ausrüstung grösserer Heeresmassen unter Führung Radziwiłł's, Chodkiewicz's und Zamojski's fing der Krieg an, eine bessere Wendung für Sigmund zu nehmen.

Die Grenzstarosteien konnten von der Kriegsfurie nicht unberührt bleiben.

Der alte Gornicki musste, wie ehedem in den preussischen Unruhen, für die Zustellung von Kanonen nach Liefland sorgen, und versäumte so manches in dem schwer mitgenommenen Tykocin. Hier hausten die Kosaken in fürchterlicher Weise. „Drei Rottenführer (rotmistrze) mit

---

[1]) 1599 anno Visnae in Castro feria 2. post Dominicam Judica quadragesimalem.

je 200 Mann, welche jetzt acht Wochen hier liegen — schreibt Gornicki am 28. Oktober 1601 an Radziwiłł — haben Tykocin und Wasilkow so ausgeleert, dass die Bewohner elend und nackt fortgezogen sind, um wo anders Unterkommen zu suchen.“ Während ihn die Kriegsereignisse beschäftigten, hatte der Pfarrer des armseligen Kirchleins von Wasilkow Gabryel Grzymała sich an den König mit der Bitte gewandt, sein Einkommen zu erhöhen. Die Kirche habe gar keinen Fundus, er selbst kaum 15 Joch Ackers, welche ihm noch Sigmund August verliehen, schlechten Boden, von dem heute sogar ein Theil unter Wasser stehe. So könne er nicht gebührend für die Kirche sorgen, da er selbst kaum zu leben habe. Der König — bat er — möchte ihm einen Zehnten gewähren.

Sigmund schrieb darauf von Grodno aus am 7. Juli 1601 an Gornicki. Dieser war aber von den Kriegsgeschäften so in Anspruch genommen, dass er nicht nach Wasilkow fahren konnte, und die Sache des armen Pfarrers ruhte bis zum 1. November 1602.

An diesem Tage begab sich der Starost nach Wasilkow und berief alle Bürger des Städtchens. Sie brachten ihre Beschwerden gegen den Pfarrer vor. Er beanspruchte den Platz, welchen früher die Kirche eingenommen. Dazu habe er aber kein Recht. Denn die Bürger hätten auf ihre Kosten viele Plätze gekauft und die Kirche, wie die Wohnung für den Pfarrer, bauen lassen.

Um beiden Theilen gerecht zu werden, bestimmte Gornicki — mit der Bemerkung, dass der Pfarrer nicht 15 sondern 16 Joch Landes habe, dass nur ein sehr unbedeutender Theil vom Wasser berührt werde und dieser ohnehin kein Ackerboden sei — folgendes: Der Pfarrer habe kein Anrecht an den ehedem von der alten Kirche eingenommenen Raum; die Bürger aber sollen ihm jährlich aus der städtischen Kasse am Tage der heil. Lucia, von diesem Jahre 1602 an, vier Gulden zahlen ausser der Weihnachtsgabe, d. h. einen litthauischen Groschen pro Haus. Da das Vorwerk Wasilkow sehr klein ist, der Zehnte also davon

nicht gegeben werden kann, so werde er, der Starost, und alle seine Nachfolger dem Pfarrer Grzymała an jedem St. Martinstage fünf Gulden zahlen. Diese Bestimmung unterbreitete er dem Könige.

Eine ganz ähnliche Streitsache hatte Gornicki mit dem Guardian des Bernhardiner-Ordens auszukämpfen. Dieser hatte den König gebeten, das Kloster von der Abgabe eines Maasses Getreide zu befreien, welches die königliche Mühle für das Getreidemahlen von dem Kloster, wie von jedem anderen, beanspruche. In Folge dieser Bitte des Guardians Erasmus, schreibt Sigmund III. an seinen Starosten, er möchte fürderhin die Bernhardiner von der Steuer befreien. Was antwortet Gornicki? „A czo sie tycze wolnego mielczia w młyniech JKM. w tym mnie nieslusznie ten X. Gardian nieboszczik do króla J Mości odniósł, bo iakom starostą jest, będzie rychło 32 leczie, żadnéj miarki nigdy od nich nie wzięto.“ So schreibt er am 28. Juni 1602. Die Bitte an den König sollte — wie Gloger wohl mit Recht vermuthet — gewiss nur den Zweck haben, das so lange stillschweigend in Anspruch genommene Privileg nunmehr schriftlich zu erlangen.

In den erwähnten Fällen erscheint Gornicki als ein vorsorglicher, gerechter Starost, oder zum mindesten als ein Beamter und Mensch, der sich keine Uebergriffe erlaubt, keineswegs aber als ein Gesetz und Recht missachtender Bürger. Eine Anzahl von Prozessen, welche vor dem höchsten Gericht im Jahre 1603 zur Verhandlung kamen, wirft dagegen einen dunkeln Schatten auf diesen Mann, den Gelehrsamkeit, höfische Bildung, Amt und Alter gleicherweise vor Ausschreitungen hätten bewahren müssen. Ein halbes Jahr vor seinem Tode sollte sich der sechsundsiebzigjährige Greis in Krakau vor dem Reichstage in fünf verschiedenen Prozessen verantworten.

Die Klagen, welche am 5. Februar 1603 zur Verhandlung kamen, sind zum Theil sehr schwerer Art.

Wir lassen sie hier ihrem Hauptinhalte nach folgen, wie wir sie im Krakauer Archiv gefunden haben.

Sebastian, Sohn des verstorbenen Seraphinus von Hermany, beschuldigt Gornicki, dass er Hermany überfallen und verwüstet und ihn selbst (den Kläger) verwundet habe. Die Sache war bereits in Lublin vor dem Tribunal verhandelt, aber an das Urtheil des Königs verwiesen worden. Derselbe Sebastian hatte in Gemeinschaft mit den anderen Besitzern von Hermany unsern Łukasz Gornicki schon am 21. Oktober 1596 vor das Landgericht von Suraż citirt, weil er Knechte und Bürger von Tykocin nach Hermany geschickt, welche daselbst die Wiesen niedertraten und Heu mitnahmen. Von Suraż ging die Sache nach Krakau. Da auch der Kläger nicht erschienen war, wurde der abwesende Beklagte in beiden Fällen freigesprochen.

Auch in einem zweiten Falle wurde er wegen des Nichterscheinens des Klägers befreit. Jakob, Sohn des Johann Kapica de Kapice, hatte Gornicki schon am 15. April 1597 vor das Landgericht von Suraż citirt, weil er mit den Bauern von Jeżewo nicht Gericht gehalten hatte. Von Suraż war die Sachean das Tribunal zu Lublin gewiesen worden und von diesem wiederum an die höchste Instanz.

Es klagten ferner vier Söhne des Albert Sierzputowski, Besitzer von Białobrzegi, gegen Gornicki, weil er seinen Vicecapitaneus Matthias Komorowski am 27. Mai dieses Jahres (offenbar 1602) nach Bialobrzegi geschickt und daselbst Vieh habe fortführen lassen, das er nachher nicht an den königlichen Forst abgeliefert. Gornicki wurde in contumaciam verurtheilt.

Die schwerste Klage erhoben jedoch die vier Söhne des Jan Żędziański auf Zędziany unter Assistenz ihres Oheims und Vormundes Stanisław Żędziański.

Gornicki soll ihren Vater verwundet haben und dieser in Folge der Verwundungen gestorben sein. Der König hörte die Controversen beider Parteien an und — verschob die Entscheidung bis auf den nächsten Reichstag.

Ob er geahnt haben mag, dass sein greiser Starost diesen nicht mehr erleben werde? —

Am 22. Juli 1603 starb Łukasz Gornicki. Seine Leiche wurde in der Familiengruft beigesetzt, welche sich in der ehemaligen massiven Bernhardinerkirche befand, derselben, welche im Jahre 1572 von dem Orden geräumt wurde. (Dz. 136.)

Hier „unter dem Altar des gekreuzigten Christi" ruhte er mit Weib und Kindern.

Die beiden Söhne, Johann und Lucas, setzten ihm ein Denkmal, dessen Inschrift lautet:

Lucae Gornicki Tykocinensi et Vasilkoviensi Capitaneo Quatuor Regum Poloniae, Sigismundi Augusti, Henrici Valesij, Stephani Battorei, Sigismundi III. Secretario, Magno in Aula et Republica Viro, Parvum hoc Monumentum Joannes et Lucas Filij: Patri. Ipse animo, ingenio, scriptis, moribus magis sibi aeternumque in memoria hominum reliquit. Obiit Anno Domini 1603. Die 22 mensis Julij, Aetatis suae Anno 76 to.[1])

Gornicki hinterliess ein grosses Vermögen. Er hatte Besitzungen bei Brańsk,[2]) in der Gegend von Sendomirz (s. S. 174) und einen bedeutenden Baarvorrath, Kostbarkeiten in Gold und Silber.[3])

Nicht alle Kinder hatten den sechsundsiebzigjährigen Vater überlebt.

Von den drei Söhnen, welche die Inschrift auf dem Grabe seiner Frau erwähnt, sind uns nur die beiden bekannt, welche die Herausgabe seiner nachgelassenen Werke besorgt haben. Von dem dritten wissen wir nicht einmal den Namen und nehmen daher an, dass er in jungen Jahren verstorben.

Jan scheint der ältere gewesen zu sein, denn wo die Namen zusammen vorkommen, wird er stets vor Lukasz

[1]) Siehe Bibl. Warsz. 1875, III. 143. 1877, I. 490.

[2]) Die Tochter Sophie (s. unten) erhält von den Brüdern Johann und Lukasz eine Summe in Baarem als Entgelt für den Verzicht auf die Güter bei Brańsk (Bibl. W. 1862, II., 107). In Aktenstücken wird er wiederholt als „de Czeladki Tokowisko heres" bezeichnet (s. Czarnik Anhang).

[3]) S. 192. Anm. 2.

genannt.[1]) Dagegen war Lukasz der geistig bedeutendere. Er war 1585 geboren,[2]) stand in Sigmund des III Diensten, wurde Canonicus von Wilna und Decan von Ermland und starb hochgeachtet als Probst und Präses des Domcapitels am 15. Juli 1666, also genau ein Jahr nach der Herausgabe der „Droga“. Er war auch schriftstellerisch thätig, wenn auch nur als Uebersetzer. Im Jahre 1628 erschien seine Uebersetzung von Barclay's Paraenesis.[2])

Dass er auch in geistiger Beziehung ein Sohn des Starosten von Tykocin war, zeigt die Bemerkung „dass er diese Arbeit unternommen (że pracę tę podjął) dla ludzi, którzy albo nic, albo mało znają się z łacińskiem górnym językiem, w jakim to dzieło napisano.“ (Mac. III. 130.)

Auch über die Töchter Gornicki's sind uns nur fragmentarische Nachrichten überkommen.

Will man als Regel gelten lassen, dass die älteste Tochter zuerst heirathet, eine Regel, die ja im Allgemeinen wenig Ausnahmen hat, so war Anna, die Gattin des Mikołaj Strembosz, die älteste. Sie heirathete im Jahre 1594 (s. oben S. 184.); ob sie den Vater überlebte, wissen wir nicht.

Die kurz nach Anna an einen Podlodowski verheirathete — also wohl die zweitälteste Tochter Gornicki's — wird nur in dem oben (S. 184.) citirten Briefe und dort ohne Name erwähnt. Wir können also nicht sagen, ob sie den Tod des Vaters, ob er den ihrigen beweint hat.

Von Katharina, der Gattin des Piotr Grajewski, des subjudex von Bielsk, erzählt ein erhaltenes Schrift-

[1]) S. die Vorrede zur „Rozmowa“ und das eben citirte Grabmonument Lukasz's des Vaters. Jan wird auch noch erwähnt bei der Austattung der Schwester Sophie, ebenfalls vor seinem Bruder Lukasz (Bibl. Warsz 1862 II. 107).

[2]) S. Vorrede zur Droga. Er sagt selbst von sich am 18. Juli 1650, er werde schon 65 Jahre alt.

[3]) Jana Barklajussza Paraenesis tojest napominania nowowiernych ksiąg dwoje. Przez X Lukasza Gornickiego, Kanonika Wileńskiego, Warmieńskiego, Proboszcza Xięzkiego, Sekret. J. K. M. w Krakowie 1628 (s. Jocher II. 216).

stück, dass sie im Jahre 1619 ihren Gemahl verlor.[1]) Ob sie vor oder nach 1603 geheirathet hat, lässt sich aus keiner Notiz erschliessen. Wüssten wir das Jahr ihrer Vermählung, so gäbe uns dies einen Anhalt, zu bestimmen, ob Katharina oder Sophie die jüngere war.

Sophie vermählte sich 6 Wochen nach des Vaters Tode. Sie heirathete Maximilian Mężeński auf Mężenin und Rutki, einen sehr reichen Besitzer, dem sie ihrerseits die für jene Zeit grosse Mitgift von 6400 Gulden in die Ehe brachte.[2]) Ueber die fünfte Tochter — als die Mutter starb, lebten fünf Töchter — erfahren wir nichts. Auch sie mag als Kind gestorben sein.

Der Versuch, die Kinder des Starosten von Tykocin nach ihrem Alter zu ordnen, würde nach dem Gesagten ein vergeblicher sein. Nur das Geburtsjahr des einen ist uns bekannt, der vom Vater den Namen nnd die schriftstellerische Thätigkeit erbte.

Gornicki's Haus lebt noch heute in Podlachien und Masovien fort.[3])

---

[1]) S. Herbarz Ignacego Kapicy Milewskiego. W Krakowie 1870 S. 131.

[2]) Die Notiz — welche Przeździecki (Bibl. W. 1562. II. 107.) mittheilt — ist aus vielen Gründen interessant. Unter dem Datum: Zambrovia in Curia Regia feria 6 ante festum Exaltationis S. Crucis heisst es: Dotalitii per S. Maximilianum Mężeński, filium Mci olim Martini Mężenski Castellani Visnensis, in Mężenino, Rutki heredis, Generosae Sophia Gornicka, filiae olim G. Lucae Gornicki, Capitanei Tykocinensis et Vasilkoviensis et Secretarii S. R. M. ratione dotis post easdem G. Sophiam Gornicka sororem germanam praefatorum Gornickich, consortem vero suam, in parata pecunia, auro, argento, clenodiis receptam etc. — Aus dieser Notiz geht hervor, dass Gornicki ein grosses Vermögen hinterlassen, dass er Gold, Silber und Kostbarkeiten gesammelt hatte, und dass er seinei ältesten Tochter Anna eine verhältnissmässig geringe Mitgift (1500 Gulden) gab. (Bibl. W. 1862. II. 107).

[3]) Die Anmerkung Gloger's (Bibl. W. 1875. III 144.) „Gornicki wydawszy trzy córki za szlachtę z Podlasia i sąsiedniego Mazowsza (p. Tyszkę, Grajewskiego i Mężyńskiego) posiada dziś w tamtych stronach nader licznych potomków po kądzieli," enthält einen Irrthum. Tyszka war [nicht der Gatte von Gornicki's Tochter, sondern von seiner Schwester Anna. (S. oben S. 16.)

VI. Kleine Schriften.

1. Der orthographische Tractat.

In das arbeitsvolle und fruchtreiche Jahrzehnt von 1587—1597 fällt auch Gornicki's Beschäftigung mit der Orthographie. Das Bestreben, eine allgemeingültige Rechtschreibung für die polnische Sprache zu schaffen, erfüllte alle hervorragenden Geister der Nation seit langer Zeit. Das Bedürfniss war im sechszehnten Jahrhundert ein um so grösseres, als man auch in der Kanzlei des Königs sich der Volkssprache zu bedienen begonnen hatte, und der Aufschwung des Schriftthums durch die Einführung des Buchdruckes und die Zunahme polnischer Literaturwerke die Gleichmässigkeit der Schreibung gebieterisch erheischte.

Am ernstesten nahm sich der brennenden Frage der Orthographie ein Mann an, der sowohl in der Eigenschaft eines königlichen Sekretärs, wie in der des Druckers und Verlegers den Mangel der einheitlichen Schreibung seiner Muttersprache empfunden hatte, Jan Januszowski. Er war es auch, welcher die Mitarbeiterschaft des Starosten von Tykocin an der Lösung dieser Aufgabe veranlasste.

Bei seinem Aufenthalte in Krakau, gegen Ende des Jahres 1593 wurde Gornicki von dem gelehrten Drucker aufgefordert, ihm seine Ansichten über die Orthographie der polnischen Sprache schriftlich mitzutheilen. Schon Janu-

szowski's Vater, Łazarz Andrysowicz, hatte sich ernst mit der Frage einer Regelung der Rechtschreibung beschäftigt. Er hatte sich damals, soviel bekannt, an Orzechowski gewendet und von diesem auch Rath erhalten. Ob er auch bei anderen Autoritäten angefragt, wissen wir nicht. Sein Sohn und Erbe nahm die Bemühungen des Vaters wieder auf. Im Jahre 1584, dem Todesjahre Kochanowski's, conferirte er noch mit diesem über die wichtige Frage der Orthographie und erhielt nach dem Hinscheiden des Dichters von Johann Zamojski, den er darum anging, ein von Kochanowski zusammengestelltes System der polnischen Rechtschreibung, von seiner (Kochanowski's) eigenen Hand niedergeschrieben. Zamojski beschäftigte die orthographische Frage offenbar wegen der Hochschule, die er 1595 in Zamość eröffnete, und wo er auch einen Lehrer der Orthographie anstellte.

Gornicki stand mit Januszowski in Geschäftsverbindung. Seine beiden Seneca-Uebertragungen waren bei ihm erschienen. Es lag nahe, dass sie über die Unterschiede ihrer Orthographie sprachen; denn Januszowski muss die Rechtschreibung in Gornicki's Manuscripten schon aufgefallen sein, und Gornicki versprach seinem Verleger denn auch, so bald er nach Hause gekommen sein würde, ihm seine Ansichten, systematisch niedergeschrieben, einzusenden. Er hielt Wort. Am 13. Februar 1594 schrieb er ihm einen ausführlichen Brief, dem er seine Orthographie beifügte. In diesem Briefe hiess es, man könne mit dieser Orthographie nicht nur das Polnische, nicht nur die slavischen Sprachen, sondern alle Sprachen der Welt schreiben. Um dies zu erhärten, schickte er später die drei ersten Psalmen, in slavischer Form und in seiner Orthographie geschrieben, an Jan Januszowski und bemerkte „wenn der Rusine oder Slowake sie lesen hörte, würde er darauf schwören, sie seien mit slavischen Buchstaben geschrieben.“ Er hoffte auch, der Kanzler — es ist natürlich Zamojski gemeint — würde Januszowski unterstützen und versprach, wenn nöthig, sich persönlich zu verwenden.

Wie sah nun dieses System der Orthographie aus und wie verhielt es sich zu den bisher aufgestellten?

Der älteste orthographische Tractat fällt in das Jahr 1440. Sein Verfasser ist Jakob Parkosz z Żorawicy.[1]) Er war zwar durch die Orthographie des Johannes Huss angeregt worden, und hatte dem böhmischen Reformator auch den Grundgedanken abgelernt, „periculosum est fieri per plura quod aeque bene potest fieri per pauciora“; allein in den Geist der klaren einfachen Huss'schen Methode war er nicht eingedrungen.

Huss geht davon aus, dass die hergebrachten lateinischen Zeichen ganz nach ihrer bisherigen Verwendung für die Laute des slavischen Idioms zu gebrauchen seien, und dass diejenigen böhmischen Laute, welche durch die 25 Buchstaben des Alphabets nicht wiedergegeben werden können, mit Zuhilfenahme diacritischer Zeichen (virgula und punctus) gebildet werden müssten.

Eine einfachere Methode für die Schreibung slavischer Laute durch das dem ganzen Europa eigneude lateinische Alphabet ist auch bisher noch nicht gefunden worden.

Parkosz geht wie Huss von dem Princip aus, jeden Laut seiner Muttersprache durch ein Zeichen wiederzugeben. Da er aber — wer mag sagen, aus welchem Grunde — das System der diactritischen Zeichen fallen liess, war er genöthigt, die Zahl der Buchstaben fast um das Doppelte zu vermehren, zur Gemination der Vocale zu greifen, vielfach die alte unklare Schreibart fortbestehen und einzelne Schwierigkeiten gänzlich ungelöst zu lassen. Er unterschied a. e. etc. von aa, ee — er gab dem weichen b', p', w' etc. besondere Formen zur Unterscheidung von b, p, w etc. — er brauchte g als g und j — ja er vermied nicht einmal die Doppelbuchstaben cz, dz, ssz, zz, für welche Huss die einfachen ć, ś, ź gefunden hatte.

Die Mängel der Parkosz'schen Orthographie wurden früh wahrgenommen.

---

[1]) Herausgegeben von J. S. Bandtke. Posen 1830.

Stanisław Zaborowski aus Krakau veröffentlichte im Jahre 1518 ein System der polnischen Orthographie[1]), welches offenbar auf die Böhmen zurückgreifend — es heisst immer Bohemi, nie Huss — die Abweichungen des Parkosz als verfehlte blossstellen sollte. Zwar wird auch Parkosz nie mit Namen genannt, aber die genaue Uebereinstimmung der Beispiele und der häufig wörtlich gleichlautende Text weisen darauf hin, dass Zaborowski sich auf die Orthographie Parkosz's bezieht. Mit äusserster Strenge führt er den Grundsatz durch, jeden Laut der polnischen Sprache durch ein einfaches lateinisches Zeichen wiederzugeben, und aus der Beschränkung auf diese 25 Buchstaben ergiebt sich nothwendig die Wiederaufnahme der diacritischen Zeichen der „Böhmen".

Auch er kennt lange und kurze Vocale, also e und ē, o und ō; er unterscheidet i molle von y durum, er trennt ę von ą, legt aber den Zeichen für beide Laute das a unter, er kennt ausserdem ein gutturales End-a, ein langes und ein kurzes a.

Seine Consonanteneintheilung ist eine höchst rationelle; sie gleicht vollkommen der heut von allen Slavisten angewandten Methode.

Abgesehen von der Form der diacritischen Zeichen, welche ja den leitenden Gedanken des Systems nicht berührt, bedienen wir uns heute in Transscriptionen altslovenischer, russischer u. s. w. Texte fast ausnahmslos der von Zaborowski im Anschluss an Huss vorgeschlagenen Bezeichnungen.

Er unterscheidet ein für allemal c von k, g von j, l von ł (ihm gilt im Gegensatz zu Parkosz ł für das specifisch-slavische), w von v (hier ist er allerdings etwas unklar und ungenau) und stellt den Satz auf, die polnischen weichen Laute seien von den lateinischen durch ·· zu unterscheiden, also

---

[1]) Orthographia seu modus recte scribendi et legendi Polonicum idioma quam utilissimus. Die alte Ausgabe aus dem Jahre 1518 ist 1882 in Krakau in facsimilirter Vervielfältigung erschienen.

m — m̈, n — n̈, die harten durch ‿, also c, ċ (ć), c̈ = heutigem c, cz, ć — s, ṡ (ś), s̈ = heutigem s, sz, ś — z, ż, z̈ = heutigem z, ź, ż — r, ṙ = r, rz. Für d und die abgeleiteten findet er d, d', d¨ passend. Das erste d hat den lateinischen Laut, das zweite ist durum und gleicht d „addita z litera (bądz, chodz)“, das dritte ist molle und erhält daher das Zeichen aller weichen Laute, den Doppelpunkt.

Die Achillesferse seiner Orthographie war das auch von Huss beibehaltene Doppelzeichen ch. —

Mit der Annahme des Zborowski'schen Systems, das ja gerade in dem Zeitpunkt erschien, in welchem der Druck polnischer Bücher begann, wäre nicht nur eine einheitliche, sondern auch eine rationelle Rechtschreibung gewonnen worden. Allein Schriftsteller und Drucker liessen es unbeachtet; sie schrieben und druckten ein jeder wie er wollte. Auch nicht einer machte den Versuch, sich eine Orthographie zurechtzulegen, welche auf einem bestimmten Princip beruhte.

Doppelzeichen und einfache Buchstaben mit Strichen und Punkten wurden bunt untereinander geworfen; man entschuldigte sich wohl mit der Schwierigkeit der Sache, kam aber nicht auf den Gedanken, die angewandte Orthographie einigermassen zu begründen.

Nur einer von den vielen Druckereibesitzern hielt es für nothwendig, seiner Orthographie, die eben so systemlos war, wie die der andern, eine Art Erklärung beizufügen.

Es war der Königsberger Protestant Jan Seklucyjan. Seiner Uebersetzung der vier Evangelisten (1551) hängte er einen ganz kurzen Abriss der Orthographie an „nicht als ob in diesem Druck nicht viele Abweichungen von derselben wären, sondern damit der Leser wisse, woran man sich gewöhnlich gehalten hat, und woran ich später mich zu halten die Absicht habe.“ [1]) Auch seine Orthographie (Ortografiia

[1]) Nach Kucharski's Ausgabe in seiner Uebersetzung des Zaborowski'schen Traktats (Warschau 1825) citirt in Wisłocki's Programmarbeit: Nauka języka polskiego w szkołach polskich przed Kopczyńskim. Lwów 1868.

t. j. nauka pisaniá i czytaniá ięzyka polskiego, ile Polakowi potrzebá, niewielem słów dostatecznie wypisaná) ist ein Gemisch von punktirten oder gestrichenen einfachen Zeichen und willkürlichen, zum Theil neu gebildeten Doppellauten.

In diese Verwirrung wollte Januszowski Klarheit hineinbringen, und die Berathung mit den grossen Schriftstellern seines Vaterlandes erschien ihm als der erste nothwendige Schritt zur Besserung.

Uns soll an dieser Stelle nur der von Gornicki verfasste Abschnitt des „Nowy Karakter" beschäftigen; die Beurtheilung der Kochanowski'schen Systeme — Systeme, denn wir kennen in der That drei verschiedene — und des Januszowski'schen, das mit geringen Abweichungen bis heute gebraucht wird, gehört nicht hierher.

An die Spitze seiner Arbeit stellt Gornicki, wie Huss, das Alphabet — Obiecadło, und zwar in folgender Ordnung:[1]) A a á a b b̂ c ĉ cc d d̓ ȝ d̓ e e̯ ę f g ĝ h ch i k l ll m m̂ n n̂ o uo p p̂ q r r̜ s ŝ ſſ ſ̂ſ t v v w ŵ x y z ẑ zz und erklärt, das Zeichen ^ sei kein Buchstabe; es gebe vielmehr jedem Buchstaben einen i-Laut. Wir würden sagen, es ist ein Weichungszeichen. Und als ob er an die Zaborowski'sche Orthographie gedacht hätte, setzt er hinzu, dies ^ sei besser als Punkte, da es augenfälliger (znáccnieissy) ist und die Punkte anderen Zwecken dienen.

Er erklärt nun an Beispielen, was die Zeichen des Alphabets bedeuten.

Aus den Beispielen geht hervor, dass er ą und ę so unterschieden wünscht, wie wir sie auch heute unterscheiden, dass er a von á, e von é (Gornicki bezeichnet es e̯), i von y, o von ó (Gornicki bezeichnet es seltsamerweise uo) genau so trennt, wie Zaborowski.

Y, schickt er voraus, ist immer vocalis, i kann auch consonans sein.

Ein Blick auf die Consonanten-Zeichen ergiebt die allgemeine Regel; die weichen werden durch ^, die harten durch

[1]) Die treue Wiedergabe der Zeichen siehe in meiner facsimilirten Ausgabe des „Nowy Karakter".

Verdoppelung wiedergegeben — in letzterem Falle also eine unnütze Belastung, da die diacritischen Zeichen doch nicht aus dem Alphabet verbannt werden.

Von dieser allgemeinen Regel jedoch giebt es auch Ausnahmen, und Gornicki erklärt sie zum Theil in seinem Appendix.

Der Consonant i in Worten wie buoi (bój się)-time, buoi (bój)-pugna muss von dem Vocal i unterschieden werden; das erreicht man, wenn man in den Fällen, wo i vocalis neben einem zweiten Vocal steht, Punkte darauf setzt (wie die Lateiner in aër). Diese Verwendung der Punkte war auch die Veranlassung zur Einführung des ⁚ als Weichungs-Zeichens.

Die vier d-Zeichen gelten: d für lateinisches d; d̉ für heutiges dź, Zaborowski'sches d̈; d̍ für heutiges dź, Zaborowski'sches d·; das vierte Zeichen (s. S. 198.) für dz. Wie Gornicki dazu kam, für dz, das doch jeder Pole sprechend als zwei Laute empfand, ein Zeichen zu biden, ist vielleicht so zu erklären dass ihm griechisches ζ vorgeschwebt habe; grammatische Erwägungen werden ihn wohl kaum geleitet haben. Entgegen Zaborowski's vernünftiger Scheidung verwendet er wieder g für g und j, und zwar erhält letzteres das Zeichen ġ.

Q und X sind zwar in dem Alphabet mit aufgezählt; Gornicki ist aber der Ansicht, dass man sie im Polnischen nicht gebrauchen sollte.

Das r̨ hat Gornicki „aussergewöhnlich" gebildet, damit man r + z von rz unterscheide.

ſſ gebrauche man, ebenso wie zz, ll u. s. w. an Stellen, wo diese beiden Laute zusammentreffen und von ss (heutigem sz) zz (heutigem ż) und ll (heutigem ł) durch die getrennte Aussprache unterschieden werden sollen. In einer Schlussbemerkung sagt Gornicki, es wäre ihm wohlbekannt, dass man bei der Anwendung eines Weichungszeichens das i nach Consonanten fortlassen könnte, (also d̉allo für diallo) aber er wolle nicht auf einmal eine so grosse Aenderung einführen; deshalb lasse er's beim Alten bewenden.

Gornicki hatte, wie aus Januszowski's Zusatz hervorgeht, noch andere Zeichen vorgeschlagen, die der Drucker wegen typographischer Schwierigkeiten nicht aufnahm — uns sind diese Zeichen unbekannt geblieben.

Die Orthographie, welcher wir in Gornicki's Briefen begegnen, entspricht vollkommen dem hier theoretisch entwickelten System (s. Ateneum).

Man kommt leicht zu dem Urtheil, dass Gornicki denselben Fehler beging, wie Parkosz, wie Seklucyjan, wie alle anderen Schriftsteller und Drucker, und — an dem noch heute das polnische Alphabet laborirt. Er ging, wie alle von den lateinischen Lautbezeichnungen aus, schwankte aber auch, wie alle, zwischen dem Gebrauche der Doppelbuchstaben und der diacritischen Zeichen hin und her. Das hinderte ihn, ein System aufzustellen, denn das erste Erforderniss eines Systems ist die Ableitung der Einzelerscheinungen von einer Grundlage.

Der Gedanke, dass er ein Alphabet für alle slavischen Sprachen gefunden habe, erscheint natürlich, und kaum der Betonung werth, wenn man sich einerseits erinnert, dass die polnische Sprache diejenige von ihnen ist, die den grössten Reichthum an Lautenbesitzt, und dass andrerseits Gornicki die Halblaute (Ь Ъ) übersehen zu haben scheint. Gornicki's Vorschläge fanden keinen Eingang in die Druckwerke des XVI Jahrkunderts; nicht einmal seine Schriften druckte die Januszowski'sche Officin in dieser Orthographie.

Nach dem Gesagten müssen wir sein orthographisches System als eine verfehlte Arbeit betrachten; immerhin aber giebt sie Kunde davon, wie ernst es Gornicki nahm mit der Hebung der polnischen Sprache und Literatur.

2. Daemon Socratis.

Ein höchst seltsames unter Gornicki's Schriften, wie überhaupt ein in der zeitgenössischen Litteratur einzig dastehendes Werkchen, ist das unter dem Titel: „Demon Socratis albo Rozmowa Złodzieja z Czartem," das zwei

Jahrzehnte nach des Verfassers Tode (1624) erschien.[1]) Schon der Titel bedarf einer Erklärung. Unter dem Daemon des Socrates hat man ja, wie allbekannt, einen Geist zu verstehen, der zum guten Handeln, zum weisen Leben anleitet. Czart hat aber nie eine andere Bedeutung gehabt, als die des bösen Geistes; diese Bedeutung hat es sonst wohl auch für Gornicki; nur in diesem Falle nicht. Er legt im Verlaufe des Gesprächs dem Diebe eine Frage in den Mund, die das unzweifelhaft erscheinen lässt. Der Dieb wundert sich nämlich, dass ihm der „Czart" auf den guten Weg bringen will und dieser erklärt nun sein Wesen in folgenden Worten: „Ich bin nicht von denjenigen Geistern, welche die Seelen in der Hölle grausam peinigen, auch nicht von denjenigen Geistern, welche die Menschen besessen machen.... ich bin von denjenigen Geistern, welche in der Luft wohnen und sich zu diesem oder jenem Menschen gesellen dürfen, in diesem und jenem Orte wohnen dürfen, und Niemandem böses thun, vielmehr zu Zeiten des Menschen Thun im Auge haben und ihn von grösserem Uebel zu kleinerem bringen. So hatte ich mich oft zu Menschen gesellt, besonders zu Sokrates, einem tugendhaften und weisen Manne." [2])

Demnach könnten wir den Titel vereinfachen in „Dialog eines Diebes mit dem guten Daemon." Darauf kommt auch

---

[1]) Der Titel dieses Werkchens könnte vermuthen lassen, dass sein Inhalt zu des Apuleius „De deo Socratis" und des Plutarch περὶ τοῦ Σωκράτους δαιμονίου Beziehungen hätte. Bekanntlich wurde das erstere im Mittelalter häufig nach des hl. Augustinus Worten (librum, quem secundum suam disputationem quo deos a daemonibus tam diligenter copioseque discernit, non appellare de deo, sed de daemone Socratis debuit. De civ. Dei. VIII. 14) de daemone Socratis, letzteres nach dem Citat des Servius (ad Virg. Aen. III. 63. — s. Apuleii Opera omnia ed. Franc. Oudendorp. Lugduni Batavorum MDCCCXXIII.) de Daemonio Socratis betitelt. Gornicki's Dialog hat jedoch nichts mit dem Inhalt dieser beiden Schriften gemein. Der ähnlich klingende Titel erklärt sich wohl als eine Reminiscenz aus Gornicki's klassischen Studien.

[2]) Nie iestem ia z tego rodzaiu duchow, którzy w piekle okrutnie męczą dusze, áni z tego rodzáiu, co owo opęta człowieka . . . . Ale ia iest z tych duchow, co ná powietrzu mieszkáiąc, iest im to wolno z tym ábo z owym stowárzyszyć się człowiekiem, y ábo w tym, ábo w owym

der Inhalt des Werkchens hinaus. Ein Dieb, der im Gefängniss der Bestrafung durch den Strang entgegensieht, jammert und klagt darüber, dass er nicht gestern die Stadt verlassen habe, wie er doch gewollt; hätte er das gethan, so wäre er der Strafe entgangen. Aber an alledem habe der Dämon (czart)[1]) Schuld. Da ertönt des unsichtbaren Dämons Stimme aus der Ecke Er setzt ihm weitläufig auseinander, dass kein Dämon ihn zum Stehlen veranlasst habe, sondern sein eigener ungezügelter Wille, und als der Dieb, davon überzeugt, Besserung verspricht und bittet, er möchte ihm doch aus der Noth helfen, erklärt ihm der Daemon, wie es für den Menschen räthlicher sei, seine Strafe hier zu empfangen und im Jenseit rein zu erscheinen, als ungestraft auf Erden zu wandeln und drüben, wo die Strafe ewig ist, der Hölle zu verfallen. „Wenn es so ist — sagt der überzeugte Dieb — so thue Gott der Herr mit mir, wie ihm gefällt, ich werde nicht mehr daran denken, von hier zu entfliehen."

Ohne Zweifel leidet der Gedankengang des Dialogs an Unklarheit. Denn — so könnte man fragen — wenn der Mensch schlecht handelt aus eigenem Antriebe und nicht von Geistern geleitet, warum ist nicht auch das Gute das Werk seines eigenen Willens, sondern Zuflüsterung des guten Dämons.

Man kommt einigermassen in's Klare, wenn man den Socratischen Dämon als das Gewissen auffasst; denn von diesem kann man wohl sagen, dass es vom Bösen abrate und zum Guten hinführe.

Der Dialog des Diebes mit dem Dämon ist, um es mit einem Wort zu sagen, ein populärphilosophisches Werk. Es werden alltägliche Dinge und Beobachtungen in leichter Sprache darin abgehandelt und mit der bestimmten Absicht

---

przemieszkiwáć mieyscu, przykrośći nie czyniąc nikomu, owszem sie pod czás w rzeczách potocznych człowiekowi záchowuiąc, y iego z więtszego złego do mnieyszego prowádząc. Jákoż miewałem ia wielekroć towárzystwo z ludźmi, á z Sokratesem wiodłem naywiętsze, człowiekiem cnotliwym y mądrym na świećie.

[1]) Wir übersetzen mit Daemon, da sonst der Doppelsinn des Wortes verfehlt würde. Freilich steckt auch im Original ein logischer Fehler, da zu Aufang „czart" in dem gewöhnlichen Sinne gebraucht wird, also Teufel, Satan — und später in der Bedeutung des guten Daemons.

auf sittliche Besserung hinzuwirken. Es gehört also in eine Kategorie mit den Hauptschriften Rej's.

Allein die von Gornicki gebrauchte Form des Dialogs ist neu; sie unterscheidet sich sogar von der dialogischen Form in der „Rozmowa Polaka z Włochem". War dort der Dialog nur einfacher Wechsel der Redner — was wohl auch als Nachahmung Plato's und Castiglione's zu betrachten ist — so haben wir es hier mit einem vollkommen platonischen Dialoge zu thun. Gornicki ahmt in allen Einzelheiten die Socratische Methode nach. Er lässt den Dieb seinen Gedanken aussprechen, lässt den Dämon mit Fragen einfallen und führt durch die Beantwortung dieser Fragen den Dieb zu der Ueberzeugung, dass seine Ansicht eine irrige war — ganz wie es der weise Athener in den Schriften seines Schülers zu thun pflegt. Aber Gornicki ist weit entfernt von Plato's Kunst. Bei ihm geht keineswegs der Nachsatz immer aus dem Vordersatz hervor, Gedankensprünge und schwach vermittelte Uebergänge machen sich an vielen Stellen empfindlich bemerkbar; auch verhält sich die erste These, dass nämlich Gut- und Böse-Handeln von dem freien Willen des Menschen abhänge, zu der zweiten, dass es besser sei, die Strafe auf sich zu nehmen, als ihr zu entgehen und dann im Jenseit zu leiden, nicht so wie die Abschnitte in den Platonischen Dialogen, wo die Feststellung gewisser Grundsätze für den weiteren Fortgang der Verhandlungen unbedingt nothwendig erscheint. Bei Gornicki empfindet man ein Nebeneinander zweier ganz verschiedener Gegenstände.

Plato hätte, um die Einheit des Gedankenganges zu wahren, aus diesem einen zwei Dialoge gemacht.

Wie in der Form, die — so weit uns bekannt — hier zum ersten Mal in der polnischen Literatur mit solcher Strenge nachgeahmt wird, das Studium Plato's wahrnehmbar ist, so geht auch aus dem Inhalt dieses Werkes die humanistische Bildung des Autors deutlicher hervor, als aus irgend einem anderen. Man kann füglich aus der Uebertragung Castiglione's nur den Schluss ziehen, dass dieses

für die moderne Bildung typische Werk das höchste Wohlgefallen Gornicki's erregt hat; wie weit er selbst die dort vorgetragenen Ideen in sich aufgenommen, wie weit er sie getheilt hat, wird der feinste Scharfblick nicht herauszulesen vermögen. In dem „Dämon Socratis" erscheint Gornicki selbständig als der humanistische Moralphilosoph. Das Werkchen ist nicht umfangreich genug, um eine allseitige Kritik seiner Anschauungen zu gestatten, aber es lüftet einigermassen den Schleier, der die geistigen Züge des Schriftstellers verhüllt. Ohne es zu beabsichtigen, verräth uns Gornicki in diesem Dialog, wie tiefe Wurzeln die italienische Bildung nicht bloss in seinem Geiste, sondern auch in seinem Herzen geschlagen.

Wir würden wenig gewinnen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit allein auf die Gegenstände der Unterredung lenkten. Die Ideen, dass der Wille frei, und dass, „besonders seitdem das Gericht in's Jenseits verlegt ist" (teraz zwłaszcza, iako to sąd ná on świát przenieśion iest), die Strafe auf Erden begehrenswerthe Sühne sei, um der Höllenpein zu entgehen — sind stets im Munde christlicher Gelehrter gewesen. Allerdings beschäftigte die Frage des freien Willens nie so ernst die Geister und nie so tief, als damals, da man Plato und Seneca zu ideellen Vorläufern des Christenthums machte, da man taufendfach den Gedanken variirte, dass die grossen Heiden mit ihrem sittlichen Willen und Können den Christen edelste Muster wären, und da man aus innerster Ueberzeugung Wahrheiten des Christenthums in vollster Uebereinstimmung mit Plato fand, ja in dieser Uebereinstimmung eine Bestätigung der christlichen Wahrheiten sah.

Aber eben diese Anschauung, die man als die der Ficinus'schen Schule bezeichnen kann (s. S. 35), nehmen wir in unserer kleinen Schrift wahr: Die Moral, die gelehrt wird, ist eine rein christliche, aber sowohl die logische Begründung, wie die Beweise durch mythologische und historische Beispiele, holt der Autor aus der Rüstkammer seiner klassischen Bildung. In dieser Beziehung würde Niemand, wenn bei-

spielsweise der Name des Autors nicht bekannt wäre, errathen, dass der Verfasser des Dialogs ein Pole des XVI. Jahrhunderts, ein Sohn der katholischen Kirche sei. So vollkommen fehlt äusserlich alles christliche Element in diesem Werke, dass selbst die Darstellung von Belohnung und Strafe ihre Bilder aus der griechischen Mythologie leiht, dass unmittelbar auf den oben citirten Satz von der Verlegung des Gerichts in das Jenseits die Beschreibung der Unterwelt folgt und die mythengeschichtliche Erläuterung, dass einst im goldenen Zeitalter, da Saturn die Welt regierte, die Guten auf die Inseln der Seligen kamen, die Schlechten aber ewige Qualen erlitten. So sei es unter Saturn und lange noch unter Jupiter's Herrschaft gewesen. Dann habe dieser bestimmt, dass Radamantes die Seelen aus Asien, Aeacus die aus Europa richte, und Minos ihnen in zweifelhaften Fällen rathend zur Seite stehe. Man erwartet nach dem vorausgegangenen Satze von der Verlegung des Gerichts nach dem Jenseit endlich die Schilderung des Gerichts, wie es in der christlichen Vorstellung lebte. Nicht eine Andeutung. Gornicki geht von der weitläufigen Beschreibung der Strafen zu einem neuen allgemeinen Gedanken über, zu dem Gedanken: dass vor dem Richterstuhle Pluto's Fürsten und Niedriggeborene gleich gelten, und dass — ein Zeugniss dafür — selbst Tantalos, Sisyphos, Tityos fürchterliche Strafen leiden. „Und darum — so schliesst Gornicki unmittelbar darauf — halte das für bestimmt, für unabänderlich, dass ausser dem, was sie hier leiden (es war von Gewissensbissen die Rede), grausame Strafe der bösen Menschen in jener Welt harrt, und dass ihr selten diejenigen verfallen, welche für ihre Sünden in dieser Welt Strafe empfangen.“ [1]) Und noch seltsamer! der Dieb ist überführt und giebt sich zufrieden, wie der oben citirte Schluss lehrt.

[1]) A ták miey to za rzecz pewną, á nie odmienną, iż karánie srogie złym ludziom mimo to ,co tu cierpią, na onym świecie iest zgotowane, na które rzadko przychodzą ci, którzy na tym świecie za grzechy swe karanie przyimuią.

Diese Stelle zeigt die Anschauungen, aus denen das Werk hervorgegangen, am klarsten, weil am auffallendsten. Denn sie trägt noch klarer, als die ganze erste Hälfte des Dialogs den Stempel jener heidnischen Moralphilosophie, die man in reinster Ueberzeugung für christlich hielt.

Gornicki empfand ebensowenig wie die ganze platonistische Schule, dass durch die Vermählung griechischen Geistes mit christlichen Offenbarungswahrheiten, durch den Versuch eines durch das andere zu stützen, diesen letzteren gerade das entzogen wurde, was ihnen in den Augen des Naiv-Gläubigen die unantastbare Weihe gab, dass sie nämlich die Gottheit selbst durch ihr unmittelbares Eingreifen der Welt geschenkt habe. Er hatte sich, wie seine Lehrer, die Italiener, so ganz in die Gestaltenfülle und die Gedankenwelt des Alterthums hineingelebt, dass ihm dieser Widerspruch gar nicht zum Bewusstsein kam.

Ueber die Zeit der Entstehung dieses platonischen Dialogs müssen wir uns jeder Vermuthung enthalten. Wir dürfen nicht einmal aus dem Siil, der uns hier weniger klar und leichtfliessend erscheint, als in Gornicki's anderen Werken, irgend einen Schluss wagen. Denn erstens hat Gornicki nie einen ähnlichen Versuch gemacht und mochte sich bei der Neuheit der Sache auch stylistisch beengt fühlen, zweitens aber — und das halten wir für das wichtigere Moment — scheint an diesem Werkchen der Herausgeber, gleich viel ob dies sein Sohn Łukasz oder sonst Jemand war, sich Aenderungen erlaubt zu haben.

Wie anders könnte man das auf dem Titel stehende „z poprawą“ verstehen? An dem Gedankengange wird dieser unberechtigte Verbesserer zwar nicht zu rühren gewagt haben; vielmehr ist wahrscheinlich, dass er eine allzu grelle Schilderung des unzüchtigen Treibens des Diebes und die in dasselbe Gebiet fallenden Anspielungen des Teufels gemildert haben wird. Aber der Stil kann hierbei in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Eine bestimmte Angabe darüber, wie über die Entstehungszeit des Dialogs, fehlt vollkommen.

3. Raczył.

Die Czartoryski'sche Bibliothek, jetzt zu Krakau, rühmt sich, das einzige vorhandene Exemplar der alten Ausgabe eines Gornicki'schen Werkes zu besitzen, das bis zum Jahre 1859 völlig unbekannt gewesen. In diesem Jahre erschien auf Kosten des Grafen Tytus Działyński — allen Kennern der polnischen Literatur eine unerklärliche Ueberraschung — ein vorzüglicher Facsimilenachdruck jenes, wie es hiess, einzigen Exemplars, unter dem Titel: Raczył Łukasza Gornickiego. (Vignette.) W Krákowie, w Drukárni Łázárzowéy, Roku Pánskiego, 1598. in 4°. Das ganze Büchlein umfasste vier Blatt, sieben bedruckte Seiten.

Den Inhalt des Büchleins giebt die Ueberschrift auf der ersten Textseite in Kürze an: Skárgá rozumney mowy na Raczyła przed słowy starożytnémi jako sędziami wysadzonemi — wir haben es also mit einer Satyre auf übergrosse Höflichheit und Unterthänigkeit in der Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens zu thun.

Es musste auffallen, dass bis zur Veröffentlichung des Facsimile dieses Schriftchen allen Literarhistorikern entgangen sein sollte, und man hörte wohl von diesem oder jenem hervorragenden Kenner Zweifel an der Echtheit des „Raczył" aussprechen — aussprechen, denn geschrieben wurde, so viel mir bekannt, über die Sache weder zu Gunsten noch zu Ungunsten.

Dass sich Schriften des XVI. Jahrhunderts, besonders so wenig umfangreiche, nur in einem Exemplare bis auf den heutigen Tag erhalten haben sollten, und dass sie so lange nicht vervielfältigt wurden, konnte keinen Verdacht erregen; auffallend aber war, dass kein Forscher auch nur von der Existenz dieses — wenn echt — vorzüglich erhaltenen Büchleins Kunde gehabt hätte, während doch Załuski und (nach ihm) Friese alle übrigen Werke Gornicki's genau aufzählen, und Maciejowski auf seinen Studienreisen in allen polnischen Bibliotheken den Werken Gornicki's

nachgegangen war, ja unedirte Briefe desselben in der Czartoryski'schen Büchersammlung aufgefunden hatte.

Ein Vergleich des Aeusseren von Original und Facsimile gestattete keinen Schluss. Das Facsimilie ist so ausserordentlich genau, „dass — nach Bartoszewicz's Worten — das schärfste Auge nicht wahrnehmen könnte, dass die Ausgabe nur eine höchst treue Durchzeichnung ist“ (żeby tego najbystrzejsze oko nie dostrzegło, że wydanie jest tylko najwierniejszym przerysem. I. 380). Unterschiede sind aber doch vorhanden. Freilich gehört ein selten gutes Auge dazu, um in der Schlussvignette des Facsimile den Namen des Zeichners und die Jahreszahl zu entdecken; aber mit Hilfe des Vergrösserungsglases wird Jedermann leicht die Worte lesen: „Adam Niegłowski. Paris 1859.“ Die Vignette ist auch im Original, die Inschrift fehlt.

Aber beweist das die Echtheit? Die gerühmte Uebereinstimmung zwischen Nachdruck und Original mochte den Verdacht noch erhöhen. Denn war eine Täuschung beabsichtigt, so musste derjenige, der sich den Scherz erlaubt hat, natürlich auch für die Herstellung eines „Originals“ sorgen.

Und Graf Tytus Działyński soll, wie persönliche Bekannte berichten, solche Scherze gern gemacht haben.

Man erinnerte sich, dass er sich damals gerade mit Gornicki sehr beschäftigte, da er im Jahre 1852 dessen politischen Tractat „Droga do zupełney wolności“ neu hatte auflegen lassen; wie leicht mochte der fein gebildete Graf sich gewisse Wendungen des alten Humanisten zu eigen gemacht haben, um sie in geistreichem Scherz zu verwerthen?

Der Verdachtsmomente gab es genug, ein Zeugniss für die Existenz des „Raczył“ vor dem Jahre 1859 war nicht vorhanden, und so blieb die Echtheit des Werkchens für vorsichtige Forscher zum mindesten zweifelhaft.

Ich hoffe, die Frage zu Gunsten der Echtheit lösen zu können.

Die gesellschaftliche Unsitte, welche in der „Klage der vernünftigen Rede wider den Raczył“ gegeisselt wird, hatte

schon oft eine öffentliche, ernste Rüge erfahren. Darf man aus dem Pathos, mit welchem Frycz Modrzewski gegen die übermässige Höflichkeit und den Gebrauch hochtrabender Titel zu Felde zieht, einen Schluss wagen, so war diese Unsitte um die Mitte des XVI. Jahrhunderts allgemein verbreitet.

Wir wissen, dass Gornicki auch sonst wohl aus Modrzewski's Schriften Anregungen schöpfte und nehmen die hierher gehörige Stelle zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung.

Hinc illa turba magnificentiarum — sagt Modrzewski im 25. Capitel seiner „Respublica“ — spectabilitatum, illustritatum et id genus epithetorum. Ridiculus sane mos, nec nisi ex ignorantia veri honoris profectus. . . . Hodie, quia et res et iudicium de rebus magna ex parte amisimus, ineptulas quasque venerabilitates et honorabilitates captamus indigneque ferimus si quis plane et simpliciter nos alloquatur; iucundius nobis est auditu, cum quis alloquitur Celsitudinem, excellentiam, praestantiam, magnificentiam, reverentiam, majestatem, sanctitatem, nobilitatem, generositatem, egregietatem et reverendissimam dominationem nostram. . . . Ad blandas et assentatorias appellationes accedit mos ille, sermonem omnem dignationibus referciendi; nos et nostra servitia (sic enim loquimur) cuilibet commendandi, ac sine ullo discrimine ad unumquemque operas nostras deferendi.[1])

Die für unseren Zweck wichtigsten Worte lauten in der Uebersetzung des Cyprian Bazylik vom Jahre 1577 (Tur. S. 125): Do łagodnych i pochlebnych mów przystąpił i ten obyczaj, wszystkę naszę mowę raczeniem albo waszmościami nadziewać . . . . dignationibus wird also durch raczenie übersetzt. Dies war auch nachweisbar stets die Bedeutung des Wortes. Denn in Knapski's Thesaurus Polono-

[1]) Andr. Fricii Modrevii. De republica emendanda. Basileae 1559. S. 98, Ed. II.

latinograecus, also einem zeitgenössischen Wörterbuche (1621 erschienen, Knapski lebte von 1564—1638), wird sowohl in dem polnischen, wie in dem lateinischen Theil dignor und raczę gleich gesetzt. Auf Seite 947. heisst es sub verbo raczę. „Hoc loquendi modo compellamus Deum, Reges, Episcopos et alios illustres homines, quamquam viluit, ut auctor libelli, Raczył, lepide ridet hoc nomine inepte utentes et dicentes, Raczę iść, Nie raczę iść etc.“

Aus dieser Stelle des Knapski'schen Thesaurus klingt sogar in der Ausdrucksweise ein Widerhall des Modrzewski-schen Tadels durch, und die letzten Worte lassen doch keinen Zweifel darüber, dass ein Buch unter dem Titel „Raczył“ existirt habe, und dass dieses identisch mit dem uns unter Gornicki's Namen nunmehr vorliegenden ist.

Wollte man nach alledem noch zweifeln, so müsste man geradezu voraussetzen, dass Graf Tytus Działyński die Stelle in Knapski's Thesaurus gekannt, und dass er darauf seinen Scherz begründet habe. Aber wer das zu behaupten wagte, müsste erst jenes andere Werkchen (libello) „Raczył“ vorlegen können.

Man wird hoffentlich mit uns zu dem Resultat gekommen sein, dass der Verdacht der Unechtheit, so sehr er auch begründet schien, hinfällig ist. „Raczył“ ist ein Werk Gornicki's.

So klein es ist, zeigt es doch den alternden Humanisten von einer neuen und man wird zugeben, liebenswerthen Seite. Die Bemerkung ist oft ausgesprochen worden, dass geschickt angebrachter Scherz häufig viel besser wirke, als die heiligste Entrüstung. Wie viele mochten den hohen Ernst Modrzewski's, sein ungeheucheltes Feuer auch in scheinbar so unwichtigen Dingen für den Ausdruck eines schwärmenden Idealismus halten? Der nüchterne Witz Gornicki's, der in manchen Beispielen die Lächerlichkeit der gerügten Ausdrucksweise mit überraschender Wahrheit trifft — „w wielkiej trwodze być raczy,“ „chorować raczył“ — muss sicherlich mehr überzeugt haben.

„Raczył“ ist übrigens das einzige Buch, aus dem wir ersehen können, dass Gornicki, der im „Dworzanin“ die Anecdoten Castiglione's so hübsch nacherzählt und nachahmt, selbst Witz besass. Sein Witz ist frei von ätzender Schärfe, es hätte ihm auch wohl der Muth gefehlt, scharf zu werden, aber er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Gornicki stumpft seine spitzen Pfeile durch höfische Form ab, verschmäht es nicht — ein echter Humanist! — ein wenig schlüpfrige Beispiele vorzutragen, um schneller den Lacher zu gewinnen und schliesst mit einer pathetischen Redewendung, die um so komischer wirkt, da sie so ernst und feierlich klingt, als wäre sie unmittelbar aus den griechischen oder lateinischen Folianten hergeholt, aus welchen das Zeitalter Gornicki's seine höchste Weisheit schöpfte. Die Tendenz des Büchleins kann man wohl, wie die des „Dämon Socratis“ als eine moralphilosophische betrachten, nur werden hier weniger ernste Dinge und offenbar auch für andere Leser behandelt.

„Raczył“ ist trotz seines geringen Umfangs ein literarhistorisch wie sittengeschichtlich werthvolles Büchlein. Für die Kenntniss von Gornicki's Individualität ist es unschätzbar. Es zeigt uns, dass der siebzigjährige Greis, den wir schon als einen körperlich rüstigen und thätigen Beamten kennen gelernt haben, auch noch die volle geistige Frische besass und die bei gelehrten Greisen nicht allzuhäufige Fähigkeit zum Scherzen.

Schlussbetrachtung.

Als Gornicki im Jahre 1603 die Augen schloss, hatte der Humanismus in Polen längst sein letztes Wort gesprochen. Die geistigen Genossen vom Hofe Sigmund August's, der heitere Kreis hochgestimmter Männer, welche sich um den humanistischen Fürsten geschaart hatten — sie waren alle vor dem Starosten von Tykocin in's Grab gestiegen. Die freieren Anschauungen, welche sie aus Italien heimgebracht und die im Verein mit den aus Deutschland eingeführten religiösen Ideen eine kurze Blüthe des Schriftthums gezeitigt hatten, waren der kirchlichen Reaktion gewichen, und auf dem Throne sass ein Monarch, der wie die Verkörperung dieses erstarrten Geisteslebens aussah. Gornicki starb als der letzte polnische Humanist.

Eine merkwürdige Mischung italienischen und polnischen Wesens bietet dieser Liebling Sigmund August's, so merkwürdig wie sein grosser König selbst. Frei von dem Kosmopolitismus seiner italienischen Geistesbrüder, vielmehr ein ehrlicher, aufrichtiger Vaterlandsfreund, der in gleicher Weise der Sprache, der Literatur, der socialen und politischen Wohlfahrt Polens seine Kräfte weiht, ist er durch und durch Italiener in der Art und Weise, seine Anschauungen zum Ausdruck zu bringen, und in der Wahl der Mittel, welche

zu dem erstrebenswerth befundenen Ziele führen sollen. Welcher Sohn der italienischen Halbinsel hat je für die Weltstadt Venedig mehr geschwärmt, als der Pole Gornicki, wer mit grösserem Entzücken alle Einrichtungen der Handelsrepublik angestaunt, als der Sekretär der Sigmunde und Bathory's?

Alles was er dort im Süden schön gefunden hatte, wollte er seinem Vaterlande geben, eine schöne Sprache, eine reiche Literatur, ein gesellschaftliches Leben, ein wohlgeordnetes Staatswesen — für einen Mann eine zu grosse Aufgabe, wenn er nicht ein Genie ist.

Und das war Gornicki gewiss nicht.

Sein Talent war ein beschränktes: nur in Bezug auf die formelle Entwickelung seiner Muttersprache kann man ihn in gewissem Sinne schöpferisch nennen, sonst ist er durchaus nur ein reproductiver Eklektiker. Aber er hatte einen scharfen Blick für das, was zur Hebung des polnischen Schriftthums beitragen konnte. Während die höher begabten Kochanowski ung Sęp Szarzyńki italienische Lyrik nach Polen zu verpflanzen suchen, greift Gornicki nach dem classischen Prosaiker Castiglione, dessen Werk ihm darum so viel Werthvolles zu enthalten schien, weil es zugleich eine practische Anweisung zur Gestaltung des Lebens bot, und zwar eines Lebens, wie es der höchsten Bildung der Zeit entsprach. Einer ähnlichen Tendenz entsprang die Uebersetzung des Seneca, aber hier war die Wahl des Originals jedenfalls eine weniger glückliche.

Den Polen fehlt ein Theater — Gornicki glaubt durch Uebersetzung der römischen Tragödie seinen Landsleuten diese Kunst geben zu können. Das polnische Leben ist zerklüftet, die Existenz des Vaterlandes durch leidenschaftliche Parteikämpfe bedroht; da sammelt der Vielseitige sein Wissen: was er in den Klassikern des Altherthums, in Contarenus, in Ostrorog, Frycz und Orzechowski gelesen, was er in Italien und am Hofe Sigmund August's gesehen, was er auf Land- und Reichstagen gehört, alles das vereinigt er zu einem System und glaubt das Heilmittel für den kranken

Staatskörper gefunden zu haben. Kurz, überall fremde Ideen, nirgend eine eigene; überall das Bestreben, das Angelernte zum Besten Polens zu verwerthen. Nur die Sprache handhabt er als Meister. Seine Herrschaft auf diesem Gebiet ist so unzweifelhaft, so unangefochten sicher, dass man gar nicht mehr die Spuren des Kampfes merkt, welcher der Herrschaft voranging.

So hat Gornicki nichts Neues geschaffen wohl aber der Bildung Polens viel Neues aus der Fremde zugeführt, Neues in Inhalt wie in der Form.

Nicht seine Schuld war es, dass die Ideen, welche im XVI. Jahrhundert das westliche Europa umgestalteten, und welche auch er seinen Landsleuten zu vermitteln sich berufen fühlte, so schnell überwunden waren, und dass sie ganz unfruchtbar für das religiöse und literarische Leben Polens im XVII. und XVIII. Jahrhundert blieben. Niemand hatte systematischer und energischer für die Verbreitung humanistischer Bildung gewirkt, als Gornicki, obwohl viele seiner Zeitgenossen ungleich begabter und schöpferischer waren als er. Niemand war mehr im Wesen des Humanismus aufgegangen, als Gornicki. Denn es ist charakteristisch für diese Geistesströmung, dass sie nicht nur die Methode des Forschens vollkommen umgestaltet und die engen Fesseln der mittelalterlichen Scholastik gebrochen hat, dass sie nicht nur von der naiven Gläubigkeit, welche mit bewunderungswerther Consequenz an der Uebereinstimmung der Bibel und des Aristoteles festhielt, den Weg gezeigt zu voraussetzungsloser Prüfung überlieferter Wahrheiten — sondern in Folge der errungenen Freiheit auch den Charakter des Menschen mit eins umgestaltete, und zwar — wie man gerechterweise sagen muss — nicht in jeder Beziehung zum Vortheil.

In Gornicki spiegelt sich die Eigenart des Humanisten — des Gelehrten wie des Menschen — mit erstaunlicher Klarheit wieder. So weit entfernt von dem Charakter des Polen des XV. wie von dem des XVII. Jahrhunderts, bilden die Männer am Musenhofe Sigmund August's eine eigene

Species: es sind Polen in italienischer Tracht, oder was man von einigen mit mehr Berechtigung sagen könnte, Italiener in polnischer Kleidung. Gornicki gehört in vollem Sinne zu dieser letzten Kategorie. Die von Ausländern so oft verspottete Sitteneinfachheit des barbarischen Sarmatiens ist diesen Männern ebenso fremd, wie dem mit der höchsten Bildung fortgeschrittenen Ausländer, der jetzt in Polen „italienische Glätte“ bewundert. Die naive Gläubigkeit der Altvordern ist längst verloren, die Bibel und die Schriften der heidnischen Philosophen sind ihnen fast gleichwerthig; die sittenstrenge Anschauung des Christenthums weicht dem heitersinnlichen Griechenthum; ohne priesterlichen Ernst, ja ohne priesterliche Weihen, verschmäht man nicht den Genuss einer fetten Pfründe; ohne aufrichtige Verehrung für die hervorragenden Eigenschaften des Fürsten, sucht man dessen Gunst durch Schmeichelei zu erlangen, ja man scheuet sich nicht, die Reichen und Grossen des Landes mit unterthänigen Bitten zu belästigen und sie durch Widmungen und andere Anweisungen auf die Ewigkeit zu verpflichten. Es muss jedoch anerkannt werden, dass der polnische Humanist — wenn er auch die Behaglichkeit des Lebens, die Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, die freiere sittliche Anschauung, das Streben nach der Gunst der Hochgeborenen mit seinen italienischen Lehrern theilte — doch stets in diesen Dingen eine gewisse Grenze einhielt, und dass manche Auswüchse, welche die humanistische Bildung im Süden zeitigte, ihrer Jüngerschaft im Norden fremd blieben.

Weder die Zote, noch das unnatürliche Laster der Knabenliebe fasste Wurzel; die erstere taucht auch in Polen hie und da auf, nirgends aber mit der cynischen Nacktheit der italienischen Facetien, freilich auch nicht in der blendenden Beleuchtung des sprühenden italienischen Witzes; zu dem zweiten mag dem massvolleren Nordländer die Versuchung gar nicht nahegekommen sein. Das Concubinat, das auch Gornicki rügt — bei den italienischen Humanisten eine nicht ungewöhnliche Erscheinung — war in Polen immer der öffentlichen Verurtheilung ausgesetzt.

Diese allen polnischen Humanisten gemeinsamen Züge, finden wir in Gornicki besonders deutlich ausgeprägt.

Aus dem ganzen Plan seines Lebens lesen wir heraus, dass er ein Freund des Besitzes war. Mit der Weltklugheit eines Geschäftsmannes sammelt der gelehrte Sekretär während der Regierungszeit Sigmund August's die Groschen (cò się zebrało pieniążków za króla Augusta. s. oben S. 179.), nimmt sie auf seinen Starostensitz nach Tykocin mit, beklagt sich bitter über jede Beeinträchtigung seiner materiellen Interessen, giebt seinem ersten Schwiegersohne nur eine mässige Mitgift und hinterlässt nach dreiunddreissigjähriger Amtsverwaltung ein grosses Vermögen in Güterbesitz und in Gelde.

Und wie klug weiss er sich mit den Grossen zu verhalten! Wir würden Gornicki unrecht thun, wenn wir in seiner Anhänglichkeit an Sigmund August nur die Schmeichelei des Charakterschwachen sehen wollten. Denn dieser Fürst besass Eigenschaften, welche Bewunderung abringen konnten, und das um so eher, je mehr man sich seinem Geiste verwandt fühlte. Gornicki und sein König waren aber, wie schon betont, sehr nahe Geistesverwandte. Darum ist es natürlich, dass einer sich zu dem anderen hingezogen fühlte, natürlich dass Sigmund August seinen Sekretär an sich zu fesseln suchte, natürlich sogar, dass Gornicki in seinem Memoirenwerke die Schwächen seines Fürsten übersieht. Aber er hat auch Thatsachen verschwiegen, die landeskundig waren, und an denen er, der Geheimsekretär, vielleicht gar persönlichen Antheil hatte; diese Art der Geschichtsschreibung kann nicht mehr als ein Opfer gelten, welches die Wahrheit der Liebe und Verehrung darbringt, das ist Mangel an Muth oder schmeichlerische Gesinnung. Und aus derselben Gesinnung heraus ist auch der Seneca dem schwachen Sigmund III. gewidmet, der nicht verfehlte, dem treuen Diener den Lohn heimzuzahlen (s. oben). Von einer aufrichtigen Verehrung für diesen Fürsten kann bei Gornicki gar nicht die Rede sein; seine flüchtigen Aeusserungen über die politischen Zustände

der Zeit in einem Briefe an Radziwiłł[1]) gestatten eher die entgegengesetzte Annahme, und vergleicht man die warmen Worte, mit welchen er den „Dworzanin" dem letzten Jagellonen darbringt und die kalte Widmung des Seneca, in welcher er vergeblich den Mangel an aufrichtiger Zuneigung hinter philosophischen Gemeinplätzen zu verbergen sucht, so kommt man zu dem Schluss, dass Sigmund III. weder die Liebe noch die Bewunderung seines Starosten besass. Bathory flösste ihm durch seine zielbewusste Energie die höchste Anerkennung ein — ein anderes Gefühl für den grossen König kann man bei Gornicki nicht wahrnehmen.

Man sagt es nur ungern, aber es entspricht der Wahrheit, Łukasz Gornicki pochte nur an die Thüren der Grossen, von welchen etwas zu erwarten war. Zamojski und Radziwiłł haben in ihm einen ergebenen Diener; Geschenke und Gefälligkeiten von diesen werden mit überschwenglichem Danke und wiederholten Unterthänigkeitsversicherungen beantwortet. Ein Blick in die Briefe an beide Männer[2]) lehrt, dass Gornicki's Verhältniss zu ihnen weit entfernt war von einem Freundschaftsbund, und man wird nicht ohne Widerwillen wahrnehmen, dass der Schriftsteller oft sogar das Mass von Stolz verleugnet, das wir von jedem selbständigen Charakter zu verlangen gewohnt sind. Er stand in dieser Beziehung nicht tiefer als seine italienischen Brüder im Geiste, aber gerade unter den polnischen Humanisten gab es viele — Kochanowski, Modrzewski u. a. — welche es in dieser Hinsicht den Italienern nicht gleich thaten. Man muss zu seiner Rechtfertigung hinzufügen, dass Radziwiłł und Zamojski Männer waren, welche wohl auch minder Beugsamen Verehrung abgewinnen konnten. Zamojski, fast ein Menschenalter der eigentliche Leiter der politischen Bewegung in Polen, stand ja auch durch seine Bildung dem Kreise nahe, dessen einzelne Mitglieder er unter

---

[1]) Mac. Dod. S. 167.

[2]) Die an Radziwiłł findet man in Mac. Dod. 159—169; an Zamojski im Ateneum.

seinen Schutz nahm; Mikołaj Krysztof Radziwiłł-Sierotka, der durch Skarga dem Katholicismus wiedergewonnene Calvinist, der Verfasser der „Peregrinatio" genoss als Krieger und Günstling Bathory's, als Gründer zahlreicher Wohlthätigkeitsstiftungen allgemein die grösste Achtung. Er wie seine Frau besassen grosse Länderstrecken, und der geschäftskundige Gornicki bemüht sich bei ihm um eine Pacht für seinen Schwiegersohn. Er lädt ihn zur Hochzeit seiner Tochter; und lässt sich auch der Wojewode von Troki durch Kranheit entschuldigen, so hören doch alle Gäste aus dem Munde seines Dieners, wie er Łukasz Gornicki hochschätze und sehen das Geschenk, das er sendet.

Auch die mildeste Beurtheilung wird hier das Verhältniss eines unstolzen Schriftstellers zu seinem reichen Mäcen erblicken. Freundschaft kann man das nicht nennen.

Von Freunden Gornicki's, Männern also, welche gleiches Alter, gleiche Anschauungen, gleiche gesellschaftliche Stellung mit ihm verbanden, kennen wir — ausser den oben (S. 26.) erwähnten Studiengenossen Kochanowski, Nidecki, Januszowski, Fogelweder, welcher letztere später sein Feind wurde — nur Jan Dulski und Piotr Wiesiołowski. Letzterer, sein Nachfolger in der Starostei von Tykocin, kam als Beamter der Königlichen Wäldereien oft mit ihm zusammen.[1]) Er besass ebenfalls humanistisches Wissen und las mit Gornicki gemeinsam die Klassiker; beide waren darin so eifrig, dass sie die Tragödien des Seneca sogar auf die Reise mitnahmen. Gornicki widmete Piotr Wiesiołowski, seinem Busenfreunde („wielkiemu przyjacielowi memu"), die Troas.[2]) Wir wissen nichts Näheres über seinen Charakter und müssen annehmen, dass Nachbarschaft und gleiche geistige Neigungen ihn zu Gornicki's Freunde machten.

---

[1]) S. Ateneum 195.

[2]) Die Widmung enthält auch die eben angegebenen Thatsachen.

Besser unterrichtet sind wir über Dulski.[1]) Schon der Beginn der Freundschaft zwischen den beiden Hofleuten hat etwas charakteristisches. Dulski stand in höchster Gunst (s. oben S. 36.), als Gornicki sich ihm anschloss. Sein Leben ist voll von Widersprüchen, Gesinnungstüchtigkeit scheint ihm ganz gefehlt zu haben.

Jan Dulski hatte seine Jugend wie Gornicki am Hofe Sigmund August's verlebt. Von diesem erhielt er auch die reichen Starosteien von Brańsk, Suraż und Rogozin, wohnte also in der Nachbarschaft seines Freundes von Tykocin. In dem Interregnum nach Henri's Flucht, war Dulski, damals schon Castellan von Chełmno, ein eifriger Anhänger der deutschen Kandidatur; er war als Gesandter der später unterlegenen Partei in Wien, und durch seinen Einfluss hielten die preussischen Provinzen noch an Maximilian fest, als Bathory bereits in Krakau gekrönt wurde. In der Versammlung zu Chełmno, welche der Bischof dieser Stadt berufen hatte, erklärte der grössere Theil des Adels durch den Mund Stanisław Kostka's zu Bathory überzugehen. Als Dulski sah, wie seine Partei zusammenschrumpfte, ward er plötzlich der eifrigste Fürsprecher des siegenden Bathory und setzte sogar durch, dass Bathory die preussischen Privilegien nicht noch besonders zu beschwören brauchte, wie viele forderten. Dulski begleitete später den König von Thorn nach Danzig; er verhandelte sogar mit letzterer Stadt – allerdings erfolglos. Aber er blieb während der Kriegszeit (1577) an des Königs Seite, und wurde zum Lohn für seine Dienste 1580 zum Grosskronschatzmeister ernannt.

In den Kämpfen zwischen der Partei Zamojski's und Zborowski's, welche das Interregnum vor Sigmund's III. Wahl hervorgerufen hatte, stand er auf Seiten des ersteren und führte ihm, wie viele seiner Anhänger, bewaffnete Mannschaft zu. Dulski zog auch dem neugewählten Könige

---

[1]) S. Orgelbrandt's Grosse Encyklopädie s. v. Dulski.

nach Preussen entgegen, und er war es auch, der Sigmund III zum Herrscher ausrief. Er starb 1590.

Jan Dulski war, wie man sieht, ein Mann ohne Grundsätze, ein Mann, der sich immer demjenigen zuwandte, welcher im Parteikampfe Sieger geblieben war und Belohnungen zu vergeben hatte. Wir wollen nicht behaupten, dass Gornicki sich diesem Manne so eng anschloss, weil auch er wankelmüthigen Charakters gewesen wäre, das könnte ungerecht sein; allein es genügt, dass er einen solchen zu seinem Busenfreunde wählte. Wir würden überhaupt nicht wagen, Gornicki des Wankelmuths zu zeihen; er war nur ein schwacher Charakter. Die Unterdrückung seiner politischen Schriften auf den Rath seiner Gönner wäre allein ein vollgültiger Beweis mangelnden Muthes; seine zaghaften Urtheile über Menschen und Zustände bekräftigen unsere Ansicht, und sein ganzes Verhalten den Königen und Grossen gegenüber beseitigt jeden Zweifel.

Man möchte beinahe glauben, dass auch der Gedanke an die eigene Ruhe und Behaglichkeit es war, der ihn von der Theilnahme am politischen Leben fernhielt. Wir hören nirgends, dass er nur einmal öffentlich aufgetreten wäre — auffallend genug in jener stürmisch bewegten Zeit. Gewiss, Gornicki besass gar keine staatsmännischen Fähigkeiten. Aber die besassen nur wenige von denjenigen, die mit Herz und Hand an den Geschicken ihres Vaterlandes Theil nahmen, und waren auch, wie natürlich, nur wenige zu politischer Führerschaft berufen — Partei nahmen alle. Nur Gornicki steht abseits und bekennt nicht entschieden Farbe. Man sollte meinen, aus zwei politischen Tractaten, aus einem Memoirenwerke und aus Briefen, welche vielfach die Weltereignisse besprechen, müsste sich doch die Anschauung eines Mannes herauslesen lassen. Vergebliche Mühe! Nicht blos die Widersprüche — deren wir schon oben gedachten — verhindern, einen Blick in die Seele Gornicki's zu werfen, sondern in weit höherem Grade die blasse Farblosigkeit seiner Theorie. In der Zeit, wo das laute Feldgeschrei ertönte: Hie Oesterreich, hie Anjou! hie Maximilian,

hie Bathory! hie Zamojski, hie Zborowski! verräth Gornicki nicht mit einem Worte, auf welcher Seite er stehe.

Selbst auf die Cardinalfragen, die man stellen möchte, bleibt er uns die Antwort schuldig. Ist Gornicki in dem Kampfe, welchen die Szlachta unaufhörlich mit der Krone kämpft, Anhänger der letzteren oder der ersteren? Zieht man seine Schlüsse aus der „Rozmowa“ so wird man annehmen müssen, dass er für Beschränkung der Privilegien des Adels war; zieht man sie aus der „Droga“, so muss man glauben, er wolle aus dem Fürsten nur etwas wie einen Repräsentanten der Staatseinheit machen, und legt man seine Worte aus einem Briefe an Radziwill[1]) zu Grunde, so wird man erst ganz wirre. In Polen wird es nicht eher besser werden — meint der greise Gornicki — als bis einer absolutam potestatem haben wird, oder bis wieder ein Fürst, der viele Söhne hat, das Land unter diese vertheilt.

Was hat man nun als die eigentliche Ansicht Gornicki's zu betrachten? Auf diese Frage giebt es keine Antwort.

Eine zweite, im XVI. Jahrhundert vielerörterte, Frage von Bedeutung war die der Jurisdiction der Geistlichkeit. Gornicki äussert sich darüber zwei mal (Dz. 35. Rozm. 39.) fast mit denselben flüchtigen Worten. Seit die Geistlichengerichte aufgehört haben, seien die Sitten schlechter geworden. Etwas bestimmter lautet eine andere Stelle in der „Rozmowa“ (S. 82). Da ihr einmal das geistliche Gericht verworfen, das sehr nothwendig war, so sei im Statut das das erste Gesetz, welches die ordentliche und gleichmässige Anbetung Gottes und des Befolgen seines und seiner Kirche Befehls betrifft; am besten aber wäre, den Geistlichen ihre Jurisdiction zurückgeben. Mann kann allerdings auch daraus nicht viel ersehen. Weder auf seine politischen, noch auf seine religiösen Ansichten darf man aus einer so kurzen Bemerkung Schlüsse wagen.

---

[1]) Mac. Dod. S. 167. Brief vom 28. October 1601.

War Gornicki ein gläubiger Christ? Er war hier — meinen wir — wie in seinen Lebensanschauungen im Allgemeinen, halb. Eine Kirche, wohl; das gebot die Einheit des Staats, aber innerhalb dieser Kirche mochte dem Starosten von Tykocin alles erlaubt scheinen. Die gänzliche Abwesenheit alles christlichen Elements in seinen Schriften haben wir schon betont; sie ist die natürliche Folge seiner Bildung. Einzelne Züge aus seinem Leben gestatten ein sichereres Urtheil. Er spricht wiederholt von Ketzern, welche vor bischöflichen Richtern erschienen; immer ist seine Anschauung die duldsamere: er theilt die Ansicht des milden Maciejowski und rügt die Strenge des harten Zebrzydowski. Seiner Tochter giebt er einen Gemahl, von dem man nicht recht weiss, ob er der allgemeinen Kirche angehört, ob er Protestant ist, und Gornicki begnügt sich damit, dass ja der katholische Priester die Ehe einsegnet. Er war eben gleichgiltig, die Glaubensfrage war für den Humanisten keine Herzens-, keine Lebensfrage.

Das häusliche Leben Gornicki's ist uns gänzlich unbekannt. Vielleicht, dass seine lyrischen Gedichte, wenn sie einmal ans Licht gelangen, den Starosten von Tykocin als Jüngling, als Ehegatten und Vater uns vor die Augen führen; für jetzt wissen wir von Thatsachen nicht mehr, als oben mitgetheilt, und diese sind zu gering an Zahl, um ein klar ausgeprägtes Bild zu geben.

Gornicki war sicherlich ein Mann von feinstem höfischem Wesen — das eben machte ihn zum Liebling aller bei Hofe; ein Mann von umfangreichem Wissen, der an die Bildung des Hofmanns die höchsten Anforderungen stellen durfte, weil er sie selbst befriedigte.

Er war jähzornig und händelsüchtig, wie wir aus den gegen ihn erhobenen Klagen und aus der grossen Zahl der von ihm angestrengten Processe schliessen müssen. Auch noch manchen andern Tadel würde man ihm nicht ersparen können, wollte man nicht lieber an den kleinen Schwächen des Verdienten vorübergehen.

Gornicki war ganz ein Sohn der Renaissance, als Mensch wie als Schriftsteller. Kunstwerke hat er nicht geschaffen. Er gehörte nicht zu denen, welche neue Gebiete eröffnen, aber er war seinem Volke ein Dolmetsch des Höchsten, was der Menschengeist zu jener Zeit gekannt. Dass seine Wirksamkeit nicht tiefer ging, war nicht seine Schuld; sein Volk war es, das andere Wege einschlug, und die Brücke, welche das XVII. Jahrhundert mit dem Zeitalter Gornicki's verbinden sollte, gewaltsam abbrach. —

Buchdr. Th. Schatzky, Breslau Wallstr. 14